AGO
R. 7/1

R Z / 1

BAMBERG

Gemeinnützige und vollſtändige

Naturgeſchichte

für

Liebhaber und Lehrer

von

J. A. C. Löhr,
Oberpfarrer in Zwenkau bey Leipzig.

Erſter Band.

Die Säugethiere

mit 93 Abbildungen.

Leipzig, bey Gerhard Fleiſcher, dem Jüngern.
1816.

R 7/1

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

Der Verfaſſer weiß recht wohl, wie viel Werke über die Naturgeſchichte wir haben, die zu einem gemeinnützigen Gebrauch — für Kinder, fürs Volk, für Schulen — beſtimmt ſind, weiß aber auch, daß deſſen, was wir Ganzes und Gutes haben, fürwahr nur ſehr wenig iſt, und hofft daher, daß für dieſes Werk ſich immer noch des Platzes genug finden werde, ohne mit irgend einem andern nützlichen Werke um Platz und Wirkungskreis ſtreiten zu dürfen.

In wie fern dem Titel in Anlage und Ausführung Genüge geleiſtet iſt, und was vor ähnlichen Büchern dieſes Buch Eigenthümliches hat, überläßt der Verfaſſer willig dem Urtheil einſichtsvoller Leſer, die eben, je mehr ſie einſichtsvoll ſind, um deſto billiger ſeyn werden, weil ſie wohl wiſſen, daß Ein Menſch, wer er auch ſey, in Anſichten oder Angaben, nicht in Allem untrüglich ſeyn, und jeglichen Gegenſtand ſo bearbeiten könne, daß Nichts mehr zu wünſchen übrig bleibe. Sie werden das Werk mit ähnlichen vergleichen, und beſtimmen, ob es überflüſſig ſey? Sie werden leicht ſehen, wie? und auf wen es berechnet, wie es geordnet und dargeſtellt, wie viel Mühe und Sorgfalt dabei angewendet, und wie gut oder übel das Beſtreben gelungen iſt, das Nothwendige und Nütz-

liche mit dem Intereſſanten zu verbinden, das Wichtigere hervorzuheben, und dem, der etwa einmal tiefer (oder vielleicht nur kunſtmäßiger) in das Studium der Naturgeſchichte eindringen will, Mancherlei vorzuarbeiten.

Das Werk wird in fünf Bänden beendigt werden, die, da die Materialien bereit liegen, einander in Kurzem nachfolgen ſollen.

Mit dem letzten Bande ſollen die nöthigen Beſſerungen, Berichtigungen und Nachträge erfolgen. Es gibt überall in Wiſſenſchaften faſt täglich zu berichtigen und nachzutragen; hier aber wohl vorzüglich.

Wer da will, möge dieſes Werk als einen Commentar zu der: Naturgeſchichte für Schul- und Hausunterricht von J. A. C. Löhr, mit 83 Abbildungen. Leipzig, bei Gerhard Fleiſcher d. J. (16 Gr.) benutzen.

Inhalt.

Erſte Abtheilung.

Allgemeinere Bemerkungen.

1. Die Naturgeſchichte. Seite 3
2. Hauptunterſchied der Naturkörper. 3
3. Hauptabtheilung. 4
4. Leben. 5
5. Lebenskraft. 6
6. Reproductionskraft. 6
7. Thier und Pflanze. 7

Die Thiere inſonderheit.

8. Erzeugung der Thiere — Bildungstrieb. 9
9. Trieb und Zeit der Begattung — Baſtarde, Einfluß des Klimas — Kaſtraten. 10
10. Aehnlichkeit, Verſchiedenheit. 15
11. Einrichtung des Körpers. 16
12. Verbreitung — Vertheilung der Thierarten. 19
13. Vermehrung, Menge der Thiere. 23
14. Abnahme mancher Thierarten. 25
14. Zerſtörung, Erhaltung des Lebens. 28
 Raubthiere. 28
15. Trieb, Inſtinkt. 30
16. Züge der Thiere. 34
 Winterſchlaf. 36
 Bewegung. 37
 Stärke. 38
 Lebensdauer. 38

Widrigkeit mancher Thiere. Seite 39
Töne. 41
Gelehrigkeit der Thiere — Zähmen — Abrichten. 43
Hausthiere. 45
17. Beſtandtheile thieriſcher Körper. 45
18. Zahl der Arten — Eintheilungen. 48

Zweite Abtheilung.

Der Menſch.

Bildung des Menſchen. 63
Geburt. 67
Entwickelung des Körpers. 69

Jugendalter. 71
Geſchlechtstrieb. 71

Alter — Tod. 72
Der Schlaf. 74

Bau, Beſchaffenheit des Körpers. 75
Knochen — Gelenke — Beinhaut. 76
Kopf — Rumpf — Gliedmaßen. 77
Muskeln. 78
Zellgewebe. 78
Gehirn — Rückenmark — Nerven. 80
Sinne und Sinnenwerkzeuge. 82
Bruſt — Herz — Lungen — Zwerchfell. 88
Gefäße. 90
Adern. 90
Eingeweide des Unterleibes; Magen, Leber u. ſ. w. 91
Ernährung. 93

Vorzüge des Menſchenkörpers.
Stellung — Ausdauer — Nahrung. 95
Sprache. 98
Sinne — mancherlei Vermögen. 101
Lebensdauer. 102

Verſchiedenheit der Nationen.
Polarmenſchen, Mogolen, Hindus u. ſ. w. 103

Menſchenracen aus Vermiſchungen.
Mulatten, Creolen u. ſ. w. 117

Ausartungen — Albinos, Kretins u. ſ. w. : Seite 121
Sechsfingrer — Porcupine Man u. ſ. w. : : 122
Geborne Krüppel. : : : : : : : 123
Rieſen und Zwerge. : : : : : : 124
Zuſammengewachſene. : : : : : : 127
Geſchwänzte Menſchen. : : : : : : 128
Dicke und ſtarke Menſchen. : : : : : 129
Verwilderte. : : : : : : : : 133

Dritte Abtheilung.

Die Thiere.

1. Die Affen. Simiae.
a) ohne Schwanz. : : : : : : 137
b) mit kurzen Schwänzen (Paviane). Papiones.
c) mit langen Schwänzen, kahlen Geſäßſchwielen und Backentaſchen. Meerkatzen. Cercopitheci.
d) mit langen Wickelſchwänzen ohne Schwielen und Backentaſchen. Cebi.
e) mit langen ſchlaffen Schwänzen ohne Schwielen und Taſchen. Callithrices.
(Beide letztere leben nur in Amerika.)
Eigentliche Affen. Simiae.
Der Orang-Utang (Pongo, Jokko, Baris, Schimpanſe). Simia Satyrus. : : : : : : 144
Der langarmige Affe (Gibbon, Golock). Sim. longimana. Homo Lar.
Der gemeine Affe (Pitheke). Sim. sylvanus. : 155
Der Magot (Hundskopf). Sim. Inuus.

Paviane. Papiones. : : : : : 159
Der Choras. Papio Mormon.
Der Mandrill (Maimon). Pap. Maimon.
Der ſchwarze Pavian. Pap. aethiops.
Der Bärenpavian. Pap. ursinus?
(Er iſt eine Spielart vom grauen Pavian, der faſt ſchon mehr, ſeines Schwanzes wegen, den Meerkatzen anzugehören ſcheint.)

Meerkatzen. Cercopitheci. : : : : 161
Die Aigrette (Makoko). Cerc. Cynamolgus.

Der Patas. Cerc. Patas.
Die Chineſermütze. Cerc. sinicus.
Der Marlbrouck. Cerc. faunus.
Der grüne Affe. Cerc. Sabaea.
Der Predigeraffe (Quarine) (ſ. nun obige Eintheilung). Cebus Seniculus.
Der ſchwarze Brüllaffe. Cebus Beelzebul.
Der Quato, Waldteufel. Cebus paniscus.
Der Buſchſchwanzaffe. Cebus trepidus.
Der Saju. Cebus Apella.
Der Saimiri, Todtenköpfchen. Cebus sciureus.
Der Sagoin, Uiſtiti. Callithrix Jacchus.
Der Rolowai. Cercopith. Rolowai.
Der Mico.

2. Die Makis. Lemures (Prosimiae). : : Seite 169
Der fliegende Maki. Lemur volitans.
Der Lori. Lemur Lori.

3. Die Faulthiere. Bradypodes. : : : 169
Der Ai (dreifingriges). Bradypus tridactylus.
Der Unau (zweifingriges). Brad. didactylus.
Das bärenartige Faulthier. Brad. ursinus.

4. Ameiſenfreſſer, Gürtelthiere, Schuppenthiere. Myrmecophaga, Dasypus, Manis. : 171

Ameiſenfreſſer. Myrmecophaga.
Der große Ameiſenfreſſer (Ameiſenbär). Myrmec. (Anteater).
Zwei, drei, vierzehige. Didactyla, tridact., tetradact.
(Der große hat eine Art Mähne auf dem Rücken). Didact. jubata.

Gürtelthiere. Dasypus.
Armadille — Panzerthiere, Dasypus. Armadillo. mit 3, 4, 6, 8, 9, 12 Gürteln, tricinctus, quadric., sexcinct., octo-, novem-, duodecimcinct.
(Eins hat ſogar 18 Gürtel), octodecimcinctus.

Schuppenthiere. Manis. Pholidotus.
Kurz und lang geſchwänzte. Manis brachyura — macroura.

Das formoſaniſche Teufelchen. Manis diabellus formosanicus.

5. Der Elephant. Elephas. Seite 173

6. Das Nashorn. Rhinoceros. 188
Das einhörnige — zweihörnige. Rhin. unicornis (Monoceros) — Rhin. bicornis.

7. Flußpferd, Flußochſe — Seekuh, Nilpferd. Hippopotamus (amphibius). 191

8. Die Giraffe, oder Kameelparder. Giraffa Camelopardalis. 192

9. Tapir oder Anta. Tapir Anta. 193

10. Das Kameel. Camelus. 194
Das gemeine Kameel. Camel. dromedarius (arabianus).
Das Trampelthier. Camel. bactrianus.
Das Lama. Camel. Llama.
Das Vicunna. Camel. Pacos.
Der Pako. Camel. Alpaco.

11. Pferd und Eſel. Equus. 205
Das Pferd. Equus (solidungulus).
Der Dſchiggetai. Eq. hemionus.
Das Tangunpferd.
Das gehörnte.
Das mit geſpaltenen Hufen.
Der Eſel. Equus asinus (Onager). 211
Der Mauleſel. Eq. asinus Hinnus.
Das Maulthier. Eq. asinus Mulus.
Der Jumarre.
Der Zebra. Eq. Zebra.
Der Quagga. Eq. Quagga.

12. Stiergeſchlecht — Rindvieh. Bos. 213
Der gemeine Ochſe, Stier. Bos taurus.
Der Auerochſe, Ur. Bos urus.
Der Arno. Bos Arno.
Der Biſon. Bos Bison (american.).
Der Biſam- oder Moſchusochſe. Bos moschatus.
Der Sarluck — grunzende Ochſe. Bos grunniens.
Der Büffel. Bos bubalus.

13. Das Schaaf. Ovis. . . . . Seite 219
Argali — Schaaf. Ovis Ammon — Ovis aries.
Das ſpaniſche — engländiſche ꝛc. Ovis hispanica, anglic.
Das kurzſchwänzige. Ovis brachyura.
Das breitſchwänzige. Ovis laticaudata, platynia.
Das langſchwänzige. Ovis longicaudata.
Das isländiſche. Ovis polycerata.

14. Die Ziege (Steinbock, Angora). Capra. 225
Der Ziegenbock. Capra hircus.
Der Steinbock. Capra ibex.
Der Angorabock. Capra angorensis.

15. Gemſen, Antilopen, Gazellen, Bezoarthier. Antilope. 228
Die Gemſe. Antilope rupicapra.
Die Antilope. Antilope.
Die Gazelle. Antilope dorcas.
Der Bezoarbock. Antilope Gazella.
Die Saiga Antilope (Suhac). Antilope Saiga.
Die kameelähnliche Antilope. Ant. tragocamelus.
Der Nyl-ghau. Ant. albipes.
Die Kropfgazelle. Ant. gutturosa.
Die Zwergantilope. Ant. pygmaea.
Der Gnou. Ant. Gnou.
Der (Bubal). Ant. Bubalis.
Der (Paſan). Ant. Oryx.

16. Hirſche. Cervus. 234
Hirſch, Damhirſch, Reh, Rennthier, Elenn, (Mooſethier) u. a. m.
Der Hirſch, (Edelhirſch, Rothhirſch). Cervus Elephu.
Der Damhirſch. Cervus Dama.
Der Zwerghirſch. Cervus pygmaeus (?)
Der Axis. Cerv. Axis.
Das Reh. Cerv. capreolus.
Das Rennthier. Cerv. tarandus.
Das Elenn. Cerv. alces.

17. Moſchus- oder Biſamthier. Moschus moschiferus. 244
Zwergmoſchus in Guinea. Moschus pygmaeus.

18. Katzen. Feles. 246
Löwe, Tiger, Panther u. ſ. w.

Der Löwe. Felis Leo.
Der Tiger. Fel. Tigris.
Der Panther. Fel. Pardus.
Der Leopard. Fel. Leopardus.
Die Unze. Fel. Panthera (Uncia).
Der Karakal. Fel. Manul (Caracal).
Der Syah-gush, Pumá, Jaguar. Fel. (Caracal?)
Der Luchs. Fel. Lynx.
Die Katze. Fel. domeſticus.
Die angoriſche Katze. Fel. angorenſis.

19. Hunde. Canes. : : : : : Seite 258
Wolf, Schakal, Fuchs, Hyäne.
Der Hund. Canis familiaris.
Der Schäferhund. Can. domesticus.
Der Pudel. Can. aquaticus.
Der Dachshund. Can. vertagus.
Der Bologneſer. Can. melitensis.
Der Bullenbeißer. Can. molossus.
Der Hühnerhund. Can. avicularius.
Die Dogge. Can. anglicus.
Der Saufänger. Can. aprinus.
Der Mops. Can. fricator.
Der Windhund. Can. grajus.
Der ital. Windhund. Can. italicus.
Der Wolf. Can. lupus.
Der Fuchs. Can. vulpes.
Der Brandfuchs. Can. Vulpes alopex.
Der Kreuzfuchs. Can. Vulp. crucigera.
Der Steinfuchs. Can. lagopus (Isatis).
Die Hyäne, geſtreifte. Can. hyaena ſtriata.
— — gefleckte. Can. hyaena crocata.

20. Die Bären. Ursus. : : : : : : 275
Dachs, Vielfraß, Waſchbär, Wolverene. (Raubthiere).
Der Landbär. Ursus arctos.
Der hindoſtaniſche.
Der Eisbär. Ursus maritimus.
Der Dachs. Ursus meles.
Der Vielfraß. Ursus gulo.
Die Wolverene. Ursus luscus.

Der Carcajou.
Der Waſchbär. Ursus lotor.

21. Marder, Wieſel, Stinkthiere (Raubthiere). Mustela — Viverra. : : : : : Seite 283
Der Steinmarder. Mustela foina.
Der Baummarder. Must. martes.
Der Jltis. Must. putorius.
Das große Wieſel. Must. erminea.
Das kleine Wieſel. Must. vulgaris.
Der Zobel. Must. zibellina.
Die Frette. Must. (Viverra) furo.
Der Honigdachs (Ratel). Viverra mellivora.
Das Stinkthier (Skunk). Viv. putorius.
Die Zibethkatze. Viv. civetta.
Der Jchneumon. Viv. Ichneumon.
Der Wickelſchwanz. Viv. caudivolva.
Der Manguſte. Viv. Mungos oder ichneumon?
Das mexikaniſche Wieſel? Viv. mexicana?

22. Haſen und Kaninchen. Lepus — Cuniculus. 299
Der Haſe. Lepus timidus.
Der Alphaſe (nördlicher). Lepus variabilis.
Das Kaninchen. Lep. cuniculus.
Das angoriſche Kaninchen. Lep. angorensis.

23. Jerboa (Springhaſe, Erdhaſe). Dipus. : 306
Der Jerboa. Dipus Jerboa jaculus.
Der Pfeilſpringer. Dip. sagitta.

24. Das Schwein. Sus. : : : : : 308
Das wilde Schwein. Sus ſcrofa aper (ferus).
Das gemeine. Sus ſcrofa.
Der Babyruſſa. Sus Babyrussa (caudatus).
Das afrikaniſche (Engallo). Sus aethiopicus.
Das Biſamſchwein (Tajaſſu). Sus Tajassu.

25. Ratten und Mäuſe. Mures. : : : 315
(Nagethiere). (Glires).
Rattenſchwänzige. Mures myosuri.
Haarſchwänzige Mures cunicularii.
Spitzmäuſe. Sorices.
Die Ratte, Hausratte. Mus rattus.
(Der Coypa).

Der Surmulot. Mus decumanus.
Die Biſamratte. Mus (sorex?) moschatus.
Der Ondrata. Mus zibethicus.
Der Desman. Sorex moschat.
Der Piloris. Mus pilorides.
Die Holzratte.
Die Maulwurfsratte.

Mäuſe. Mures.
Die Hausmaus. Mus musculus.
Die Feldmaus. Mus arvalis.
Die Brandmaus. Mus agrarius.
Die ökonomiſche Maus. Mus oeconomus.
Die Waſſermaus. Mus amphibius.
Die Blindmaus. Mus typhlus.
Die Bergmaus, Lemming. Mus Lemmus.

Die Spitzmäuſe, Sorex, machen, wie ſchon angedeutet, ein eigenes Geſchlecht, das mit den Mäuſen höchſt nahe verwandt iſt.
Die gemeine — die Waſſerſpitzmaus. Sorex araneus — Sorex fodiens.

26. Beutelthiere (Opoſſums). Didelphys. Seite 336
Der Marſupial. Didelph. marsupialis.
Der Opoſſum. Didelph. opossum.
Die Buſchratte (Aeneas). Didelph. dorsigera.
Der Känguruh. Didelph. Kenguruh. *)

27. Die Cavien, Meerſchweinchen. Cavia. 341
Das Meerſchweinchen (Cobaya). Cavia Cobaya.
Der Agouti. Cavia Aguti.
Der Paka. Cavia Paka.
Das Waſſerſchwein. Cavia Capybara.
Der Klipdas. Cavia Capensis.

28. Der Igel. Erinaceus. 343
Der gemeine. Erin. europaeus.
Der langöhrige. Erin. auritus.

*) Kengurus minor findet ſich auch in Neuholland, iſt rattenartig gebaut, von Größe eines Kaninchens, und hat 2 Vorderzähne mehr, als der große Känguruh; alſo 8.

29. Stachelſchwein, Stachelthier. Hystrix.
Das gemeine Stachelſchwein. Hystrix cristata.
Der Coandu. Hystrix prehensilis.
Der Urſon. Hystrix dorsata.

30. Slepez — Schläfer. Spatex — Myoxus. Seite 347
Der große Slepez. Spatex major.
Die Schläfer oder Fettmäuſe. Myoxus.
Der Billich, Rellmaus (Siebenſchläfer). Myoxus glis (Sciurus glis).
Die Haſelſchläfer, oder große und kleine Haſelmaus. Myox. avellanarius.
Die große. Myox. nitela (nitedula).
Die kleine. Myox. muscardinus.

31. Das Eichhorn. Sciurus. : : : : 348
Das gemeine Eichhorn. Sciurus vulgaris.
Lapplands graues. Sciurus cinereus Lappl. (Auch eins in Nordamerika.)
Nordamerika's ſchwarzes. Sciurus niger.
Das geſtreifte in Nordamerika und Sibirien. Sciurus striatus.
Hindoſtaniſche Eichhörner.
Der Rukkai. Sciurus Rukkai (?)
Das purpurfarbene. Sciurus indicus.
Das fliegende. Sciurus volans (virginianus).

32. Fledermäuſe. Vespertiliones. : : : 354
Zwergfledermaus. Vespertilio pipistrellus.
Das Langohr. Vesp. auritus.
Speckfledermaus. Vesp. noctula.
Die rauhflüglige. Vesp. lasiopterus.
Die rattenartige. Vesp. myotis.
Die mäuſeartige. Vesp. murinus.
Die Hufeiſennaſe. Vesp. ferrum equinum.
Der Vampyr. Vesp. Vampyrus.

33. 34. Hamſter, Zieſelmaus, Murmelthier. (Mus) Cricetus. : : : : : : Seite 360
Der gemeine Hamſter. Cricet. vulgaris (mus cricetus.)
(Souslick) Zieſelmaus (eheloſes Murmelthier). Mus citellus (Arctomys Citellus).
Murmelthier (der Alpen). Mus aut Arctomys Marmotta.

Der Boback. Mus arctomys.
Der Monax (virginiſches Murmelthier). Mus monax.

35. Maulwurf. Talpa. : : : : Seite 369
Der gemeine Maulwurf. Talpa europaea.
Der Goldmaulwurf. Talpa aurea.
Der Ykipara.
Der langgeſchwänzte. Talpa longicaudata.
(Nur langgeſchwänzt im Verhältniß gegen die andern.)
(Cauda mediocri.)

36. Der Biber. Castor (fiber). : : : : 372

37. Die Otter. Lutra. : : : : : : 380
Die Fiſchotter. Lutra vulgaris.
Die Meerotter, Seeotter. Lutra marina.
Die Sumpfotter. Lutra minor.

38. Das Schnabelthier. Ornithorhynchus paradoxus. : : : : : : : : 385

Waſſerſäugethiere, im Waſſer und auf dem Lande lebend.

39. Wallroſſe. Trichecus. : : : : : 386
Das Wallroß. Trichecus rosmarus.
Der Dugung. Trich. Dugung.

40. Manati's. : : : : : : : 389
Der rund- oder wallfiſchſchwänzige Manati. Manati gigas.
Der kleine Manati, Lamentin. Manati (Lamentin?)
Einige rechnen die Manati's noch zu dem Trichecus — alſo zum Wallroß.

41. Die Robben, Seehunde. Phoca. : : 390
Der eigentliche Seehund, Meerkalb. Phoca vitulina.
Der Seebär. Phoca ursina.
Der Seelöwe. Phoca leonina.
Der glatte und zottige. Phoca jubata.

Blos im Waſſer lebende Säugthiere.

42. Wallfiſche *). Cetacea. : : : : 395

*) Man wird aus den beigeſetzten Kunſtnamen erſehen, wie ſich die Gattungen der unter dem Geſammt-Namen Wallfiſch begriffenen Thiere unterſcheiden.

Der eigentliche (grönländiſche). Balaena mysticetus.
Der Narwall. Monodon (Diodon) monoceros.
Der Finnfiſch (Maſtfiſch). Physeter tursio.
Der Pottfiſch (Kachelot). Ph. macrocephalus.
Der Nordkaper (Eiswallfiſch). Balaena mysticetus islandica (glacialis).

43. Delphine. Delphinus. : : : : Seite 403
Das Meerſchwein. Delph. phocaena.
Der dicke Delphin, Nordkaper. Delph. Orca.
(Nicht mit vorigem Nordkaper zu verwechſeln.)

Anhang.

44. Der Seeaffe.
Die Seeſchlange.
Der Kraken.

Erſte Abtheilung.

Allgemeinere Bemerkungen.

Allgemeinere Bemerkungen.

Da Niemand die Ordnung der Natur im Allgemeinen überſieht, da alle unſere Kenntniſſe von derſelben, des täglichen Zuwachſes ungeachtet, dennoch höchſt mangelhaft ſind, und kein ſterbliches Auge gemacht iſt, das Ganze der Schöpfungen mit einem Blicke in ſeinen Verhältniſſen und Zuſammenhängen zu befaſſen, ſo müſſen wir uns mit **Bemerkungen** begnügen.

1. Die Naturgeſchichte.

Man hat ſich vielfältig, faſt möchte man ſagen, darüber gequält, um mit kurzen und beſtimmten Worten auszuſagen, was **Naturgeſchichte**, oder **Naturbeſchreibung**, ſey, und wie ſie ſich von der Naturlehre unterſcheide? — Für uns iſt es genug zu ſagen: es iſt die **Beſchreibung der Thiere, Pflanzen und Mineralien**, die man auch **Naturkörper**, oder **Naturalien** genannt hat. — Was man ſich aber als die **erſten Elemente der Dinge** denkt, und die **allgemeinen Eigenſchaften** dieſer Dinge, gehöret der **Naturlehre** an.

2. Der Hauptunterſchied der Naturkörper

iſt folgender:

Einige, nämlich **Thiere und Pflanzen**, werden immer von **ihres Gleichen erzeugt**. Sie haben Werkzeuge, die

ſelbſtthätig Alles verrichten, was zu ihrer Erhaltung erforderlich iſt. — Daher nehmen ſie mit dieſen Werkzeugen fremdartige Dinge (Luft, Waſſer, Licht, und Alles was Nahrungsmittel heißt) in ſich auf, verarbeiten dieſelben und verwandeln ſie alſo, daß dieſelben denjenigen Theilen gleich werden, aus welchen ſie ſelbſt beſtehen, d. h. ihren eigenen Beſtandtheilen. (S. nachher die Ernährung des Menſchen.) Sie erſetzen nicht nur auf dieſe Weiſe den Abgang verſchiedener ihrer Theile, ſondern vermehren dieſelben auch — oder, mit andern Worten, ſie bewirken durch ſich ſelbſt ihre Ernährung und ihr Wachsthum. (Man denke hier auch an einen Baum.)

Die Werkzeuge, wodurch dies Alles geſchieht, heißen Organe, und dieſe Körper werden daher organiſirte genannt.

Aber den Mineralien fehlt es an ſolchen Werkzeugen ganz und gar, und ſie allein heißen unorganiſirte Körper. Sie können keine Nahrungsmittel in ſich aufnehmen, und wachſen alſo nicht eigentlich, und werden nicht durch ihres Gleichen erzeugt, ſondern ſie vergrößern ſich nur, wie z. B. Steine, indem ſich gleichartige Theile anſetzen und anhäufen. — Uebrigens liegt bei den Mineralien noch Manches im Dunkel. — Die Regelmäßigkeit ihrer Bildungen und Geſtalten, z. B. ihre Kryſtalliſation, iſt höchſt bemerkungswerth, und verdient die Nachforſchungen ſcharfſinniger Köpfe.

3. Haupt-Abtheilung.

Sichtlich zerfallen die organiſirten Körper in zwei Haupttheile. Einige derſelben, die Pflanzen, behalten feſt ihren einmaligen Standort, nehmen aber ihre Nahrung aus den wäſſerigen, luftförmigen und Lichtſtoffen, die ihnen die Natur zuführt; athmen ein und athmen aus (durch Einſaugen und Ausdünſten, vorzüglich der Blätter (ſ. das Pflanzenreich). Andere haben mit geringen Ausnahmen die Fähigkeit frei und willkührlich ſich zu bewegen, und ihren Ort zu verändern, zumal

wenn ſie vom Hunger und Naturtrieb getrieben werden — die Thiere.

So zerfallen denn, nach dieſen Unterſchieden, alle Naturkörper in

drei große Abtheilungen, die man Reiche nennt: **das Thierreich, das Pflanzenreich, das Mineralreich.**

Anmerk. Die fernern Eintheilungen ſ. Nr. 16.

4. Leben.

Das Wort: Leben gebraucht man nur von den organiſchen Körpern, und mit Recht auch von den Pflanzen; denn ſelbſt die gemeine Sprache ſagt von einem Baum: er iſt abgeſtorben, er iſt todt, iſt hin.

Das Leben der Körper kann nicht länger dauern, als deſſen Organe durch von außen her einwirkende Mittel in Thätigkeit geſetzt werden. Man drückt das ſo aus: als ſie durch Reizmittel erregbar ſind. Alſo gehören einerſeits die Reizmittel dazu, andererſeits die Erregbarkeit der Körper, die noch Fähigkeit und Empfänglichkeit für dieſe Reizmittel haben müſſen.

Bei Thieren ſowohl als bei Pflanzen, ſind Wärme, Licht, Luft (Luftarten), und Waſſer die allgemeinſten Reizmittel, und wo dieſe fehlen, hört eben ſowohl das Leben auf, als wo die Erregbarkeit fehlt, und mithin die Reizmittel gar nicht mehr wirken können.

Mehrere Thiere und Pflanzen und deren Saamenkeime können Jahre lang, die Pflanzen ſogar halbe Jahrhunderte lang, in einer Art Scheintod zubringen, aber ihre Organe ſind darum nicht unerregbar geworden, ſondern ſetzen ſich wieder in Thätigkeit, ſobald ein angemeſſenes Reizmittel angewendet wird. So können manche Mooſe, und einige Infuſionsthiere ein halbes Jahrhundert lang ganz vertrocknet liegen, und fangen wieder an aufzuleben, zu grünen, zu blühen, und ſich zu bewegen,

wenn ſie mit Waſſer angefeuchtet werden; ſo ſind Fliegen, die Jahre lang im geiſtigen Madera gelegen hatten, wieder an der Sonne zum Leben gekommen. Und was wollen wir ſagen von den Kröten, die eingeſperrt, oder vielmehr eingewachſen in große Marmorblöcke, oder in mächtige Baumſtämme, beim Spalten derſelben auflebten, hervorhüpften und noch einige Zeit beim Leben blieben. Dieſe letztern Fälle ſind gar nicht ſo überaus ſelten; aber man denke dabei an den Winterſchlaf mehrerer Thiere, zumal der Fröſche, auf dem Grunde der Teiche, Bäche und Gräben.

Zu viel und zu wenig Reiz ſtören das Leben, und bewirken Krankheit oder Tod. Daher iſt auch zu große Kälte ſowohl, als zu große Wärme tödtlich, oder doch ſehr nachtheilig.

5. Lebenskraft.

Wer es weiß, was ſie iſt, möge es uns ſagen. Man ſpricht und ſchreibt ſehr viel von derſelben; aber der Verfaſſer geſteht recht offenherzig, daß er eben ſo wenig weiß, was Lebenskraft iſt, als er weiß, was Schwere, Licht u. ſ. w. iſt, ohne damit dem Worte ſelbſt, das zur Bezeichnung mancher Erſcheinungen ſehr wohlgewählt ſeyn mag, zu nahe zu treten.

6. Reproduktionskraft.

Auch ein Name, aber mit bekannten und beſtimmten Erſcheinungen. — Die Hirſche wechſeln ihre abgeworfenen Geweihe mit neuen, wie mehrere verwandte Thierarten auch; die Säugethiere hären ſich; die Vögel mauſern, und auch die Krebſe mauſern ſich; die Schlangen werfen die alte Haut ab, und bekommen eine neue, die Pflanzen, die Bäume zumal, bekommen ſtatt der abgefallenen Blätter, neue wieder. — Dieſe und ähnliche Wiedererzeugung geht aber nur zu gewiſſen und beſtimmten Zeiten vor ſich, und es hat ſie Niemand noch erklärt; denn fürwahr iſt wohl ſchwerlich dadurch etwas erklärt, daß man die

Reproduktion für eine Folge des Bildungstriebes ausgibt; es iſt in der That wohl nichts andres, als das Unbekannte aus dem Unbekannten herleiten. S. Nr. 8.

Aber auch außer den beſtimmten Zeiten ergänzen ſich viele Theile wieder. Beim Menſchen, der eben mit dieſer Gabe der Reproduktion am wenigſten verſehen iſt, die abgeſchälte Haut, die abgeſchnittenen Nägel der Finger und Zehen, die abgeſchornen Haare, und die Wunden und die Brüche der Glieder verheilen. Beim Krebſe wachſen die in Kämpfen mit ſeines Gleichen abgebrochenen Scheeren leicht wieder; Landſchnecken ſchneidet man, im grauſamen Verſuch, die Köpfe ab, legt ſie in den Schatten, und ſie bekommen ſo ein Ding, das einem Kopfe ähnlich iſt, meiſtentheils wieder, wenn man vorſichtig genug zu Werke geht. — Die abgeſchnittenen Schwänze des Waſſerſalamanders wachſen auch wieder. Der in mehrere Stücken zerſtochene Regenwurm ergänzt ſich gleichfalls mit jedem Stücke wieder zu einem Ganzen. — Aber das Merkwürdigſte, was hieher gehört, findet ſich bei dem Polypen. — (Siehe an ſeinem Orte, die Polypen.)

Was die Pflanzen betrifft, ſo weiß Jedermann, mit welcher Kraft und innerer Anlage ſie verlorne Theile, abgeſchnittene Zweige, abgehauene Wurzeln, abgeſtreifte Blätter, abgeſchälte, oder abgeworfene Rinde wieder herſtellen.

7. Thier und Pflanze.

Der Aehnlichkeiten zwiſchen Thieren und Pflanzen ſind ſehr viele, aber freilich der Verſchiedenheiten wohl noch mehrere. Man trifft bei beiden Leben und Empfindung an, denn eine Art Empfindung (welches etwas andres iſt, als Gefühl) kann auch den Pflanzen nicht ganz abgeſprochen werden. — (S. Pflanzenreich, namentlich die Sinnpflanzen, den beweglichen Süßklee.) In dem Bau, in der äußern Geſtalt, und in der innern Einrichtung von beiden, laſſen ſich eben-

falls mancherlei Aehnlichkeiten auffinden. Man hat die Blätter und die Wurzeln des Baums mit dem Munde der Thiere, die Zweige deſſelben mit den Menſchenarmen, die Blätter mit den Haaren u. ſ. w. verglichen. — Vergleichungen, die freilich ein wenig gezwungen herauskommen, aber doch das Wahre zur Grundlage haben, daß die Natur die Mannichfaltigkeit ihrer Formen zu einer urſprünglichen Einheit zurückzuführen ſucht. Die Grenzen beider organiſirten Reiche fließen ſo in einander, daß man ſich verſucht fühlen könnte, manche Thierarten zu den Pflanzen zu rechnen, ſo wie man in der That von Pflanzenthieren und von Thierpflanzen (Zoophyten) geſprochen hat. —

Man hat auch lange genug einen allgemeinen und weſentlichen Hauptunterſchied zwiſchen beiden Reichen geſucht, und den ſicherſten zur Zeit noch darin gefunden: daß die Pflanzen alljährlich ihre Befruchtungs- oder Fortpflanzungs-Werkzeuge, oder ihre Blüthentheile abwerfen, wovon ſich bei keinem Thiergeſchlecht eine Aehnlichkeit findet, obwohl darin manche Thiere, namentlich einige Polypen, einigen Pflanzen ähnlich ſeyn möchten, daß ſie ſich durch Sproſſen oder Keime fortpflanzen.

Die Thiere inſonderheit (vorzüglich in Beziehung auf Säugethiere).

8. Erzeugung der Thiere.

Wohl wiſſen wir von den meiſten Thieren den äußerlichen Akt zur Fortpflanzung ihres Geſchlechts, — wir wiſſen ſogar, wie ſich, z. B. bei den Regenwürmern und einigen Landſchnekken, dieſe Zwittergeſchöpfe, die Männchen und Weibchen zugleich ſind, gegenſeitig befruchten; wir wiſſen, daß bei manchen Thieren die Wirkung einer einzigen Befruchtung, durch mehrere

Geſchlechter, zur Erzeugung neuer Geſchöpfe fortdauert, wie z. B. bei den Blattläuſen, ohne daß zu jeder neuen Erzeugung eine neue Befruchtung erforderlich wäre, und wiſſen wohl noch viel und mancherlei ſonſt; aber wie wenig will das ſagen! — Indeſſen der Menſch will, was ſehr gut und wohlthätig iſt, Alles ergründen und ergrübeln, und ſo hat er ſich auch gar Mancherlei erdacht, wie Menſch und Thier und auch Pflanze entſtehen, welches uns hier wenig angeht, weil es eher gelehrt als vernünftig iſt, und tauſend neue Fragen nothwendig macht, die ebenfalls unbeantwortbar bleiben. —

Merkwürdig bleibt in dieſer Hinſicht die Lehre der Einſchachtelung des berühmten Bonnets — daß in dem erſten erſchaffenen Keim alle übrigen wären eingehüllt geweſen, gleichſam wie in einem Nürnberger Pfund-Gewicht Satz in Satz, immer das kleinere Gewicht im größeren enthalten iſt — alſo ſey die ganze Folge der Körper in dem erſten erſchaffenen — in dem Urkörper enthalten geweſen. Nun giebts aber wieder Zwieſpalt, ob denn dieſe Keime im männlichen Saamen, oder im weiblichen Körper enthalten ſeyen? — Ein Naturforſcher (der bekannte Leuwenhök) unterſuchte den männlichen Saamen, fand darin eine unglaubliche Menge ſich lebhaft bewegender Theilchen, die er Saamenthiere nannte. Bey der Begattung, meint er, ſchlüpfe ein ſolches Thierchen in die Gebärmutter, freſſe ſich in das in dieſelbe eingetretene Ei ein, und vergrößere ſich dann nach und nach. Es ſey an dieſem einen Beiſpiel genug! Man braucht gerade nur ein ziemlich vernünftiger Menſch, und mit den gemeinſten Wahrnehmungen bekannt zu ſeyn, um ſolche Aufſtellungen recht zu würdigen, und hinlänglich ihre Nichtigkeit zu zeigen.

Selbſt bei einer der neueſten und ſinnreichſten Lehren, bei der vom Bildungstriebe, muß man ſich nicht einbilden, man habe mit dem Worte auch die Sache. Es iſt übrigens wohl gewiß, daß aller Stoff, oder alle Materie, eine ge-

wiſſe Geſtaltung anzunehmen ſtrebt, aber gerade das iſt es, was zu erklären ſteht, und ohne deſſen Erklärung wir wohl um nicht ſehr viel mehr, als eben um ein Wort reicher geworden ſeyn dürften. Das Zuſammenfaſſen mehrerer einzelnen Wahrnehmungen erfaßt darum die Natur noch nicht.

Wir wollen hier nicht überſehen, daß ſich auf dem todten kahlen Felſen erſt gewiſſe Arten Flechten anlegen, auf deren Grund ſich andere, und auf dieſem wieder Mooſe erzeugen, ohne daß Jemand weiß, wie und woher? Sind die Mooſe verwittert und haben eine Erdſchicht gebildet, ſo erzeugen ſich Gräſer, Kräuter u. ſ. w. — Wirft man einen Haufen roher todter, aus großer Tiefe heraufgeholter Erde auf, ſo wird man bald ſehen, daß ſich in einiger Zeit, nach Verſchiedenheit der Erdarten, verſchiedene Pflanzen darauf erzeugen, und häufig ſolche, die auf eine große Strecke umher nicht anzutreffen ſind, z. B. das Bilſenkraut auf todten Schutthaufen gewöhnlich zuerſt. — Man will Fälle haben, wo ſich der Boden eines völlig ausgerodeten Waldes wieder mit Holzarten bewucherte, die weder vorhin dageſtanden hatten, noch in der Nachbarſchaft zu finden waren — wo völlig abgelaſſene, Jahre lang als Kornfeld benutzte, dann wieder angelaſſene Teiche bald wieder Fiſche enthielten, ohne damit beſetzt geworden zu ſeyn. Manche dieſer und ähnlicher Fälle mögen indeſſen wohl eine ziemlich befriedigende Erklärung zulaſſen; ob alle? ſteht dahin! — Aber wie entſteht denn der Bandwurm, und wie entſtehn andere Arten Würmer? Wie denn die Läuſe, in der ſchrecklichen Läuſeſucht? Wie denn die Würmer in den Wunden?

9. Trieb und Zeit zur Begattung — Baſtarde — Klimas Einfluß — Anhang. Kaſtraten.

Bei den meiſten Säugethieren, und auch bei vielen andern Thieren vermiſchen ſich Männchen und Weibchen ohne Auswahl und Unterſchied, bald mit dem, bald mit jenem Thiere gleicher

Art. Mehrere aber leben monogamiſch, (nur Ein Männchen mit Einem und demſelben Weibchen) ſo, wie der Menſch leben — ſollte. Gewöhnlich iſt es lediglich das Geſchäft des Weibchens, für die junge Nachkommenſchaft zu ſorgen, doch nimmt bei den monogamen Thieren (wie bei ſehr vielen Arten der Vögel) häufig auch das Männchen an dieſer Sorge Antheil.

Iſt der Körper des Thieres hinlänglich ausgebildet, ſo regt ſich der Trieb zur Begattung, der bei dem Menſchen nicht an eine beſtimmte Jahreszeit gebunden iſt, damit keine allgemeine Störung, kein gänzlicher Stillſtand in den Arbeiten, in den Lebensverhältniſſen der Menſchen einträte, der entſetzliche Folgen haben müßte und damit dieſer Trieb eben dadurch milder und menſchlicher werde; aber bei dem Thier an beſtimmte, weislich beſtimmte Zeit, und zwar an ſolche, daß das junge Geſchöpf in der ihm angemeſſenen Jahreszeit zur Welt kommt, wo es leichter ernährt werden kann, und gedeihlicher aufwächſt. So fällt des Hirſches Brunſt gegen den Herbſt, und das Hirſchkalb wird gegen oder in dem Mai geſetzt (geworfen).

Da bei den Thieren die Befriedigung des Geſchlechtstriebs auf beſtimmte Zeit eingeſchränkt iſt, und auf kurze, ſo iſt er darum deſto heftiger, und die eiferſüchtige Wuth der Männchen gegen einander bricht in entſetzliche Kämpfe aus. Schon der Kampf zweier Hirſchſtiere, die mit lautem Brüllen auf einander los gehen, iſt furchtbar, wie viel mehr denn der Kampf männlicher Löwen oder Tiger, deren jeder im einzigen Beſitz des Weibes bleiben will, welches auch meiſtentheils nur dem Sieger folgt. Wie heftig, und durch häßliches Geſchrei widrig, iſt der Kampf der Kater! — Aber auch der nimmerſatte Sperling, der Frühling, Sommer und Herbſt ſich begattet, (doch aber nicht im Winter) kämpft ſo heftig, daß oft von zwei Männchen eines wie todt zur Erde fällt.

Manche Thiere wollen zu ihrer Begattung durchaus in Freiheit ſeyn, wie der Elephant, der ohne dieſen Umſtand ſchon

längſt zum Hausthier in Aſien geworden wäre, da er jetzt eigentlich nur zur Hälfte als Hausthier angeſehen werden kann; dahingegen ſich andere auch im Zuſtande der geſchmälerten, oder behinderten Freiheit begatten.

Im Naturzuſtande, und in völliger Freiheit wird ſich wohl nicht leicht ein Thier mit einem andern ungleicher Art vermiſchen, ſollte es auch von nahe verwandter Art ſeyn. Geſchieht es aber durch Zufall oder Kunſt der Menſchen, wie z. B. bei Pferd und Eſel, die gerade die häufigſte fremdartige Begattung iſt, ſo entſtehet der Baſtard — ein Mittelweſen zwiſchen den beiden, von welchen es erzeugt wurde. So begatten ſich auch wohl Wolf und Hund, oder Fuchs und Hund mit einander, und zeugen Junge. So hat man vielleicht noch viel ungleichartigere Begattungen — aber wie ſteht es mit der Zeugung? — Die Natur hat ihre Berechnungen! Die Baſtarde erzeugen nicht wieder Baſtarde — geſchähe es, ſo würde die Natur keine einzige ihrer Formen feſt behaupten und behalten können, und jedes neue Jahrtauſend würde uns, wo nicht ein Reich, doch eine Reihe neuer Weſen aufſtellen. Das würde aber um ſo viel mehr geſchehen, wenn Geſchöpfe von ganz verſchiedenen Geſchlechtern ſich wirklich mit einander begatten könnten. Man will zwar von dem Einem, wie von dem Andern ſichere Fälle beibringen — laßt ſie aber auch richtig ſeyn, ſo ſtehen ſie doch als ſeltene Ausnahme — ohngefähr wie ein Kalb mit 6 Füßen da. Aber ich fürchte, man habe einerſeits nicht hinlänglich bei der Angabe ſolcher Fälle auf die Wahrheit und Beglaubigung derſelben Bedacht genommen, andererſeits, da zweie zum Handel gehören, Verſuche zur Befriedigung des Geſchlechtstriebes für wirkliche Begattung, z. B. wie bey Hund und Ente, und dann zu wenig Berückſichtigung auf die ſogenannten Wirkungen der Einbildungskraft genommen — ein Name, mit dem wir uns behelfen müſſen, da er einmal gangbar iſt.

Auf jeden Fall ſtehen noch immerdar die Formen und Geſtalten der Natur unverſehrt und unverletzt da, wie vor Jahrtauſenden, und das beweiſt, wie ſicher die Natur, oder laßt uns einmal vernünftiger ſagen, der Weltſchöpfer zu Werke ging.

Da Einmal der Wirkung der Einbildungskraft*) erwähnt iſt, die vielleicht am Ende wohl die Wirkung einer ganz andern Urſach ſeyn mag, müſſen wir doch noch einige Worte darüber ſagen.

Der Verfaſſer weiß ſehr wohl, wie oft, und mit welchen Gründen man dieſe Wirkungen für Fabel, eitles Vorgeben und namentlich für Aberglauben — ein Wort das überall aushelfen muß, wenn unſere Erklärungen nicht mehr aushelfen — ausgegeben hat. Allein, die Erfahrung, gegen welche niemals die Meinung und die erdachten Erklärungen aufkommen können, widerlegt einfach und kräftig, und der Volksglaube möchte auch hier wohl wieder einmal richtiger wahrgenommen haben, als der Gelehrten Kunſt zu erklären vermocht hat. Und einſichtige vorurtheilsloſe Menſchen ſelbſt haben mehrfältig beobachtet, wie der Schrecken bei Menſchen und Thieren auf die Frucht plötzlich einwirkt.

Merkwürdig iſt es, welche Abänderungen das Klima im thieriſchen Körper ja ſelbſt in der Lebensweiſe und Naturell des Thieres hervorbringt, die denn doch in der That auch Ausartungen ſind. Das gemeine Hausſchaf bekommt in den heißen Gegenden Afrika's z. B. Niederguinea, und in Habeſch oder Abyſſinien, Haare ſtatt der Wolle, faſt wie Ziegenhaare. Ein europäiſches Schaf, das auf dem Vorgebirge der guten Hoff-

*) Man nehme hierzu die Mißgeburten, von welchen wir hier mit Bedacht nichts beibringen.

nung ausgeſetzt wurde, bekam einen Fettſchwanz, der 19 Zoll dick war, und 15 Pfund wog. Die Schafe in Island dagegen haben alle Hörner, und viele ſogar vier Hörner. — Wie groß werden die Ochſen in Abyſſinien! Ihre Hörner ſind ſo groß, daß ſie mehrere Kannen Flüſſigkeiten befaſſen, und daher auch ſtatt Trinkgefäße gebraucht werden. Welch ein viel ſchöneres und kühneres, und auch ſtärkeres Thier iſt der Eſel ſüdlicher Gegenden, gegen den unſrigen? — Die Menſchen der kälteſten Gegenden ſind bekanntlich kleiner, als die in den übrigen Himmelsſtrichen. Thiere, die in Gebirgen leben, haben meiſtentheils weit mehr Kühnheit und auch wohl Gewandtheit, als die in den Ebenen ſich immerdar aufhalten. — Die Hunde, die von Europa nach Amerika gebracht wurden, bauen ſich dort fuchsartig ihre Höhlen, und der Boback in Polen hat etwas andere Lebensweiſe, als das Murmelthier der Schweitz. — Die Haſen in Grönland ſind allezeit weiß, und in Sibirien und andern Gegenden werden ſie gegen den Winter weiß. Uebrigens weiß der Oekonom, wie nicht nur Getraidearten, die er ſich von fremden Orten herkommen läßt, bald wieder in die gewöhnlichen bisher erbaueten hineinſchlagen, ſondern auch wie viel Sorgfalt es koſtet, daß Zuchtthiere, die er zur Veredlung ſeiner Racen von fremden Gegenden herholt, nicht wieder die ganz gewöhnlichen Hausthiere werden, die er zuvor ſchon hatte.

Doch das ſind Dinge, die man leicht wahrnehmen, aber zur Zeit noch ſchwer erklären kann.

Anhang. Kaſtraten.

Das männliche Geſchlecht iſt zwar nicht bei allen Arten Thieren größer als das weibliche, aber faſt ohne Ausnahme kühner und ſtärker, und zum Schutz des ſchwächern beſtimmt. Selbſt der Schafbock vertheidigt ſich, mit Beihülfe anderer, gegen Hund und Wolf; freilich jedoch nur in ſolchen Gegenden, wo er in größerer Freiheit auf Bergen und Klippen weidet.

Und nun, wenn den männlichen Thieren die Mannheit genommen iſt, was wird denn da aus denſelben? Wenn der junge Hahn zum Kapaunen gemacht iſt, wo bleibt ſein Muth, ſeine Kühnheit, mit der er ſelbſt Menſchen anfällt? — Warum wallacht man den Hengſt? — damit er ſein Feuer, ſeine Unbändigkeit verliere, zahmer werde und ſich williger behandeln laſſe. — Und warum ſchneidet man das Schwein? Nicht nur, daß es zahmer, ſondern auch daß es fetter werde!

Seltſame Wirkungen des Verſchneidens! Der Muth geht mit der Mannheit dahin; der Kapaun bekommt eine ganz andere Stimme, und ſein Krähen wird lächerlich; der Hämling bekommt eine hellere, höhere, weibliche Stimme, und die tiefen Töne des Mannes verlieren ſich; darum wird er als Diskant- oder Altſänger ein trefflicher Operiſt; der geſchnittene Hirſch verliert ſein Geweihe, und der Menſch ſeinen Bart! Welch wunderbarer Zuſammenhang! Leichter iſt es zu erklären, warum alle Verſchnittene fetter werden.

10. Aehnlichkeit, Verſchiedenheit.

Wie ähnlich und wie unähnlich ſind die Thiere in Bau und Bildung. Nehmet den Froſch und den Menſchen in Vergleichung! Laſſet uns den Kopf, die Augen, die Zunge anſehen; die Gliedmaßen, die Vorderfüße (Arme) und Hinterfüße (Beine), den Rumpf, den Rückgrat mit ſeinen Wirbeln! Und doch, wer könnte ſie, ſelbſt wenn man die Größe nicht mit in Rechnung nehmen will, mit einander je verwechſeln? — Die Menſchengeſtalt iſt wohl die Urform, nach welcher alle übrigen nur abgewandelt ſind.

Die größere Verſchiedenheit dürfte ſich wohl vorzüglich in der innern Bildung, in der Lebensweiſe, in der Art ſich zu ernähren, in Anſehung des Wohnortes und der Lebensdauer finden, wiewohl der Aehnlichkeiten ſich dennoch auch genug finden werden.

Die Bewegung bei einigen Thieren (ſ. nachher) iſt wenig bedeutender als bei den Pflanzen, indem ſie ſogar an dem Orte feſtgewachſen ſind, wo ſie entſtanden, wie die Auſtern und Korallenthiere; bei mehreren im Waſſer lebenden Thieren bemerkt man kaum eine Ortsveränderung, und viele in Schalen und Röhren eingeſchloſſene Thiere bewegen nur einige Glieder; dahingegen laßt uns die weiten Bewegungen der Vögel ſtellen — oder laßt uns den Ai mit dem Steinbock, oder mit den Gazellen, oder mit den ewig beweglichen Affen vergleichen.

Der Körper mancher Thiere iſt ſo höchſt einfach gebaut, daß man an ihnen kaum einzelne Theile unterſcheiden kann, andere ſind mit vielen und mannichfaltigen Werkzeugen verſehen; einige ſind ſo klein, daß man ſie ſelbſt mit guten Vergrößerern Mühe hat zu erkennen, und andere ſo groß, daß ihr Gewicht viele tauſend Pfund beträgt. — Doch dies alles iſt leicht von Jedem ſelbſt zu beobachten, und Einiges wird auch nachmals noch müſſen vorkommen.

11. Einrichtung.

Die geſammte äußerliche und innerliche Einrichtung der Thiere hängt aufs genaueſte mit ihrer Lebensweiſe zuſammen, und zielt auf ihre Erhaltung ab.

Wie vortrefflich iſt der Löwe, mit dieſer entſetzlichen Stärke, mit dieſen furchtbaren Klauen, mit dieſen gewaltigen Muskeln ſeiner Beine, mit dieſem Rachen voll Zähne, die ſelbſt Knochen zermalmen, eingerichtet. — Oder laßt uns den Adler nehmen, mit ſeinem Schnabel, mit ſeinen Fängen oder Klauen, mit ſeiner Stärke, und mit dem ſcharfen Geſicht, mit welchem er aus einer Höhe herab, in welcher er ſelbſt nur noch etwa als ein mäſſiger Punkt erſcheint, eine große Strecke überſieht, um auf ſeinen Raub niederzuſtoßen! Selbſt daß er auf Stunden lang ringsumher keinen ſeines Gleichen leiden will, iſt in ſeiner Natur begründet, und ſichert eben ſeine Erhaltung. — Nehmet

Marder und Wieſel, deren ſpitzer Kopf, deren ſchlanker Leib, deren kurze Beine recht dazu gemacht ſind, alle Löcher zu durchſchlüpfen — Nehmet den Luchs, der ſo geſchickt bei ſeinem Raube die Stelle im Genick zu treffen, und ſich da einzubeißen weiß, wo ſein Biß am erſten tödtlich werden muß. (Genickfang des Jägers.)

Wollen wir friedlichere Thierarten nehmen? — Der Storch mit ſeinem langen Hals und langen Beinen, mit ſeinem langen Schnabel und mit den Klauen, wie ſo eigends iſt er eingerichtet, in Sümpfe und Teiche zu gehen, und ſeine Nahrung zu ſuchen! — Der Froſch ſchnappt mit ſeiner langen zuſammengerollten Zunge, die er plötzlich hervorſchnellt, die vorüberfliegende Fliege oder Mücke weg, mit einer Kunſt, die faſt niemals fehlt. — Der Maulwurf unter der Erde, mit ſeinen tiefliegenden Augen, die er aber über der Erde aus dem Felle kann hervortreten laſſen, mit dem mit Fell ſicher überdeckten Gehörgängen, mit dieſem Rüſſel und dieſen Schaufelfüßen, deren Beſtimmung jeder überſieht, der nur einmal ein wenig die Arbeiten des Thieres, und ſeine weiten Gänge betrachtet hat; — wer wollte der Art ſeiner Einrichtung noch etwas hinzuthun, oder etwas ihm nehmen dürfen, wenn man ihm nicht ſeine Exiſtenz zugleich mit nehmen wollte!

Mit welcher ſtark oder dicht behaarten und auch wohl dicken Haut ſind die Thiere verſehen, die den kältern Erdſtrichen angehören, oder kalte Winter überdauern ſollen?

Der lange Kopf, Hals und Nacken mancher Thiere, die von Pflanzen leben ſollen, iſt mit ſtarken Bändern an den Rücken befeſtigt, die den Kopf halten und tragen müſſen, indem das Thier Kräuter und Pflanzen auf der Erde mit herabhangendem Kopfe ſucht; andere haben Rüſſel und Schnauzen, und auch wohl eigends gebauete Pfoten dazu, die Erde aufzuwühlen oder aufzuſcharren, in welcher ihre Nahrung enthalten iſt; dieſe haben Klauen und ſcharfe Krallen, den Raub zu fangen und

feſt zu halten, und ſcharfe oder ſtarke Zähne, denſelben feſt zu packen; — andere einen langen Schwanz, um große Sprünge zu thun, wie der Jerboa, dem ſein Schwanz als Springſtange dient; und andern dient der Schwanz beim Klettern, wie z. B. der Katze auf Dächern und Forſten der Häuſer, als Balancirſtange, wie etwa dem Seiltänzer die ſeinige.

Wie vortrefflich ſind die Krallenzehen vieler Thiere zum Klettern eingerichtet, ſelbſt ſogar bei den ſchwerfälligen Bären!

Manche Thiere haben, wie mehrere Schlangen, hakenförmige Zähne, um ihren Raub feſtzuhalten, und die Schlangen haben auch noch einen klebrigen Speichel oder Geifer, mit dem ſie den Raub überziehen, um denſelben zu verſchlingen, und ihre Häute, aus welchen allein ſie faſt gebauet ſcheinen, ſind ſo ausdehnbar, daß eine kaum zolldicke Schlange einen dicken Froſch recht gut verſchluckt. — Manche, namentlich die pflanzenfreſſenden vierfüßigen Thiere, haben einen vierfachen Magen, und lange Gedärme, z. B. das Rindvieh, um durch vielfältige Operationen die Pflanzennahrung in Fleiſch und Blut zu verwandeln; dahingegen die blos fleiſchfreſſenden Thiere, z. B. der Löwe, ſehr kurze Gedärme haben, indem aus Fleiſch leicht wieder Fleiſch und Blut wird, und ſich Gleiches und Gleiches bald geſellt (aſſimilirt). Der Menſch, ſich von Fleiſch und Pflanzen ernährend, hat Gedärme, die das Mittel zwiſchen beiden halten. (S. übrigens nachher den Menſchen.)

Und laßt uns noch, um die Einrichtungen der Natur erachten zu lernen, bemerken, wie die Katze die Krallen einzieht, wenn ſie beſchleichen will; wie der Seerabe eine kugelrunde kryſtallene Feuchtigkeit im Auge hat, etwa wie die Fiſche, um noch im Waſſer ſehen zu können (ſ. auch im Werke ſelbſt, das Wallroß, und weiterhin die Fliege) — wie Kröte, Froſch und Eidechſe, trotz des Sonnenbrands unter dem Aequator, dennoch ihre kalte Natur behalten. — Wie viele Einzelnheiten müſſen hier übergangen werden!

Alle Einrichtungen und Künſte der Erhaltung würden das Thier nicht erhalten, wenn es ſich nicht auch ſchützen könnte! Aber auch dafür iſt, indem es auch zur Einrichtung gehört, geſorgt, und zwar ebenfalls auf mehr als eine Art. Manche Raupen ſehen dem Blatte, oder dem Blattſtiele, oder dem Zweige, auf dem ſie ſitzen, ſo ſehr ähnlich, daß ſie ſelbſt das ſcharfe Auge des Vogels nicht ſo leicht entdeckt, geſchweige denn das Menſchenauge. — Der Igel rollt ſich gegen den ſtärkern Hund in ſeine Stacheln zuſammen; das Stachelthier desgleichen; viele Thiere ſind durch ihre Höhlen, Liſt oder Schnelligkeit geſchützt; das Stinkthier ſpritzt ſeinen übelriechenden Saft aus, welches Jägern und Hunden Athem und Luft verſetzt; der Bombardierkäfer platzt aus ſeinem Hintern übelriechenden Duft; Thiere, die geſellig leben, ſtellen ſich im Kreiſe, die Stirne auswärts gekehrt, dem Angreifer tüchtig entgegen; Pferd, Maulthier und andere Thiere ſchlagen mit den Hufen aus; der Stier bedient ſich ſeiner Hörner, der Hirſch ſeiner Geweihe; der gejagte Haſe macht tauſend Widerſprünge. — Doch über dieſes und ſo vieles Andere, was hieher gehört, wird der Text ſelbſt hinlängliche Beiſpiele geben.

12. Verbreitung — Vertheilung.

Manche Thierarten ſind nur auf kleine Erdſtriche angewieſen; andere ſind ſehr weit verbreitet. Manche ſind nur auf beſtimmte Himmelsſtriche eingerichtet, andere auf ſehr verſchiedene.

In den nördlichſten Gegenden der Erde, wie dürftig iſt die Anzahl der Vierfüßler! Nur der auf Schollen heranſchwimmende Eisbär, und der Eisfuchs finden ſich noch. Weiter herab nach Süden finden ſich zwar noch nicht viele, aber doch mehrere Thiere, z. B. die Moſchusratte, oder Musquewah, der Biber, der Biſamochſe, der Biſon, die Hirſche, das Rennthier das Elenn.

Weiter hinab nach Süden zu, aber darum noch keineswegs ſüdlich, werden der Vierfüßler immer mehr. Es kommen auch, außer den Vorgenannten, nun ſchon der Landbär, die Wolverene, der Rakoon (Rakuhn).

Der Hund iſt den nördlichen Gegenden überhaupt ſehr eigen, und iſt wohl das allgemeinſte Hausthier des Menſchen, verliert aber in dieſem hohen Norden zum Theil ſeine Stimme, und bellt nicht mehr, ſondern heult und muchſt nur noch. Neben dem Hunde finden ſich denn nur auch ſeine Verwandte, die verſchiedenen Arten der Füchſe, und außer dem Eisfuchſe noch der Silberfuchs, der graue virginiſche, der rothe Fuchs, und andere mehr.

Aber die Zahl der Seevögel und der Seethiere iſt ſchon bedeutender.

Wie verkümmert ſich die Zeugungskraft der Natur im höhern Norden. Man fand in Grönland nur 76 Arten Pflanzen (Cryptogamiſten nicht mitgerechnet), da man doch im ſüdlichern Island ſchon 300 Arten (ohne 250 Cryptogamen) zählt. Unter den Waſſervögeln findet man verhältnißmäßig viele, und namentlich in größerer Zahl wilde Gänſe und Eidergänſe, da man hingegen von Landvögeln nur 13 Arten fand, und unter dieſen noch, leider! ſelbſt Raubvögel: Falken und Adler. — Von Vierfüßlern weiß man hier nur Hunde, die von Muſcheln und Moosbeeren leben müſſen, Füchſe von mancherlei Art, und weiße Haſen anzugeben, und ſpricht auch wohl noch von kleinen, dem Rennthier ähnlichen Hirſchen — vielleicht verkrüppelten, hieher gebrachten Rennthieren, die ſich wohl, wie die hieſigen Pflanzen, möchten verzwergt haben. Die See muß den armen Bewohnern dieſer Gegenden mit den in Menge vorhandenen Seehunden, Kabliaus, Wallfiſchen, Lachſen und andern Seethieren, vorzüglich aushelfen.

Höchſt dürftig iſt das Reich der Vierfüßler auch auf den Inſeln der Südſee, wiewohl der größeſte Theil derſelben innerhalb der Wendekreiſe liegt; aber aus Urſachen, die ganz anderer Art ſind, als bei den Polarländern. Dort können viele andere Thierarten gar nicht beſtehen, hier würden ſie ſehr leicht beſtehen, würden ſie nur hergebracht!

Man findet auf dieſen Inſeln, mit Ausnahme Neuhollands, keine andern Vierfüßler als Schweine, Hunde, Vampyre und Ratten, welche letztere wahrſcheinlich erſt durch europäiſche Schiffe hergekommen ſeyn mögen.

Aber welch ein Reichthum aller Erzeugniſſe, namentlich an Thieren, innerhalb der Wendekreiſe, in der ſogenannten alten Welt, wiewohl man meiſtentheils doch nicht mehr, als nur den äußerſten Rand der Länder, die Küſten kennt! Wie viel Arten, und wie viel Thiere von jeder Art mögen die innern unbekannten Gegenden beherbergen. In welchen Heeren ziehen hier die Thiere einher! Heerden von Elephanten, Gazellen, unermeßliche Maſſen von Ameiſen, Heuſchrecken u. ſ. w. Und nicht nur daß ſich hier die meiſten Arten von Thieren finden, ſondern auch die kräftigſten Thiere finden ſich hier.

Obwohl ſich im wärmern Amerika die Thiere in unglaublicher Anzahl auch vermehren, findet man doch die gewaltigen Thiere Afrika's und Aſiens nicht in dieſem Erdtheil — Keinen Elephanten (der Tapir iſt kaum ein Schatten gegen denſelben), kein Kameel, kein Rhinozeros, kein Flußpferd. Was iſt der Kaiman Amerika's gegen den Krokodill des Nils? was ſind die reißenden Thiere, die Yaguars, Pumas, gegen den Löwen Afrika's und gegen den Königstiger? Was iſt die größeſte Schlange dieſes Erdtheils, die Boiguacu, gegen die noch eins ſo große Rieſenſchlange Oſtindiens, die ſelbſt dem Königstiger die Kno-

chen krachend zerbricht. Selbſt die hieſigen Affen ſtehen als Schwächlinge ihren Verwandten in den andern beiden Erdtheilen um Vieles nach, und nur die im höhern Elemente lebenden Vögel geben an Größe und Farbenpracht denen in der alten Welt nichts nach, ja, der Condor in Südamerika übertrifft ſogar an Größe und Stärke alle eigentlichen Vögel der alten Welt.

Es würde viel zu weitläuftig ſeyn, auch nur von den Säugethieren namentlich aufzuführen, auf welche Erdſtriche und Erdtheile oder Länder dieſe oder jene Thierarten beſchränkt ſind; auch kommt im Werke ſelbſt hinlängliche Auskunft vor.

Am meiſten verbreitet ſind die Hausthiere, und der Hund kann ſeinem Herrn faſt überall folgen, wohin dieſer ſelbſt zu dringen, und wo er zu leben im Stande iſt. Wie weiſe iſt Alles berechnet! Was wollte werden, wenn die Löwen, die Tiger ſolche allgemeine Verbreitung hätten, wie der Hund; oder der Elephant und das Nashorn, wie das Rindvieh und das Pferd und das Schaf? — Aber es ſteht Alles im vortrefflichſten Gleichgewicht, und daher ſind auch die Thiere, die am geringſten würgen, und die, welche am meiſten verzehren, gerade nur da vorhanden, wo das Thier- und Pflanzenreich in der höchſten Ueppigkeit iſt, und wo Löwen und Panther ſind, finden ſich auch Heerden von Antilopen und Gazellen in vielen Tauſenden; und wo in Afrika die Heuſchrecken in wenigen Tagen Alles ſo kahl freſſen, daß keine Spur eines Blattes mehr an einem Baume zu entdecken iſt, iſt in wenigen Tagen Alles wieder üppig belaubt; und wo der Termit in wenigen Tagen ganze Negerdörfer zernagt, finden ſich auch die verlaſſenen Stellen in ein Paar Jahren mit Geſträuch und Bäumen wieder wohl bewachſen, und in den Ebenen wächſt das Gras ſo hoch empor, daß ſelbſt die größeſten Thiere ſich darin verbergen können.

Laſſet uns, mit Vorübergehen mancher für uns wenig nützlicher Fragen, auf welche die Antworten ohnehin immer allzu zweifelhaft ausfallen (z. B. wo war der erſte Stammſitz der Hausthiere?), nur bemerken, daß manche Thiere grade da ihre Heimath haben, wo der Menſch ohne dieſelben faſt nicht beſtehen könnte. Was würde der Maure in der Sahara ſeyn, was ſo manche andere Steppen- und Sandwüſtenbewohner Aſiens ohne das Kameel, das ihm nicht nur Kleid, Nahrung und Milch gibt, ſondern ſelbſt beym Handel als ein Schiff zu Lande, als ein gehender Wagen, zu betrachten iſt, ohne welches ſo viele Gegenden ohne alle Verbindung mit einander ſeyn würden; aber könnt' es auch Hitze und Kälte in gleichem Maaße ertragen, als etwa das Pferd, was würde bei uns das Kameel ſeyn, wenn nicht ſeine ganze Natur umgewandelt, wenn nicht ſelbſt die ſchwieligen Ballen ſeiner Füße in hornartige Hufe umgeändert würden, welche grade in ſeiner Heimath ihm ſelbſt höchſt nachtheilig, ja, bis zum Untergang verderblich werden müßten, indem das Horn abſpringen würde! — Was würde werden aus den Bewohnern ſo mancher nördlichen Gegenden, ohne das Rennthier, welches ihnen in Einem Thier Alles darbietet, was *wir* von mehrern Thieren erlangen? welches grade im ſtrengſten Winter, wo es vom Mooſe der Bäume, und von den Mooſen der Erde lebt, die es ſich mit den Schaufeln der Geweihe, und mit den ſtarken Füßen hervorſcharrt, am fetteſten wird?

13. Vermehrung — Menge der Thiere — Abnahme.

Faſt möchte es ſcheinen, als ob in dem Maaße ſich die Thiere häufiger vermehrten, als ſie ſchwächer ſind; aber wer kennt den Gang der Natur hinlänglich genug, um dieſe Annahme als Behauptung aufſtellen zu können!

Es findet ſich ein großer Unterſchied in der Vermehrung der Thiere, aber überall bleibt dieſelbe ſehr groß. Der Elephant bringt wahrſcheinlich nur etwa gegen das dritte Jahr Ein einzi-

ges Junge, und muß erſt ein ziemliches Alter erreicht haben, ehe er ſich fortpflanzen kann; aber dafür lebt er deſto länger, und ſo iſt es kein Wunder, daß man große Heerden Elephanten beiſammen findet. Was wollte es werden, wenn er mehrere Junge würfe, da ein einziger Elephant zur Nahrung für einen einzigen Tag dreißigmal mehr bedarf als ein Menſch, ein großes Reißfeld theils abweidet, theils dabei verwüſtet. Der Löwe bringt zwar 3 und 4 Junge, aber von vieren ſollen faſt immer drei am Zahnen ſterben. — Wie ſich Thiere, die ungeſtört in einer an Nahrung reichen Natur leben, bis ins Unglaubliche vermehren können, davon ſehe man nachmals die Angaben bei Pferden, beim Rindvieh und bei den Hunden; erachte aber nun auch die Vermehrung der Schweine, der Feldmäuſe, von welchen das Weibchen 8 — 12 auf einmal, und in guten Sommern aller drei Wochen wirft. Wäre ſolcher Vermehrung nicht auf vielfältige Weiſe und durch mancherlei Mittel geſteuert, ſo würden dieſe Thiere den größeſten Theil des Erdbodens bald inne haben. Aber ohne die Thiere zu rechnen, die die Mäuſe verfolgen, wie viele kommen blos durch Näſſe und ungünſtige Witterung um! —

In weit unglaublicherer Anzahl noch vermehren ſich manche andere Thiere. Von einem einzigen Paare Fliegen könnten, wenn man ſich alle Umſtände hinwegdenkt, welche die Vermehrung vermindern, im Verlauf eines Jahres 2,200,000 Fliegen entſtehen. Wie viel müßten demnach nur von tauſend Paaren entſtehen? In der That iſt es ungeheuer, in welchen großen Wolken manche Inſekten daher gezogen kommen!

Und wie groß iſt die Bevölkerung des Meeres! Laſſet uns an die Heringszüge denken; laſſet uns erwägen, wie viel deren gegeſſen, wie einiger Orten ſogar die Kühe damit gefüttert werden! — Zu Bergen in Norwegen führte man ſonſt wohl an 16

Schiffsladungen Dorſchrogen aus. Zu einem Pfunde ſolches Rogens ſind über 40,000, zu einem Schiffspfunde aber faſt 11,300,000 einzelne Körner erforderlich; wie viel alſo zu einer einzigen Schiffsladung!! — Der Rogen (Caviar) eines einzigen Hauſen wog 200 Pfund, und enthielt, da etwa 5 Körner einen Gran wiegen, die Anlage zu faſt 5,800,000 Fiſchen. — Ein Kabliauweibchen von etwa 20 Pfund hatte vier Millionen Eier. — Wir werden ſchon nachher ſehen, warum grade im Meere die Vermehrung und mithin die Menge der Thiere ſo unglaublich iſt. — Eine Termitenkönigin legt in wenigen Tagen 80,000 Eier, und eine Bienenkönigin halb ſo viel.

Laſſet uns noch hiezu rechnen die kleinen, nur durch das Vergrößerungsglas erkennbaren Thiere im ſüßen und ſalzigen Waſſer; laſſet uns hieher rechnen, daß nicht nur Läuſe unter den Schuppen der Schlange, ſondern ſelbſt vier Arten Milben noch auf dem Körper unſerer Stubenfliege anzutreffen ſind, daß der Schleim, der ſich an unſer Zahnfleiſch anlegt, wenigſtens zu Zeiten, noch viele kleine Thiere (Punktthiere) enthalten ſoll, u. ſ. w., ſo bekommen wir über die Menge ſowohl, als über die Mannichfaltigkeit der Thiere eine deutlichere Anſicht.

14. Abnahme mancher Thierarten.

Auffallend iſt es, in welcher Menge ſich ſo manche Thierarten vermindert haben — und mit der Menge hat ſich, begreiflicherweiſe, auch die Größe einiger derſelben vermindert, z. B. der Wallfiſche, die man in der Länge von 100 F. faſt gar nicht mehr antrifft. — Warum ſind die herrlichen Pelzthiere nördlicher Gegenden gar nicht mehr ſo häufig als ſonſt? — der Zobel, der Biber, die Seeotter — warum hat ſich die Menge der Heringe ſo beträchtlich vermindert, daß lange nicht mehr die Hälfte der Schiffe auf den Heringsfang auslaufen kann, als ehedem? — Den Anwohnern einiger Ströme Deutſchlands,

der Saale, der Spree, der Weſer, der Elbe, des Rheins, war es von Obrigkeitswegen aufgelegt, ihrem Geſinde nicht anzuſinnen, mehr als zweimal wöchentlich Lachs oder auch Wels zu eſſen — aber es ſinnt es ihm Niemand in unſern Zeiten mehr bei den jetzigen Preiſen an, die allezeit mit dem Seltnerwerden eines Produktes zuſammenhangen! — Welche Menge Aale, und daher zu welchem unglaublich niedrigem Preiſe, noch vor 40 und 50 Jahren! Und was iſt es für ein ſeltener Fiſch geworden! — Wie ſchrien die Landleute noch vor ein Paar Jahrzehnten, und wurden ſogar aufrühreriſch, daß die Hirſche, die Rehe, die Eber und die Haſen, ihre Felder und Saaten verwüſteten. — Und ſelbſt die Haſen ſind ſelten genug in manchen Gegenden geworden, und wildes Schwein und Hirſch faſt gar nicht mehr in manchen Ländern oder Gegenden zu haben, und ſind beinahe nur noch ein ſeltner Leckerbiſſen für ſehr Vornehme und ſehr Reiche.

Woher das kömmt? iſt begreiflich, wenn man bedenken will, mit welchem Unverſtand der Menſch nur vertilgt, aber nimmer geſchont hat, und wie auffallend die Folgen davon haben werden müſſen, mit der in neueren Zeiten immer höher wachſenden Menſchenzahl. Dazu kommt, daß das Thier, was dem Menſchen einen Kohlkopf abfrißt, eine Kirſche nimmt, ein Hühnchen raubt, in unſerer Meinung ein höchſt ſchädliches Thier iſt, das vertilgt werden muß, ohne zu bedenken, daß die meiſten ſogenannten ſchädlichen Thiere weiter keinen Fehler haben, als daß ſie, eben ſowohl als der Menſch, auch leben wollen, und daß es ein Grundgeſetz der Natur iſt, bei welchem Alle in richtigem Verhältniſſe beſtehen könnten: Leben und leben laſſen! (Man ſehe nachher.) — Der Menſch will die Natur verbeſſern; er will ſie blos nach dem, was ſeinem Eigennutz zuſagt, und ihm den Geldbeutel für den Augenblick füllt, benutzen; dadurch verſchlechtert er die Natur. Die Natur kann nicht falſch rechnen, aber der Menſch rechnet falſch, wenn er

unverſtändig der Natur entgegen iſt, und ſie nicht ſowohl benutzen, als ihr widerſtreben will. Er ſchießt den Sperling, die Krähe, die Sperber, die Füchſe u. ſ. w. weg, und kann daher mit aller ſeiner Kunſt, Liſt und Mühe, die Raupen, die Mäuſe und Ratten u. ſ. w. nicht tilgen, die ihm ungleich größern Schaden thun. — Warum iſt denn die Natur auf unbewohnten Inſeln, iſt anders nur das Klima einigermaßen günſtig, in der Menge der Thiere und in der Fülle und Ueppigkeit der Pflanzen ſo überaus fruchtbar und zahlreich — grade da, wo kein Menſch ſeine Verbeſſerungen angebracht hat? Aber es gehörte freilich ein bedeutend ſtarkes Werk dazu, wenn dies Alles ſollte ausgeführt werden! (S. auch die gleich folgende Nummer.)

Noch weniger gehört hieher, was — ebenfalls eine Aufhebung der wohlberechnet mit und gegen einander wirkenden Kräfte der Natur — das Auslichten, ja Ausrotten der Wälder gethan hat. Man weiß zwar recht wohl, was eine mäßige Pflanzung oder auch nur eine Mauer vermag, einen kleinen Garten oder ein mäßiges Feldſtück zu ſchützen, aber man ſcheint nicht bedenken zu wollen, was große Gebirgswälder zum Schutz großer Gegenden vermögen müſſen. — Viele Oekonomen denken, die ganze Erde müſſe nichts ſeyn, als ein Kornfeld, und viele Staatskünſtler oder Finanzirer befördern das, indem ſie auch nichts Beſſers wiſſen, und behandeln daher den Staat, als ob die Landesregierung ein Kaufmann wäre. Es hat Alles in einander gegriffen, das Leben zu erſchweren.

Wer darauf gemerkt hat, wie ſeit 1783, dem großen Erdbeben, ein ganz anderes Witterungsverhältniß eingetreten zu ſeyn ſcheint, wird vielleicht auch daraus Manches zu erklären verſuchen, aber das Nähere davon gehört in keine Naturgeſchichte; die Andeutungen aber durften nicht umgangen werden.

14. Lebenszerſtörung — Lebenserhaltung — Raubthiere.

Es iſt in der Natur darauf angelegt, daß eine Menge vielartiges Lebens beſtehen ſoll, und daher können die Thiere nicht alle auf einerlei oder nur auf einige wenige Arten Lebensmittel beſchränkt ſeyn; daher entſtehet eben auch (denn beides hängt enge zuſammen) die Verſchiedenheit des Baues, der Bildung, der Lebensart der Thiere, berechnet nach Verſchiedenheit der Nahrungsmittel, nach verſchiedenen Erdgegenden.

Das meiſte und mannichfaltigſte Leben kommt dadurch zum Vorſchein, daß Eins das Andere frißt. Die Pflanzenwelt iſt gleichſam die Grundlage des Lebens — man hat in vermuthlicher Berechnung angenommen, daß etwa von Einer Pflanzenart, ſich fünf Thierarten erhalten — dieſe dienen wieder, lebendig oder todt, andern Arten von Thieren zur Nahrung, dieſe wieder andern. Die Raupe frißt das Blatt, der Sperling frißt die Raupe und den Schmetterling, und wird vom Sperber oder Habicht gefreſſen. Der Haſe frißt den Kohl u. ſ. w. So geht es denn fort, und ſo wird eine ſo große Fülle und Mannichfaltigkeit des Lebens möglich, als wirklich vorhanden iſt. — Laſſet keine Pflanzenwelt ſeyn, wie dürftig wird die Thierwelt ausfallen!

Jemehr zahlreiche Thiergeſchlechter ſich von andern Thieren, oder von Fäulniß und Verweſung erhalten, und dieſe, eben durch die Aufnahme in ſich ſelbſt, in neues Leben verwandeln, deſto beſſer kann alles, deſto mehr kann mannichfaltiges Leben gedeihen.

Wie wichtig ſind die ſo oft als Ungeziefer geſcholtenen und gehaßten Inſekten in der großen Haushaltung der Natur! was ſollten die in Fäulniß und Verweſung übergehenden Körper für eine peſtartige Wirkung haben, wären es nicht dieſe kleinen Geſchöpfe, die Alles, was verweſen will, zernagen, aufzehren

und in neues Leben verwandeln, und eben dadurch den Untergang alles Lebendigen verhüten. Mit geringen Ausnahmen iſt das faulige Aas ihnen ein Leckerbiſſen, und ihr Trieb für daſſelbe ſo beſtimmt, daß z. B. die Fleiſchfliege ihre Eier nur in die Körper todter Thiere legt, aber niemals, ſelbſt durch Künſtlichkeit oder Gewaltthätigkeit dazu verſucht, in das Fleiſch lebendiger und geſunder Thiere. Beſonders ſcheinen die Käfer auf Alles, was verweſen will, angewieſen, indem die übrigen Inſekten auch auf Laub und Kraut gehen.

Raubthier iſt eigentlich Alles, was ein anderes Thier frißt, und iſt es in dem Maaße mehr, als es mehr, oder ganz allein von andern Thieren lebt. Der mannichfaltigen Arten dieſer Thiere ſind viel, und die Beſtimmung derſelben iſt offenbar, das Leben zu erhalten, indem ſie es erwürgen. Wie viele Thiere würden vor Hunger ſterben, wenn kein Raubthier wäre? Und wie viele Peſten und Seuchen aus den faulen Aeſern der Thiere! Faſt gibt es keine Thiergattung, die ſich der kraftloſen Alten annimmt, was ſollte aus ihnen werden? und was ſollte aus einem Sumpflande wie Holland werden, ohne Raubvögel, die die große Zahl der Kröten, Fröſche und Eidechſen minderten. — Jetzt, da Raubthiere ſind, kommen weit mehr Thiere zum Leben und mithin zum Lebensgenuß, denn es wird immer neuen Thieren Platz gemacht. Uebrigens iſt bei vielen dieſer Thiere die Vermehrung nicht groß, und die Liſt meiſtentheils auch nicht, und wie wenig ſie dem Leben nachtheilig ſind, beweiſen eben, wie wir ſchon geſagt haben, ſo manche menſchenleere Gegenden, in welchen die Raubthiere nicht ausgerottet ſind, und wo das Leben aller Art in voller Zahl und Fülle blüht.

In ganz anderm Verhältniſſe als das Land, (ſ. Nr. 13) iſt das Meer bevölkert, denn der Ocean iſt überall beinahe gleichmäßig bevölkert, und dieſe Bevölkerung iſt allenthalben bei weitem größer und zahlreicher, als die auf dem Lande. Faſt alle Seethiere aber ſind Raubthiere, die von andern Thieren

leben und die daher immerdar die andern jagen und wieder von andern gejagt werden. Selbſt die zahnloſeſten Fiſche ſind Raubthiere, die dem Seegewürme nachſetzen, um ſich zu erhalten. So entſteht aber auch im Meere eine ewige Bewegung aller Orten und Enden im Verfolgen und Entfliehen, im Verzehren und Verzehrtwerden. Wäre es anders, was wollte aus dem Meere werden! Die Oſtſee iſt an vielen Stellen 300 F. tief, die Nordſee 4mal tiefer; das mittelländiſche Meer hält an mehrern Stellen an 9000 Fuß, und nach Vermuthungen des Wahrſcheinlichen möchte der große Ocean, oder das Weltmeer, mehrerer Orten wohl noch eins ſo tief ſeyn. — Alſo viel tiefer, als es durch Ebbe und Fluth, geſchweige denn durch die ſtärkſten Winde, die es höchſtens nur an 20 bis 30 Fuß aufwühlen, könnte in Bewegung geſetzt werden. Auch das Salz des Meerwaſſers hindert nicht ſo ganz die Fäulniß deſſelben, denn man findet ja faulende Fiſche im Meere, und es werden ſogar Zeiten angeführt, wo unter der heißen Zone ganze Striche des Meeres ſtinkend geworden waren! — Was könnte denn nun anders aus dem Meere werden, als ein ſtinkender Schlamm, voll lebenerſtickender Lüfte, durch deren giftigen Hauch nicht nur Menſchen und Landthiere, ſondern ſelbſt das Leben der Bäume und Pflanzen würde getödtet werden, wäre es nicht durch dieſe unzählbare Menge der Raubthiere verhindert, aus welchen die Bewohner des Meeres beſtehen! — Durch ſie entſteht ein immerwährender höchſt nützlicher Krieg im Meere, die tiefſten Tiefen werden bewegt, das Waſſer wird dadurch gemiſcht, und das Leben des Meeres und der Länder wird erhalten.

Sehet da die Ordnungen des Baumeiſters der Welten!

15. Triebe (Inſtinkt).

Wir treten hier in eine völlig unbekannte Welt, zu deren Erklärung alle Erklärungen nicht zureichen. Wir ſehen ſo viele

und mannichfaltig verſchiedene Erſcheinungen, wir errathen auch, worauf Dies und Das abzielt, aber wodurch es hervorgebracht wird? weiß Niemand. Wir ſind, wie der Menſch, der das Rollen und das Regen und Bewegen der Räder, der Steine, der Walzen und Stampfen in einem großen Mühlwerke hörte und ſähe, aber nicht die erſte treibende Kraft, und darum auch das Ineinandergreifen der Getriebe nicht ergründete, wiewohl er ſchauet, was dadurch gefördert wird; — wie der ſogenannte Wilde, der in eine Oehlmühle einträte, und das Drehen der Walzen, das Heben und Sinken der Stampfen, das Kreiſchen der Reibungen, das Brauſen des Stromes hörte, und wohl ſähe, was aus dem Allen würde, aber nicht herausbrächte, woher und wodurch? — Aber in der That geht es uns Allen nicht blos hier, ſondern überall ſo, wenn wir die Wunder der Welt ſehen — nur, daß wir uns bedünken laſſen, wir begriffen, was wir lange und oft und namentlich von Kindheit auf geſchauet und wahrgenommen haben.

Wir ſprechen von Natur- und Kunſttrieben, und nicht mit Unrecht, wiewohl immer wieder die Kunſt in der Natur völlig begründet iſt. — Es iſt ein Unterſchied, der uns hier weiter nicht eben nothwendig iſt. Wir ſehen, Etwas iſt, das zu gewiſſen Verrichtungen treibt; hier zur Fortpflanzung des Geſchlechts, dort zum Hinziehen in fremdes Land; da wieder zum Bau einer Höhle, oder zum Bau eines Neſtes. Durch den Trieb getrieben, baut die Biene ihre Zellen, der Termit ſeine hohen Gewölbe, der Maulwurf ſeine weich ausgefütterte Höhle, der Ameiſenlöwe ſeine trichterförmige Grube, und mittelſt deſſelben kennt jedes Thier ſein Futter. — Das Meiſte davon kommt auch im Werke ſelbſt vor, und hieher gehören nur einige Vorläufigkeiten — wenn man dem Verfaſſer dieſe Benennung vergönnen will.

Die Tourlouroux (ſ. Krebſe) in Amerika kommen zu beſtimmten Zeiten von ihren Bergen herab, bis zum Meeres-

ufer, und legen ihre Eier ab. Die bald ausgebrüteten Jungen dagegen ziehen wieder hinauf, den Bergen zu. — Die junge Charapa-Schildkröte in Südamerika, ſobald ſie aus dem apfelgroßen Eie geſchlüpft iſt, wendet ſich, ohne von einer Alten angeführt zu werden, ſogleich nach dem Waſſer zu, ſo oft man ſie auch, nach einer andern Richtung hin, umkehrt. — Die Spinne, ohne daß ein Gedanke daran iſt, daß ſie dazu angelehrt werde, webt ihr Netz, ihr kunſtreiches Netz, das Erſtemal wie das Letztemal, und wenn die Mutterhenne untergelegte Enteneier ausgebrütet hat, laufen die jungen Enten zu den Pfützen und Tümpeln hin, ohne ſich durch das ängſtliche Gluchzen der um den Rand der Pfütze herumlaufenden, Gefahr ahnenden Henne im mindeſten irre machen zu laſſen. — Und die eingeſperrte Wachtel, wie der an Flügeln gelähmte oder verſtutzte Storch, werden ſehr unruhig, wenn die Zeit des Hinziehens in warmes Land kommt. — Die Schwalben, die bei uns den Sommer über paarweiſe beiſammen leben, verſammeln ſich, wenn nebelvolle Herbſttage kommen, auf Dächern, Wieſen und Bäumen in großen Schaaren, zerſtreuen ſich wieder, wenn aufs Neue mildes Wetter eintritt, verſammeln ſich bei wiederkehrender Kälte abermals, und ſind fort! — Der Kukuk, aufgewachſen unter Graſemücken, bleibt in allem ſeinen Thun und Weſen dennoch ein Kukuk! — Und was iſt's, das den Vogel lehrt, ſein Neſt ſo ſicher zu verſtecken, ſo niedlich, kunſtreich und zweckmäßig zu bauen? z. B. das Elſterneſt mit ſeinem domartig gewölbten Dache, und es ſo warm und weich, für junge Brut, mit Federn, oder Dunen vielmehr, und mit Wolle auszufüttern? Oder wer lehrt die Raupe — den Seidenwurm — das Geſpinnſt ſo ordentlich zu weben, und ſich in pergamentartige Hülle einzuhüllen? — Was kann die Inſekten vermögen, und was bewegt ſie, grade dahin ihre Eier zu legen, wo die junge Brut ſich künftig grade am beſten befindet! — Nehmet den Pillen-

käfer z. B., und ſehet dies, wie vieles Andere, im Werke ſelbſt an ſeinem Orte nach! —

Was hilft es, noch mehr Fälle anzuführen? Es iſt über allen Zweifel gewiß, daß, was man die Triebe der Thiere nennt, etwas Angebornes und keineswegs etwas Erworbenes iſt.

Freilich ſieht man vorzüglich an unſern Hausthieren täglich, wie nach und nach ihre innere — man könnte dreiſt ſagen, geiſtige Kraft wächſt, und ſich durch Alter und Erfahrung zugleich ausbildet — weshalb auch Manche von Reflexion der Thiere, gewiß nicht mit Unrecht, geſprochen haben — und wie gelehrig manche Thiere ſind (ſ. Nr. 16.), was denn doch einen Grad Vernunftartigkeit, eine Art Begreifen, ſchon vorausſetzt. — Selbſt die Auſter lernt ihre Schalen verſchließen, wann das Waſſer des Meeres mit der Ebbe zurücktritt, um das innerhalb der Schalen zurückgebliebene, ihr ſo nöthige Seewaſſer aufzubehalten, und öffnet dieſelben erſt mit der eintretenden Fluth wieder. Der Hund lernt tanzen — der Zeiſig Waſſer und Futter auf Rollwäglein hinaufziehen; die Ratte ſelbſt macht in China ihre Künſte; der Bär ſieht ein, daß er dem drohenden Knüttel ſeines Führers gehorchen muß; ſelbſt die Katze begreift, daß ſie die Hühnchen ihres Hofes muß unangetaſtet laſſen, indem ſie doch kein Bedenken hat, die Hühnchen vom fremden Hofe für gute Priſe und Fang anzuerkennen, und den Sperling mitten unter einem jungen Hühnervölkchen herauszufangen. — Das Kameel lernt ſehr bald den Kindern ſeines Herrn ſchmeicheln, und ſelbſt über die, welche ſich noch nicht ſelbſt helfen können, mit behutſamen Schritte hinüberſchreiten. — Und warum ſchwiegen 1806 in meiner Gegend alle Hunde, als wir die Franzoſen hatten — warum bellte keiner, warum murkſte kein Schwein, ja warum krähete ſelbſt kein Hahn? — Das ſind Erfahrungen, die man damals ganz

allgemein gemacht hatte, ſonſt hätt' ich meinen Erfahrungen ſelbſt gemißtraut. — — Gleichwohl weiß ich nicht, warum man, was doch allgemein bemerkt iſt, nicht in näheren Betracht gezogen hat, daß, da doch ein Hund immer nur ein Hund iſt, ein Pudel ſich nie zu den Verrichtungen eines Dächſels abrichten läßt, wiewohl er zu vielen Künſten ſo höchſt gelehrig iſt, dagegen der treue Bulldog ſich nie zu den Künſten weder des Pudels noch anderer Hunde wird abrichten laſſen! Warum nur Eine Race von Hunden als Hühnerhund tauglich iſt? da doch alle Hunde nur Varietäten oder Racen Einer Art ſind! — Ich fürchte, unſre beſten Naturforſcher, die Länge und Breite der Thiere wohl abgemeſſen haben, haben doch hierauf keinen Bedacht genommen, und eben ſo wenig hinlänglich genug auf den verſchiedenartigen Bau eines Dächſels gegen einen Schäfer- oder Spitzhund, der ſich denn doch bei dem einen, wie bei dem andern immerdar gleich bleibt. — Wollte man mit dieſen und manchen ähnlichen höchſt einfachen Bemerkungen in ſo mancherlei Theorien und Syſteme einbrechen? — —

Mancherlei, was ſowohl zu dieſer Nummer, als auch ſonſt noch zu dieſen Bemerkungen gehört, die der Verfaſſer mit Fleiß nicht mit einer meiſtentheils blos ſcheinbar genauen Ordnungsmäßigkeit (viel mehr als Ordnungsrichtigkeit) eingetheilt hat, fließe in der nächſten Nummer zuſammen.

16. Mancherlei.

Züge der Thiere — Winterſchlaf.

Viele Thiere bleiben gern und immer in den Gegenden, wo ſie geboren ſind, ſelbſt, wie der Haſe, in dem Lager, das er einmal genommen hat. So auch Dachs, Hirſch, Reh u. ſ. w. — grade ſolche Thiere, die durch Weiterwandern nicht viel hätten gewinnen können, oder welchen das Weiterwandern faſt unmöglich geworden wäre. Aber viele wandern fort — müſſen fortwandern, wenn ſie beſtehen wollen. Hier iſt es der Kälte wegen,

warum ſie fortmüſſen, wie bei uns ſo viele Vögel; dort iſts der Mangel an Waſſer oder Futter, der ſie nöthigt, ferne Gegenden zu ſuchen, wie die Gazellen und Antilopen in Afrika, die in großen Heerden auswandern; da wieder das Uebermaaß der Wärme, wie bei den wilden Pferden in Aſien, die die kühlern Wald- und Gebirgsgegenden ſuchen. Manche Thiere ſtellen nur von Zeit zu Zeit Wanderungen an — wahrſcheinlich dann, wenn der Mangel an Nahrung ſie nöthigt. Dies iſt beſonders der Fall mit manchen großen Arten Ratten, aber auch mit Mäuſen, z. B. mit dem Lemming und mit der ökonomiſchen Maus. Die erſtern gehen in ganz grader Richtung, nachdem ſie ſich zuvor erſt verſammelt haben, und ziehen in ſolcher Menge, daß ſie Furchen von zwei Zoll tief auf ihrem Marſche als Spuren zurücklaſſen. — Die ökonomiſche Maus ſehe man an ihrem Orte. — Einige Arten Eichhörner in Amerika ziehen ebenfalls nur zu gewiſſen Zeiten, und ziehen ſelbſt über Flüſſe, wobei ſie, wie geſagt wird, die Borke von Bäumen ſtatt der Kähne, und den erhobenen Schwanz gleichſam ſtatt Seegel benutzen. So viel iſt gewiß, daß einmal eine große Zahl Eichhörner über den Niagara ſetzte. Freilich! bei einem widrigen Windſtoße mögen wohl ſehr viele dieſer kleinen Thiere untergehen! — Auch die Bären in Nordamerika wandern von Zeit zu Zeit aus, (Bärenjahre) und kommen in unglaublicher Menge in andern Ländern an.

Mehrere Arten Ameiſen ſtellen ebenfalls zu Zeiten Wanderungen an, namentlich die weſpengroße Zugameiſe in Amerika, die alle vier Jahr kommt. Selbſt von Fröſchen hat man im wärmern Nordamerika einen Fall, daß ein großes Heer derſelben eine Wanderung von einigen Meilen weit anſtellte, um einen ausgetrockneten Sumpf oder See mit einem gefüllten zu vertauſchen. Der Zug ging dabei, mitten in der Nacht, mit großem Lärmen und Koaxen, grade durch die Straßen einer kleinen Stadt. — Und die ſchon erwähnten Tourlouroux oder Landkrabben brauchen hier nur in Erinnerung gebracht zu werden.

Und welch ein Ziehen und Wandern treffen wir bei vielen Arten der Fiſche! Wie weit kommt der Lachs vielleicht aus dem Meere daher, und ſteigt dann über 100 Meilen weit in die Flüſſe hinauf, um an ſichern Stellen ſeinen Laich abzuſetzen. — Die Heringe brauchen nur erwähnt zu werden! Und in Kamtſchatka ſteigen die Fiſche aus der See in ſolcher Menge in die Flüſſe hinauf, daß ſie ſich über den Spiegel des Waſſers hinausdrücken, und von den Wellen ans Ufer geworfen werden.

Aber viele Thiere treibt es zum Fortziehen nicht; ſie bleiben der Gegend, wo ſie einmal leben. Wenn aber der Winter kommt, alle Kräfte der Natur eingeſchlafen ſcheinen, kein Obſt, kein Pflanzenblatt, kein Baumlaub, keine Wurzel vorhanden, ſelbſt die Inſekten faſt alle todt ſind, Felder und Fluren verödet, ohne Halm und Korn, wovon ſollen die Thiere leben, die nicht der Fürſorge und Pflege des Menſchen ihren Unterhalt verdanken? — Die Natur wußte Rath, und ſchuf den

Winterſchlaf.

Hamſter, Maulwürfe, Murmelthiere, u. a. m. fallen in einen todtenähnlichen Schlaf, aus welchem ſie jedoch von Zeit zu Zeit, wenn es wärmer wird, ein wenig erwachen, aber auch mit vermehrter Kälte feſter wieder einſchlafen. Auch die Kröten in ihren Löchern, und die Fröſche auf dem Grunde des Waſſers erſtarren. Aber der Bär ſchläft auch ſo bei uns den Winter hindurch in einer Art Taumel! Warum wandert er nicht, wie ſeine Brüder in Nordamerika? — Das iſt eine Frage, die zum Theil wenigſtens ſchon dadurch zu beantworten ſtände, daß bei uns der Bär den Bären nicht forttreibt (wie die Biene die Bienen), indem grade keine Ueberzahl derſelben vorhanden iſt. Es fragt ſich, ob nicht die Bären vielleicht in uralter Zeit auch bei uns je zuweilen ausgewandert ſind? — Es fragt ſich, aber es iſt ſchwerlich zu beantworten. Man

ſagt, der Bär freſſe, ehe er in den Schlaf fällt, Steine, auf welche der ſcharfe Magenſaft wirkt.

Nur die Vögel haben keinen Winterſchlaf, falls man nicht das alte Vorgeben von dem Winterſchlaf der Schwalben im Schlamm für Wahrheit nehmen will. — Warum nicht? erſieht ſich leicht. Sie grade konnten am erſten fortziehen, konnten ſie einmal hier nicht leben — die meiſten ziehen ja wirklich fort.

Bewegung.

Wie mannichfaltig ſind die Arten der Bewegungen bei den Thieren. Man denke ſich den ſchwimmenden Fiſch; das galopirende Pferd; die Schlange ohne Füße; den Regenwurm; die wiewohl mit Füßen verſehene, dennoch auch kriechende Raupe, beſonders wie die Spannraupe ſich forthilft; den Flug der Vögel; das Schleichen der Schnecke. Man denke ſich die zwar äußerſt langſamen und einfachen, aber doch höchſt kunſtvollen Bewegungen mancher Schalenthiere und Muſcheln, wovon eine Art Furchen in den Sand zieht, mittelſt des einzigen Fußes, den ſie hat, und nun ſich in der Furche nachzieht. — Man denke ſich den hüpfenden Froſch, den ſpringenden Floh, den ſpringenden Jerboa mit ſeinem Schwanze, einige Arten Springkäfer, u. ſ. w. Ueberall Bewegung, und überall in der Art derſelben große Verſchiedenheit.

Aber auch in Anſehung der Geſchwindigkeiten ſind die Bewegungen höchſt verſchieden. Laſſet uns die kriechende Kröte gegen das leichte Reh, gegen die ſchnellfüßige Gazelle ſtellen! — Ein tüchtiger Gaul legt in einer Sekunde 13 Fuß, ein guter engländiſcher Renner aber 42 F. zurück. Wäre es möglich, in immer gleichem Verhältniſſe fortzulaufen, ſo würde in vier und einer halben Minute eine deutſche Meile zurückgelegt werden. — Ein gewöhnlicher Spaziergänger geht in einer Sekunde etwa vier Fuß, ein ſchnelles Windſpiel aber 88 Fuß in der nämlichen Zeit. Beſonders ſchnell iſt der Flug einiger Arten Vögel. Eine

Brieftaube ſoll 22 deutſche Meilen in einer Stunde geflogen ſeyn. Ein Adler fliegt in einer Minute 6013 F. Ein Falke war in derſelben Zeit nur 3696 Fuß geflogen; aber mit welcher Ausdauer! Er gehörte Heinrich den 2ten von Frankreich, war auf dem Luſtſchloſſe Fontainebleau fortgeflogen, und wurde 24 Stunden darnach auf der Inſel Malta — alſo 200 Meilen davon, gefangen.

Stärke.

Verhältnißmäßig ſcheinen die kleinſten Thiere die größeſte Stärke und Muskelkraft zu haben. Wer bewundert nicht die Stärke der Ameiſe, die Körper fortſchleppt, welche ſechs und mehrmal ſo groß und ſchwer ſind, als ſie ſelbſt iſt. Auch an denjenigen Körpern, welche manche kleine Thiere zernagen, ſieht man, wie gewaltig ſtark ihr Gebiß iſt. Wie ſtark muß die kleine Remora ſeyn, die ſich an ziemlich große Schildkröten anſaugt, und dieſelben fortzieht. Vielleicht ſind manche andere Fiſche auch ſo ſtark, aber wir kennen faſt nur noch die bedeutende Stärke des Aales. — Unter den Thieren auf dem feſten Lande, könnte vielleicht der Floh das allerſtärkſte ſeyn. Er ſpringt mindeſtens 50 ja 72 mal ſeine Länge, und zieht eine Laſt, die 80 mal ſo groß iſt, als ſein eigenes Gewicht. Was müßte ein Menſch nach dieſem Verhältniß ziehen oder tragen, oder ſpringen können! Der Menſch trägt ſein eigenes Gewicht kaum zweimal — oder was müßte ein Elephant, ein Pferd, in dieſem Verhältniſſe vermögen! — Es wäre ſehr zu wünſchen, daß über dieſen Gegenſtand mehrere Verſuche angeſtellt worden wären.

Lebensalter.

Welch eine Mannichfaltigkeit auch hier! Welche Unterſchiede der Lebensdauer zwiſchen dem kürzeſt und längſt lebenden Thiere! Die Eintagsfliege oder Ephemere lebt als geflügeltes Inſekt nur einen einzigen Tag (als Larve und Puppe hat ſie

zwei Jahre gelebt) der Maikäfer hat als Engerling 2 ja 4 Jahre gelebt, als Käfer lebt er einen Monat, und der Elephant ſoll 200 Jahr leben. Aber laſſet ihn auch nur 80 oder 90 Jahre alt werden, welch ein Verhältniß des Lebens der Ephemere, zum Leben des Elephanten. Wie 1 zu 30,000. — Auch von Adlern und Falken und von Krokodilen und Hechten behauptet man, daß ſie an 200 Jahr alt würden; von Raben, Papagaien und Karpfen, daß ſie ein Jahrhundert erreichten; — aber wo ſind Gründe ſolcher Angaben? — Der Hund kann über 20, das Pferd noch über 30 Jahr werden; der Haushahn an 10 Jahr. Aber unſere Beobachtungen über dieſen Gegenſtand ſind noch allzudürftig!

Man kann im Allgemeinen annehmen, daß ein Thier um ſo länger lebt, je langſamer es ſich ausbildet — oder, wenn man lieber will, zu ſeiner Mannbarkeit gelangt. Darum gehört der Menſch zu den längſt lebenden Geſchöpfen! — Uebrigens kommt bekanntlich ſo viel auf zufällige Umſtände an.

Widrigkeit mancher Thiere und Gegenſtände.

„Es iſt Vorurtheil, es iſt Verzärtelung, Verwöhnung, ſich vor Kröten, Spinnen, Eidechſen u. ſ. w. zu fürchten!“ So haben die Leute, die Alles beſſer wiſſen, als die Natur, ſo oft behauptet, aber ſie mögen zuſehen, wie ſie mit dieſen Behauptungen auskommen! — denn eben, daß ſo ein großes Halloh wird, wenn ein Kind eine nur kleine Kröte, oder auch nur einen Froſch angegriffen und in der Hand gehalten hat, — was bewies denn das? bewies es nicht am Ende mehr dagegen, als dafür? Warum ſpielt denn jedes Kind mit dem Goldkäfer, mit dem Frauen- oder Marienwürmchen oder Gotteskühlein, mit dem Schmetterling, aber nie mit der Spinne und auch nicht mit der Raupe? Was nachmals eine widernatürliche Angewöhnung hervorbringt, ſetzt noch keine Verwöhnung voraus. Genug!

Es iſt erweislich, daß manche Thiere, manche Töne, manche Farben dem Menſchen nicht nur, ſondern auch andern Thieren höchſt entgegen ſind. Der Menſch weiß, daß ihn die Spinne, die mit ihm in Zimmern und Ställen lebt, nicht tödten kann, doch geht er mit ihr nicht ſo um, wie mit ſeinem Schafe, doch iſt ſie ihm viel widriger als die Fliege, die ihn unaufhörlich beunruhigt und ſtört. Wie vielfältig haben wir den langen Schwanz der Ratte geſehen, und doch ſcheint er uns immer widrig, ſelbſt ſogar denjenigen Menſchen, die ſo wenig zur Empfindelei gewöhnt ſind, daß ſie vielmehr mit dem Leben und dem Schmerz eines Thieres ein grauſames Spiel von Kindheit auf treiben. — Man kann es recht gut bemerkt haben, welche ſchöne Augen die Kröte hat, aber die Kröte wird uns darum nicht ſchön. — Warum ſcheinen uns die meiſten jungen Thiere ſo ſchön? — ſchöner, als wenn ſie erwachſen ſind! warum gefallen ſie uns ſo? — Man wird ſagen, das iſt der Schutz, den die Natur für die Hülfsloſigkeit geordnet hat, und ich glaube, man hat Recht. — Aber fragt nun, warum uns manche Thiere ſo widerwärtig vorkommen? und es wird ſich bald ergeben, was man zu antworten hat.

Es iſt bekannt, daß manche Menſchen durchaus keine Katzen leiden können — ſie bekommen ſelbſt dann Ohnmacht und Schwindel mit Uebelkeit, wenn ſie nicht gewußt hatten, daß eine Katze mit ihnen in Einem Zimmer beiſammen war. — Der Elephant kann den Hahn nicht leiden, und ein Schiff wäre darüber beinahe einmal zu Grunde gegangen, weil ein Elephant über einen Hahn raſend wurde. Zum Glück bekam er das widerwärtige Thier unter ſeine Füße, zertrat es, und wurde dann ruhig. — Der Büffel, wie der Truthahn, können die rothe Farbe nicht leiden, aber der Südſeeinſulaner, und manche andere Nationen geben um ein ſcharlachrothes Tuchfleckchen, oder um die rothen Federn des Tropikvogels faſt Alles hin, was ſie haben. — Und — es gehört in der That hieher — warum

ergötzt uns Alles Glänzende? — Warum ſehen wir eine neu geprägte Münze mit viel größerm Vergnügen, als eine ſchon im Durchgang durch viele Hände beſchmutzte, und, wie man zu ſagen pflegt, blind gewordene? — Warum ſind uns manche Töne höchſt widrig? Warum heult der Hund, wenn eine Trompete, ein Horn geblaſen, oder eine Glocke geläutet wird? Was iſts überhaupt in der Natur, das anzieht und abſtößt? — Möge es, wer da will, mit Gewöhnung, Angewöhnung, Nichtgewöhnung und Verwöhnung zu erklären verſuchen! — Hätten wir doch auch hier mehrere Beobachtungen, die ſo leicht zu machen ſtänden, um zu einigen Reſultaten zu gelangen!

Töne.

Wir haben die Widrigkeit mancher Töne erwähnt; wir müſſen noch ein Paar Worte darüber hinzufügen.

Merkwürdig genug waren die Töne der thieriſchen Natur, wäre nur darauf gemerkt worden! — Und könnte man ſie doch auf Noten ſetzen, um in der ſehr beengten kurzen Tonleiter doch die Verſchiedenheit der Tonverhältniſſe zu überſehen. — Den Geſang der Nachtigal, den Schlag des Finken, das Schmettern des Kanarienvogels, das Flöten des Dompfaffen, den Schlag der Wachtel, das Locken der Elſter, und ſelbſt das Zirpen der Sperlinge und der Grillen! — Und darnach wieder das Brüllen des Löwen, des Ochſen, das Geſchrei des Eſels, das Grunzen und Quiken des Schweines, das Gebell des Hundes, das Miauen der Katze, das Fauchen der Eule, das Quaken des Froſches u. ſ. w. Aber, was wichtiger iſt — laſſet uns doch, um zu ſehen, wie auch hier einerlei Form in großer Verſchiedenheit herrſcht, darauf Acht haben, wie im Alter bei allen Geſchöpfen — ſelbſt bei den Fröſchen iſt es wohl noch ziemlich bemerkbar — die Töne tiefer werden; wie faſt einerlei ſpitze und ſchneidende hohe Töne des Schmerzes, und ebenfalls auch der Freude, und ganz andere der Ruhe und des wohl-

behaglichen Vergnügtſeyns; wieder andere, zur Zeit und Stunde der Liebe, vorwalten. Immer Daſſelbe, und immer verſchieden! — Nur an unſerm treuen Hausgenoſſen dem Hunde, laſſet es uns wahrnehmen. — Sein Pfeifen, Winſeln, Bellen, Murren u. ſ. w., wie viel Empfindung und Gefühl liegt darin, gleich dem Ausdruck des menſchlichen Gefühls. — Welch ein klägliches Geſchrei erhebt ſelbſt der Froſch, wenn er geängſtet wird! – Aber auch darüber haben wir kaum einige einzelne Wahrnehmungen — und doch wie wichtig könnten ſie werden, da in der Natur Alles in einander greift.

Zähmen — Abrichten der Thiere — Gelehrigkeit — Hausthiere.

Manche Thiere ſcheinen ganz für den Menſchen geſchaffen zu ſeyn, und haben ſich ſchon in urälteſter Zeit zum Menſchen geſellt! Der Hund vielleicht, der dem Menſchen angehört, und nächſtdem das Schaf zuerſt. Der Menſch hat ein junges Thier, das er verlaſſen fand, das ihm gefiel, zu ſich genommen, er hat ſein Vergnügen, ſeine Erholung daran gehabt; und da das Thier auch ſcheint Dankbarkeit, Liebe und Anhänglichkeit fühlen zu können — unter allen am meiſten der Hund — ſo gehörten beide bald zuſammen, und hielten ſich zuſammen. Nicht ſo mit allen Thieren; denn die Katze iſt zwar ein Thier im Hauſe, aber in der That kein Hausthier geworden.

Wie weit man Thiere zähmen kann? — Der Löwe, ſelbſt der Tiger iſt ja zuweilen gezähmt worden, d. h. abgerichtet, dem Wink und Willen des Menſchen für einige einzelne Verrichtungen gehorſam geworden; freilich aber bei weitem nicht ſo, wie Pferd oder Hund.

Wenn man nicht mehrere Thiere gezähmt hat, ſo hat das weit weniger an der Natur des Thieres gelegen, als daran, daß der Menſch, außer Hund, Schaf, Pferd, Rind und Eſel u. ſ. w. keiner andern Thiere weiter bedurfte. Freilich manche Thiere

— eben die aus dem Katzengeſchlecht vorzüglich — würden nie eigentlich ganz zahm werden, aber nach verſchiedenen Generationen doch wohl ſo zahm, als die Katze ſelbſt bei uns iſt. — Sollten wir jetzt die wilde Katze ſogleich zähmen, ſo würde ſie ſchwerlich die Zahmheit unſerer Hauskatze annehmen, wäre ſie auch jung eingefangen. — Auch das Krokodil wird in manchen Gegenden ſo weit gebracht, daß es auf einen Ruf aus dem Waſſer herbeikommt, um Fraß zu erhalten. Aber es gibt noch manche Thiere, die nicht nur zahm, ſondern dem Menſchen ganz als Hausgenoſſen angehörig werden könnten, freilich aber würden ſich die meiſten, beſchränkt auf ein eigenes und beſonderes Klima, mit dem Menſchen nicht ſo weit verbreiten können, als deſſen bisherige Hausthiere. — Wie leicht würde der Agami, oder Trompeter, zum Hausthier werden können, oder vielmehr, wie ſehr iſt er es ſchon, z. B. in Cayenne. — Der Streithahn (ein Strandläufer), der Storch, der Kranich u. ſ. w. würden ſehr leicht Hausthiere werden, wollten wir ſelbſt ſie nur dazu machen. — Freilich würden wir ſie, auſſer dem Streithahn, der ein tüchtiger Gärtner iſt, ihrer Gebrauchsloſigkeit wegen nur wenig benutzen können.

Abrichten? — Der Hund lernt tanzen und tauſend kleine Künſte; der Bär, der Affe haben ſie auch gelernt, — nur die Katze läßt ſich eben ſo wenig abrichten, als ſie ſich ganz zähmen läßt. — Wie weit das Abrichten geht, davon werden nachmals Beiſpiele vorkommen. — Man ſieht bei vielen Thieren wohl, was ein tüchtiger Prügel vermag. Man muß indeſſen doch nicht vergeſſen, daß der Prügel eigentlich den Verſtand nicht einbläuen, ſondern höchſtens nur herausbläuen kann, denn man kann lange auf Stock und Stein ſchlagen, und wird nichts herauskommen, oder auf ein Schwein, und wird doch kein Jagdhund daraus. Gleichwohl hat man Schweine und Ratten zum Tanzen abgerichtet, ohne daß ſie eben eine Tanznatur hätten, und Kanarienvögel haben aus einzelnen Buchſtaben große Wör-

ter zuſammengeſetzt, z. B. das Wort: Conſtantinopolitaniſch, und haben ordentlich Soldaten geſpielt, haben auf einander gefeuert, ſich todt geſtellt u. ſ. w., und diejenigen, die das Alles für ein wenig Kunſt und Trug erklären, mögen wohl zum Theil recht haben, ſcheinen aber nur das Eine nicht zu bedenken, daß etwas dazu gehört, wenn ein Thier auf die leiſeſten Winke merken, und den oder jenen Buchſtaben herausgreifen ſoll. — Freilich liegt auch hier Vieles im Dunkeln, und wird auch wohl noch eine Zeitlang darin bleiben.

Daß ein Thier vor dem andern begreifen lernt, was man verlangt, und ſich nach dem Wink und Willen des Menſchen richtet, ihm ſeine Arbeiten verrichten hilft, oder zu ſeiner Beluſtigung mancherlei Künſte macht, darin beſteht ſeine Gelehrigkeit, die freilich nach Verſchiedenheit der Thiere ſelbſt ſehr verſchieden iſt. Auch iſt nicht zu überſehen, daß manche Thiere nur zu gewiſſen Verrichtungen vorzüglich geeignet ſind. Wie viel Mühe würde es koſten, wenn man den ſonſt ſo gelehrigen, faſt könnte man ſagen, verſtändigen Spitz zu den Dienſten eines Hühnerhundes abrichten wollte! Und von dem Dachshunde iſt es ſehr bemerkenswerth, wie er gerade zu dem Geſchäfte, zu welchem er vorzüglich gebraucht wird, beſonders eingerichtet ſcheint. (Vergl. Nr. 14.)

Wie gut iſt es, daß der Menſch ſich ſo manche Thiere zu ſeinen Hausgenoſſen und Dienern hat aneignen können! Was würde er ſeyn ohne ſie! Denke man ſich unſere Hausthiere allzumal hinweg, ſo entſteht eine ganz andere Geſtalt der Dinge, und eine viel traurigere! Selbſt die Zahl des Menſchengeſchlechts müßte viel dürftiger ſeyn. Was wären wir ohne Hund und Pferd, ohne Ochſe und Schaf u. ſ. w. Was der Aſiate ohne ſein Kameel? — Indem dieſe Thiere für uns da ſind, iſt es eben ſo gut, als ob ſo und ſo viel Millionen Menſchen mehr für ſo tauſendfältige Arbeiten da wären, oder vielmehr, es iſt weit beſſer, indem der größeſte Theil mühſeliger Arbeiten dieſen Thieren zur

Laſt fällt, die uns überdies noch die geſundeſte und ſchützendſte Bekleidung nebſt der nahrhafteſten Koſt darbieten, indeſſen ſie ſelbſt mit ſchmaler und geringer Koſt zufrieden ſind. Uebrigens aber theilen auch dieſe armen Thiere das traurige Loos mit dem Menſchen, vielen Krankheiten unterworfen zu ſeyn, was freilich weder für ſie, noch für den Menſchen ein Vortheil, und die Folge des gehemmten freien urſprünglichen Lebens der Natur iſt. Man rechnet, daß das Menſchengeſchlecht von etwa 6000 Krankheiten heimgeſucht wird, d. h. derjenige Theil des Menſchengeſchlechts vorzüglich, der im gebildeten Zuſtande lebt, denn mit der Cultur wachſen, wahrſcheinlich im gleichmäßigen Verhältniſſe, die Zahl der Menſchen, und die Krankheiten. Aber wie vielen Krankheiten ſind nicht auch unſere Hausthiere unterworfen! Wie viele Bücher haben wir nur allein, dieſen Krankheiten vorzubeugen oder dieſelben zu heilen, die freilich ihre Dienſte nur mittelmäßig thun können. Weiter würden wir vielleicht kommen, wenn wir unſere Hausthiere wieder ihrer urſprünglichen Lebensweiſe ſo viel möglich nähern könnten; wo freie friſche Luft und willkührliches Bewegen und Ruhen, und Mannichfaltigkeit der Nahrungsmittel ohne Zweifel der Geſundheit beſſere Dienſte thun würden, als alle Arzeneien. Es iſt immer beſſer, geſund zu bleiben, als erſt geſund werden zu müſſen. Wie indeſſen das Alles anzuſtellen ſeyn möchte, gehört keineswegs hieher!

12. Beſtandtheile thieriſcher Körper.

Wie alle menſchlichen Kenntniſſe unvollſtändig ſind, ſo ſind es auch die hierhergehörigen. Wir wiſſen nur ein wenig von den Beſtandtheilen der rothblütigen Thiere, namentlich der bekannteſten Säugethiere; von den Beſtandtheilen der Inſekten und Gewürme wiſſen wir beinahe gar nichts. Wir erwähnen nur Folgendes.

Die Gallerte, ein bekannter Beſtandtheil, wird durch Abkochen von Fleiſch, Knochen, Hörnern (z. B. Hirſchgeweihen), Klauen, Sehnen, Flechſen (beim Hauſen von der Hauſenblaſe) der Thiere erhalten, und zum Theil, indem man ſie, nach einfacher Zubereitung, recht trocken und hart werden läßt, zu Leim gemacht. Beide, die Gallerte ſowohl, als der Leim, laſſen ſich in Waſſer auflöſen.

Das Fett oder das thieriſche Oehl*) iſt in mancherlei Art und Geſtalt vorhanden. Bei Schafen und Rindern iſt es bekanntlich ganz feſt, und wird in der Kälte hart und ſpröde; bei Gänſen und Enten iſt es ſchmierig und weich; und bei den Wallfiſchen und andern Seethieren iſt es, bekannt unter dem Namen Thran, flüſſig. — Die Butter, das Mark in den Knochen, das Ohrenſchmalz, der Wallrath, der Biſam und Zibeth ſind nichts andres, als ſolches thieriſches Fett.

Der Eiweißſtoff, oder die gerinnbare Lymphe, erhält man aus der waſſerähnlichen Feuchtigkeit, die ſich vom Blute eines zur Ader gelaſſenen Menſchen oder andern Säugethiers von ſelbſt abſondert. Es wird dieſes Waſſer — Blutwaſſer — durch ſtarke Hitze weiß und feſt, wie Eiweiß, mit welchem es dann ebenſowohl übereinkommt, als mit dem käſigen Theile der Milch. Es läßt ſich nicht wie der Leim im Waſſer auflöſen.

Ein fadenartiger Theil wird erlangt, wenn man friſches Blut in warmes Waſſer läßt, oder es ſchlägt und rüttelt, und iſt weiß und zähe. Wirft man denſelben ins Feuer, ſo giebt es den brenzlichen Geruch, wie Horn, Haare u. ſ. w. — Dieſer Beſtandtheil ſteckt in den Faſern, Hörnern, Nägeln, Klauen, in den Borſten, Häuten, im Fiſchbein, in der Wolle, in den Federn der Thiere.

*) Das vegetabiliſche Oehl iſt in Pflanzen — (Früchten — Samen u. ſ. w.) enthalten, z. B. Baumöhl, Brennöhl.

Der Knochenſtoff oder die Knochenmaterie ergibt ſich aus dem Rückſtand, nachdem man die Knochen oder Knorpel der Thiere von allen fremden Theilen gereinigt, und die Gallerte ausgekocht hat. Was dann übrig bleibt, iſt wirklicher Knochen.

Ein Zucker — Milchzucker nämlich, wird aus den ſüßen Molcken erhalten, die beim Gerinnen der Milch zurückbleiben.

Alle ſolche Beſtandtheile ſind keine urſprünglichen oder erſten, d. h. keine wahren Elemente, über welche wir noch keine Sicherheit haben; ſondern ſie beſtehen wieder aus andern Beſtandtheilen, und beſonders aus verſchiedenen Luftſtoffen oder Gasarten, aus Stickſtoff, Sauerſtoff, Waſſer- und Kohlenſtoff, Kalkerde, und Phosphor u. ſ. w., deren weitere Beſchreibung aber Sache der Phyſik und Chemie iſt.

Es iſt ſchon geſagt, wie Vieles noch unbekannt iſt. Es gibt ſo manche ganz eigenthümliche, wo nicht Beſtandtheile, doch Stoffe, von welchen wir nichts wiſſen. Wir kennen nicht das Gift der Vipern und Schlangen näher, nicht den fürchterlichen Stoff, der ſich bei tollgewordenen Thieren, namentlich Hunden, Wölfen, aber auch bei vielen andern Thieren, ſelbſt zu Zeiten ſogar bei Enten entwickelt, und mit welchen wohl der ſcharfe ätzende Saft, welchen das Lama auf ſeine Quäler und Peiniger ſpritzt, und vielleicht ſelbſt ſogar der Schaum, der wüthenden Menſchen vor dem Munde ſteht, ſehr ähnlich iſt. — Und wer kennt denn den Saft, den bei ſeinen Stichen der Floh, den die Biene und Wespe, und die Ameiſe und manche andere Thiere bei ihren Biſſen auslaſſen, der Geſchwulſte mit Zucken und Brennen verurſacht? Und warum heilt der Biß einer Katze ſo viel langſamer und ſchwerer, ſelbſt ſogar die Verwundung durch die Krallen derſelben, als die Biſſe von Hunden und andern Thieren? — Aber wir ſind hier völlig im Dunkeln.

18. Zahl der Arten; Eintheilungen.

Wer kann es wiſſen, wie hoch ſich die Zahl der Thierarten beläuft? Man kann annehmen, daß vielleicht ſelbſt die Zählungen der uns bekannten Thiere nicht ſo gar genau gezählt ſind! — Und wer hat die Infuſionsthiere, die Eingeweidewürmer u. ſ. w. ſo ganz genau gezählt? Wer hat es gekonnt? — Indeſſen darf man nicht denken, daß die Verzählung etwa größer ſeyn möchte, als die Zahl. Die Unterſchiede ſind gewiß nicht bedeutend. Aber wir mußten hier doch auf die Ungewißheit ſo mancher Angaben aufmerkſam machen!

Wie viele Thierarten kennt der Menſch gar nicht! Wie ſollte er ſie auch kennen, da er einen ſo großen Theil der Erde nicht kennt. Wer kennt das Innere Afrika's? wer die Sahara in Afrika? Wer die innern, namentlich die gebirgigen Länder Hindoſtans? wer Neuguinea, Neuholland, Neuſeeland im Innern? — Von den meiſten auswärtigen Ländern kennen wir ja nur, aller Entdeckungen ungeachtet, die Ränder, die Küſten. Und ſelbſt in Europa möchte wohl noch Vieles zu entdecken übrig ſeyn, namentlich in Anſehung der kleinern Geſchöpfe!

Aber wer kennt denn die Weiten und Tiefen des Meeres mit ihren Thieren? — Wie iſt nach und nach ſo viel mehr, und immer mehr bekannt geworden. Ein alter berühmter Naturforſcher (Plinius) hat kaum 1400 Arten von Thieren, oder doch nicht ſehr viel darüber. Aber wie hat ſich das von Zeit zu Zeit vermehrt und geſteigert! In der achten Ausgabe ſeines Werks, zählte der große Naturforſcher Schwedens, Linné, nur 124 Säugthiere, 259 Arten Vögel und 318 Inſektenarten, und zehn Jahre darauf, bei der zwölften Ausgabe, 230 Säugthiere, 946 Vögel, 3060 Inſekten. — Und wie viel iſt ſeit dieſer Zeit in allen Klaſſen der Thierwelt entdeckt worden!

Linné fand auf der Weide 55 Arten Inſekten, auf dem Pflaumenbaume 30 Arten, auf der Pappel 22, auf der Linde

13, auf dem Birnbaume 40, auf der Birke 19, auf der Diſtel 8 und auf dem Graſe 16 Arten Inſekten. — Dieß war vor beinahe 70 Jahren. Wie viel iſt ſeit dieſer Zeit mehr entdeckt worden!

Will man nur für jede große und kleine Pflanzenart, die wir jetzt kennen, fünf Inſektenarten rechnen, die ſich von jeder Pflanzenart ernähren, ſo gäbe dies mehr als eine halbe Million von Inſektenarten. — Dies iſt freilich nach bloßen Annahmen des Wahrſcheinlichen berechnet, welches durch die Wirklichkeit allerdings mancherlei bedeutende Abänderungen erleiden möchte. Man ſieht jedoch daraus den großen Reichthum der Zahlen in der Thierwelt.

Aber wie ſoll man dieſe großen Zahlen anders befaſſen, als dadurch, daß man eintheilt, und, was ſich ähnlich iſt, in eine Einheit in Gedanken bringt. So entſtehen Eintheilungen und Klaſſifikationen, die nach Verſchiedenheit der Anſichten ſehr verſchieden ſeyn können! wie ſie es denn wirklich ſind.

Die Thiere mit einem Rückgrat haben rothes Blut, dahingegen die, welche des Rückgrates ermangeln, weißes Blut haben, wie man denn den weißen flüſſigern Saft derſelben ſchon lange genannt hat. — Die erſtern ſind ſich untereinander ſehr ähnlich im Bau, aber die andern ſind ſehr vielfältig von einander verſchieden. Die erſtern haben fünf Sinne, und, gleichſam als Seitenfortſätze der Körpers, vier Glieder, die wie Aeſte aus dem Stamme hervorſchießen. — Die andern haben nicht alle gleiche Sinne; wenigſtens ſechs mit Gelenken verſehene Gliedmaßen, und in manchen derſelben hat man freilich noch keine Nerven, die Organe der Empfindung, entdecken können. — Einige derſelben haben Gefäße, da man hingegen in andern noch keine Gefäße hat auffinden können! — Schon hiernach könnten Klaſſifikationen begründet werden.

Wir haben noch ſo viele andere Abtheilungen des Thierreichs, wo auf die Herzkammern, auf das Eierlegen, auf das Athmen durch Lungen und durch Kiemen, auf die Schuppen, Floſſen, — auf die Arterien und Venen, auf die kalkartigen Kruſten, die den Körper umſchließen, auf die Verwandelungen oder Nichtverwandelungen, u. ſ. w. Rückſicht genommen iſt; und die meiſten dieſer Eintheilungen ſind gewiß ſcharfſinnig. Allein wir bleiben bei derjenigen Art Ab- und Eintheilung, bei welcher wir am beſten auskommen, da ſie nicht nur eben ſo gut iſt, als die meiſten andern, ſondern auch die bekannteſte und gewöhnlichſte iſt, und vielleicht auch die deutlichſte.

Man theilt das ganze Thierreich ein in ſechs Klaſſen:

1) Säugethiere — die rothes warmes Blut haben; lebendige Junge gebären, die ſie mit Milch aus ihren Brüſten in der erſten Zeit ernähren, und meiſtentheils vier Füße haben. Athmen durch Lungen.

1) Vögel — haben rothes warmes Blut, legen Eier und brüten ſie aus — athmen durch Lungen.

3) Amphibien — beidlebige Thiere (nämlich im Waſſer und auf dem Lande lebend) haben rothes aber kaltes Blut, und athmen ebenfalls durch Lungen.

4) Fiſche — haben rothes kaltes Blut, und athmen nicht durch Lungen, ſondern durch Kiemen.

5) Inſekten (Kerbthiere) haben weißes kaltes Blut; Fühlhörner mit Gelenken oder Gliedern; verwandeln ſich entweder mehreremale, oder häuten ſich doch; legen Eier.

6) Würmer — haben weißes kaltes Blut, und Fühlfaden.

Wie viele verſchiedene Abtheilungen nun jede einzelne Klaſſe wieder hat, — oder vielmehr, wie viele Möglichkeiten der Abtheilungen, können wir hier nicht aufführen; ſondern bemerken nur noch Folgendes.

Es hat oft nicht wenig Mühe gekoſtet, nach gewiſſen gemeinſchaftlichen Merkmalen oder Kennzeichen dieſe Hauptklaſſen in Ordnungen, die Ordnungen in Gattungen oder Geſchlechter, und dieſe wieder in Arten abzutheilen.

Thiere, die im innern und äußern Bau und in den Hauptſtücken ihrer Lebensart einander gleich ſind, ſich mit einander begatten und Junge erzeugen, machen eine Art. Sind die Thiere derſelben Art in manchen Eigenſchaften von den übrigen verſchieden, ſo entſtehen Abarten, Spielarten, Varietäten; z. B. bei Hunden: der Dächſel, der Pudel.

Kommen mehrere Arten in gewiſſen Haupteigenſchaften überein, ſo entſteht die Gattung oder das Geſchlecht; mehrere Geſchlechter, die wieder in den Hauptmerkmalen übereinſtimmend ſind, bilden die Ordnung, und aus ähnlichem Grunde mehrere Ordnungen die Klaſſe. Jedes einzelne Thier heißt ein Individuum oder Einzelnweſen.

Man wählt als, ziemlich wenigſtens, paſſendes Beiſpiel die Ordnung des Soldatenſtandes, wo die Armee die Klaſſe, die Brigade die Ordnung, das Regiment der Brigade die Gattung, die Kompagnie des Regiments die Art, und jeder Soldat ein Individuum vorſtellt.

Es kommt bei allen ſolchen Eintheilungen darauf an, welche Merkmale man zum Grund derſelben legen will, z. B. wie Linné die Zahl, Geſtalt und Lage der Zähne, auf welche doch auch die meiſten andern Syſteme vorzügliche Rückſicht nehmen. — Andere haben die Säugethiere abgetheilt in 1) Thiere mit Hufen 2) Thiere mit Zehen 3) unbehaarte Thiere mit Zehen; eine Abtheilung, die der älteſte bekannte Naturforſcher, Ariſtoteles, machte.

Es wird dienlich ſeyn, der Erläuterung wegen noch Einiges beizubringen.

Der geachtete Naturforſcher in Paris Lacepede theilt die Säugethiere alſo ein.

Erſte Abtheilung.

Thiere, die weder Flügel noch Floſſen haben. Vierfüßer *).

Erſte Unterabtheilung.

Vier Füße, wie Hände gebildet. Vierhändige.

Erſte Ordnung.

Schneide-, Eck- und Backenzähne. — Affen, Makis.

Zweite Unterabtheilung.

Hinterfüße, wie Hände gebildet. Fußhänder.

Zweite Ordnung.

Schneide-, Eck- und Backenzähne. — Beutelthiere.

Dritte Ordnung.

Schneide- und Backenzähne. — Känguruh.

Dritte Unterabtheilung.

Die ganze Fußſohle ſtützt ſich beim Gange auf den Erdboden. — Fußſohlengeher.

Vierte Ordnung.

Schneide-, Eck- und Backenzähne. — Der Ichneumon, Spitzmaus, Maulwurf, Bär.

Vierte Unterabtheilung.

Zehen ohne hufartige Bedeckung. — Zehengeher.

*) Fängt alſo ſchon mit einer negativen Beſtimmung an, welches denn eben nicht ſehr empfehlend iſt. — — Rathet, was für ein Thier es iſt, das weder Kopf noch Schwanz hat?

Fünfte Ordnung.

Schneide-, Eck- und Backenzähne. — Hund, Katze, Frettchen.

Sechſte Ordnung.

Schneide- und Backenzähne. — Haſe, Eichhorn, Biber, Maus.

Siebente Ordnung.

Eck- und Backenzähne. — Faulthier.

Achte Ordnung.

Backenzähne. — Panzerthier.

Neunte Ordnung.

Ohne Zähne. — Ameiſenfreſſer, Schnabelthier.

Fünfte Unterabtheilung.

Zehen mit ſchwieliger Haut, oder mit mehr als zwei Hufen bedeckt. — Dickhäutige.

Zehnte Ordnung.

Schneide-, Eck- und Backenzähne. — Schwein, Tapir, Flußpferd.

Eilfte Ordnung.

Schneide- und Backenzähne. — Elephant.

Zwölfte Ordnung.

Backenzähne. — Rhinozeros oder Nashorn.

Sechſte Unterabtheilung.

Zwei Hufe, wiederkäuend.

Dreizehnte Ordnung.

Schneide-, Eck- und Backenzähne. — Kameel, Moſchusthier.

Vierzehnte Ordnung.

Schneide- und Backenzähne. — Giraffe, Schaf, Antilope, Ochſe, Hirſch.

Siebente Unterabtheilung.

Ein einziger Huf. — Einhufige.

Funfzehnte Ordnung.

Schneide-, Eck- und Backenzähne. — Das Pferd.

Zweite Abtheilung.

Thiere mit häutigen Flügeln an den Vorderfüßen.

Sechszehnte Ordnung.

Schneide-, Eck- und Backenzähne. — Fledermäuſe.

Siebenzehnte Ordnung.

Eck- und Backenzähne. — Flugmaus (Noctilio).

Dritte Abtheilung.

Säugethiere mit Floſſen.

Erſte Unterabtheilung.

Hinterfüße wie Floſſen geſtaltet.

Achtzehnte Ordnung.

Schneide-, Eck- und Backenzähne. — Seehund, Wallroß.

Neunzehnte Ordnung.

Eck- und Backenzähne.

Zwanzigſte Ordnung.

Backenzähne. — Der Manati.

Zweite Unterabtheilung.

Ohne Hinterfüße. — Wallfiſche.

Ein und zwanzigſte Ordnung.

Eckzähne. — Kachelot, Delphin.

Zwei und zwanzigſte Ordnung.

Keine Zähne. — Wallfiſch.

Man ſieht in dieſer Anordnung das Gekünſtelte und Beſchwerliche ſehr leicht. Man kann noch hundert oder noch mehr, mehr oder minder ähnliche machen; aber um ſich leichter zu verſtändigen iſt es gut, bei dem Bekannteſten zu bleiben, bis etwas augenfällig Richtigeres, Leichteres oder überhaupt Beſſeres vorhanden iſt.

Es könnten hier noch manche Klaſſifikationen oder vornehm ſogenannte Syſteme hergeſtellt werden, aber in der That gehörten ſie nicht hieher; nur das wirklich klare, des geſchätzten und genauen Pennants (eines Engländers), nach den Abänderungen unſers bekannten Bechſteins, verdient noch einen Platz, und dient zu mancherlei Vergleichung und Erläuterung. Wir ſetzen zu dieſem auch die nöthigſten Kunſtnamen her, die überhaupt in der Naturgeſchichte aus dem Griechiſchen und Lateiniſchen gemacht, ſage **gemacht** ſind.

Säugethiere.

Erſte Ordnung.

Säugethiere mit Hufen (Ungulata anim.).

Erſte Abtheilung.

Einhufige Thiere (Solidungula).

Man ſieht keine Abtheilung der Zehen, denn dieſe ſtecken in einem hornartigen Futteral, wie in einem Schuh. — Sechs abgeſtumpfte Vorderzähne ſtehen in beiden Kinnladen. Die Euter mit 2 Säugwarzen liegen zwiſchen den Hinterfüßen. — Hieher gehört das Pferd mit ſeinen Arten und Baſtarden (Maulthier, Mauleſel).

Zweite Abtheilung.

Zweihufige Thiere (Bisulca).

Die Zehen ſtecken in zwei hornartigen Hufen, und es werden 9 Gattungen aufgeführt.

1) Thiere ohne Vorderzähne in oberer Kinnlade. — Wiederkäuende Thiere (Pecora).

Oben ſtehen keine, unten aber 6 = 8, weit von den breiten abgeſtumpften Backenzähnen entfernte breite Vorder- oder Schneidezähne. — Eckzähne fehlen meiſtens. Das Euter zwiſchen den Hinterfüßen hat 2 oder mehrere Säugwarzen. Sie haben vier Magen — leben von Gewächſen.

Einige haben Hörner, andern fehlen die Hörner. Bei einigen bleiben die Hörner, wie bei dem Giraffen, dem Ochſen (mit ſeinen Arten), dem Schaf, der Ziege, den Antilopen.

Andern fallen die Hörner oder Geweihe alljährlich ab, wie dem Geſchlecht der Hirſche.

Zu denjenigen, welchen die Hörner fehlen, gehören das Biſamthier und das Kameel.

2) Thiere mit Vorderzähnen in der obern Kinnlade,

mit einzeln ſtehenden Eckzähnen, rüſſelförmigem Kopf, Borſten auf der Haut, und mit vielen Eutern von den Vorderfüßen an, bis zu den Hinterfüßen.

Hieher gehört das Schwein.

Dritte Abtheilung.

Vielhufige Thiere (Multungula).

Mit drei bis fünf Hufen oder Klauen, in welchen die Zehen ſtecken, und mit großer unförmlicher dünnbehaarter Körpermaſſe.

Hieher gehören Nashorn, Flußpferd, Tapir und Elephant.

Zweite Ordnung.

Säugethiere mit Zehen oder Fingern (Digitata).

Erſte Abtheilung.

Zweihändige. — Der Menſch.

Zweite Abtheilung.

Vierhändige (Quadrumana),

wo die Vorder- und Hinterfüße als Hände können betrachtet werden, die Finger mit abgeſonderten Daumen, vier Vorderzähne in oberer Kinnlade, ſpitzige Eckzähne, ſtumpfe Backenzähne, zwei oder vier Euter.

Hieher gehören: Affen, Paviane, Meerkatzen, Maki's (Lemures).

Dritte Abtheilung.

Raubthiere (Ferae).

Sechs ſcharfe Vorderzähne in beiden Kinnladen; einen langen, ſpitzigen, gekrümmten Eckzahn auf jeder Seite, ſchmale Backenzähne, Füße mit Zehen und Krallen.

Hieher gehören: Hund, Dachs, Hyäne, Katze, Bär, aber auch Beutelthier, Stinkthier, Wieſel, Otter.

Vierte Abtheilung.

Schrotthiere (Rosores).

Zwei bis ſechs Vorderzähne in beiden Kiefern, mehrere Eckzähne, Backenzähne, Zehen mit Klauen zum Graben, leben meiſtens von Wurzeln und Inſekten.

Hieher gehören: Maulwurf, Spitzmaus, Igel.

Fünfte Abtheilung.

Nagethiere (Glires).

In beiden Kiefern zwei ſcharfe beiſammenſtehende Vorderzähne; ſtatt der Eckzähne ein leerer Raum — ſtumpfe Backenzähne in verſchiedener Anzahl; geſpaltene Krallenfüße — mit den Hinterfüßen ſtehen ſie bis an die Ferſen auf — der Gang iſt faſt immer ſpringend; die Oberlippe geſpalten — leben vom Gewächsreich.

Hieher gehören: Cavien, Biber, Stachelthier, Springer, Maus, Murmelthier, Schläfer, Eichhorn, Haſe.

Sechſte Abtheilung.

Harmloſe Thiere*) (Bradypoda).

Ohne Vorderzähne — träge, langſam — pflanzenfreſſend.

Hieher gehören: Faulthier und Panzerthier.

*) Eigentlich: Langſamfüßler, oder Trägfüßler.

Siebente Abtheilung.

Zahnloſe Thiere (Anodontia).

Ohne Zähne, kurze Beine, länglichter Körper, und leben von Inſekten.

Hieher gehören: Schuppenthier — Ameiſenfreſſer.

Dritte Ordnung.

Säugethiere mit Flughaut (Chiroptera).

An den Vorderfüßen lange Zehen mit ſehr kurzen Daumen, die durch eine dünne Haut ausgeſpannt ſind, welche bis an die Hinterfüße reichet. Sie fliegen wirklich. Der aufgerichteten ſpitzen, von einander getrennten Zähne ſind 26 bis 38. Der Vorderzähne meiſtens unten mehr, bei einigen oben und auch unten keine. — Eckzähne meiſtens mehr als einer auf jeder Seite beider Kinnladen — die vordern meiſtentheils größer. Im Gebiß und Lebensweiſe den Spitzmäuſen ähnlich — gebären lebendige Junge, die ſie an zwei Zitzen ſäugen.

Es gehören hieher: das Geſpenſt, Fledermaus, Schwungmaus (Nictimene), Flugmaus (Noctitio), und das Flatterthier (Nycteris), welches weder oben noch unten Zähne hat.

Vierte Ordnung.

Säugethiere mit Floſſenfüßen (Palmata).

Erſte Abtheilung.

Mit abgetheilten Zehen (Lobata).

Floſſenähnliche Füße; doch ſind alle Abtheilungen der Zehen da. Die vordern ſind tief in der Haut verhüllt; die hintern ſtehn grade heraus; die Vorderzähne fehlen bei einigen, und ſind bei den andern nicht gleich; Backenzähne ſind

groß und auch wohl ſtark gezackt; Kräuter und Fiſche ſind die Nahrung.

Hieher gehören: das Wallroß, die Robbe, der Manati.

Zweite Abtheilung.

Wirkliche Säugethiere, auf dem Scheitel mit röhrenförmigen Luftlöchern; Bruſtfloſſen ſtatt der Vorderfüße, wagerechtem zuſammengewachſenen Schwanz ſtatt der Hinterfüße — haben, wie die Säugthiere, vier Herzkammern, rothes warmes Blut, Lungen wie dieſe, gebären wie dieſe, ſäugen an Brüſten, haben bewegliche Augenlieder, wahre Knochen, ſelbſt in den Vorderfloſſen und im Schwanze; nähren ſich von Würmern und kleinen Fiſchen.

Es gehören hieher: Narwall, Wallfiſch, Kachelot, Delphin.

Zweite Abtheilung.

D e r   M e n ſ ch.

Der Menſch.

Wer verſteht es, wie der Menſch erzeugt wird? Wer weiß die Geheimniſſe ſeiner Bildung? — Wer erklärt uns das Entſtehen eines Thieres? oder die Begattungen einer Pflanze? die Bildung eines Samenkorns? in ihren erſten und tiefſten Gründen? — An Vermuthungen, an höchſt ſcharfſinnigen Vermuthungen fehlt es keineswegs, aber das Wahre iſt und bleibt:

ins Innre der Natur dringt kein erſchaffner Geiſt.

Hat das Weib, in der innigſten Vereinigung mit dem Manne, empfangen, ſo findet man in der Gebärmutter-Höhlung bald, in den erſten Tagen nach der Empfängniß, eine durchſichtige Blaſe von der Größe eines Weitzenkorns. Die Gebärmutter liegt in dem Unterleibe des Weibes, hat die Geſtalt einer platt gedrückten Birne, von zwei Zoll Länge und einem Zoll Dicke. In der Höhlung derſelben möchte etwa eine Bohne Platz haben.

Die kleine Blaſe enthält eine Feuchtigkeit, die dem Eiweiß ähnlich iſt, und dieſe umhüllt eine andere gallertartige Feuchtigkeit, von der Größe eines Hirſekorns, welche die eigentliche Frucht, oder der Keim des Menſchen iſt, in welchem aber noch kein ſterbliches Auge Menſchengeſtalt und Bildung erblickt. — Und doch entwickelt ſie ſich in wenigen Tagen daraus, ohne daß es uns irgend Jemand erklärt hätte, wie aus dem Verhüllten das Unverhüllte hervorgeht; mit welchen verborgenen Kräften es arbeitet, treibt, ſich bewegt und bildet!

Nach ſieben Tagen ſchon ſoll man Faden ſehen, welche die Nabelſchnur bilden. In funfzehn bis ſechszehn Tagen erſt wird die gewaltige, vorher unſichtbare Entwickelung dem Auge des Beobachters ſichtbar *). Das kleine gallertartige, hirſekorngroße Weſen fängt an ſich zu geſtalten. Die runde Form geht in eine länglichte über; die Naſe zeigt ſich wie ein Fäſerchen; der Mund wie ein feiner Strich; die Augen ſehen wie zwei kleine Punkte; die Ohren wie kleine Löcher. Der Kopf unterſcheidet ſich vom Rumpfe, iſt aber, im Vergleich mit der künftigen Menſchengeſtalt, ganz unverhältnißmäßig groß, und mitten im Rumpfe entdeckt man ein kleines Pünktchen — kein ſtillſtehendes, ſondern ein hüpfendes, welches das Herz iſt.

Die Frucht (Fötus) befeſtigt ſich, mittelſt der feinen Faſern allgemach, an der innern Fläche der Gebärmutter, die ſich immer mehr verlängern und ineinander flechten und gleichſam verfilzen, woraus die runde ſchwammige Maſſe entſteht, die man Mutterkuchen nennt. Dieſe Fäſerchen ſind offenbar nichts andres, als höchſt feine Aderchen, die, mit der Gebärmutter aufs innigſte verbunden, das Blut aus dem Leibe der Mutter einſaugen, und es der Frucht, zu Ernährung und Wachsthum, zuführen **). Eben dieſe feinen Adern münden in einen Hauptkanal, gehen mitten in den werdenden Menſchen hinein, und heißen nun Nabelſchnur. Auch der Mutterkuchen ſelbſt ſaugt ſich gleichſam, oder legt ſich an die innere Fläche der Gebärmutter an, aus welcher die Mündungen feiner Adern hervortreten. Es zerſpaltet ſich zugleich das anfangs einfach erſcheinen-

*) Für manche Leſer möchte doch die Bemerkung nicht am unrechten Orte ſtehen, daß, je nachdem geſchwängerte Frauen, nach der Empfängniß, an dem oder jenem Tage geſtorben ſind, z. B. am am 7ten, am 16ten u. ſ. w., dieſe Beobachtungen von dem Zergliederer haben gemacht werden können. — Es verſteht ſich, daß Vergrößerungsgläſer dem beobachtenden Auge helfen.

**) Man ſieht hieraus, warum die Menſtruation in der Schwangerſchaft aufhört.

de, die Frucht umhüllende Häutchen, in drei Häute, wovon die äußerſte zartweiche und flockenartige, netzförmige gelb ausſieht, und das ganze Menſchenei nebſt dem Mutterkuchen umhüllt, und die kleinen Adern aus der Gebärmutter durch ſeine zarten Oeffnungen hindurchläßt. Die mittlere oder zweite und weiße Haut iſt feſt und undurchſichtig, aber an der Seite, wo die Frucht mit dem Mutterkuchen in Verbindung ſteht, viel zarter und lockerer. In der dritten Haut iſt die Feuchtigkeit unmittelbar verſchloſſen. Sie iſt bekannt unter den Namen Schaafhaut, ſo wie das darin enthaltene Waſſer Schaafwaſſer genannt wird. — Die Frucht iſt mittelſt der Nabelſchnur, wie mit einem Stiel, am Mutterkuchen befeſtigt, und zieht ihre Nahrung aus demſelben. (Man ſehe was nachmals über Samenlappen bei den Pflanzen vorkommen wird.)

Nachdem jene, vorher bemerklich gemachte, Stücke in die Welt des Sichtbaren getreten ſind (Naſe, Mund, Ohr, Herz), fangen Arme und Füße an, wie kleine Knoten hervorzuſchießen, und ſind nach etwa 21 Tagen deutlich zu ſehen. Rippen, Finger und Zehen erſcheinen als feine Faden. Die ganze Frucht hat jetzt kaum die Größe der Hausbiene. — Nach Ablauf eines Monats iſt die Frucht etwa einen Zoll lang, und wird bis 2 Zoll. Da zeigt ſich denn ſchon der Anfang zu den Knochen, und die zuſammengewickelten Faſern ſind der Urſprung der nachmaligen Eingeweide. Beſonders ſind um dieſe Zeit die Röhrenknochen in Arm und Bein zu bemerken, und der untere Kinnbacken ſteht über dem obern hervor.

Nach drei Monaten beträgt die Länge ſchon an drei Zoll und drüber, und es fangen an, ſich die Nägel an Händen und Füßen zu bilden.

Im fünften Monat fängt ſich die Frucht an zu bewegen, und es tritt alſo das eigentliche Leben ein; denn: der Kopf biegt ſich jetzt gegen die Bruſt hinab, dahingegen die Knie ſich nach dem Kopfe in die Höhe ziehen; die Füße werden zurückgelegt.

Nur durch dieſe Lage iſt es möglich, daß Raum genug vorhanden ſey, der ſonſt, auch bei der unglaublichen Ausdehnung ihres Behältniſſes, der Frucht dennoch fehlen würde.

Nach neun Monaten iſt der junge völlig ausgewachſene Menſchenkörper vierzehn bis einundzwanzig Zoll lang, und hat ein Gewicht von ſieben, ja zuweilen von faſt zehn Pfund. — Wird das Kind früher geboren, ſo ſind die Operationen der Natur noch nicht vollendet geweſen, und geſchieht dieſes vor der Hälfte der Schwangerſchaft, ſo kommt das Kind todt, oder ſtirbt doch ſogleich. Es kommen auch wohl Kinder im 8ten Monat zur Welt — frühzeitige Geburten — die aber dennoch am Leben bleiben können, und häufig am Leben bleiben. Man hat Fälle genug von ſolchen frühzeitig gebornen Kindern, die durch Pflege und ärztliche Kunſt, gegen allen Anſchein, nicht nur erhalten wurden, ſondern auch ſtark und kräftig heran- wuchſen. — Man hat ſogar einen Fall von einem gebornen Kinde, welchem die Haut fehlte (die Aerzte mögen ausmachen, ob wirklich die Haut ganz fehlte?) und das in die feinſte Baum- wolle eingehüllt werden mußte.

Zur Zeit der Geburt nähert ſich die Form der Gebärmutter von der länglichten Geſtalt zur rundlichen, wird — welche Ausdehnung! — drei viertel Elle hoch, und iſt dabei eine halbe Elle dick, denn wunderbarlich ſind die Wände derſelben nicht, wie man denken ſollte, durch die Ausdehnung dünner geworden, ſondern vielmehr durch die Nahrung zuführenden Adern dicker. Aber nach der geſchehenen Geburt des Menſchen zieht ſich die Bärmutter in ihre erſte urſprüngliche Geſtalt beinahe ganz wieder zuſammen. — — — Erkläre wer da kann, oder will, woher? wodurch? wie? dieſes Alles geſchieht.

Iſt die Frucht völlig ausgebildet, und reif zur Geburt, ſo wird ſie geboren. Wie dies zugehe, iſt auch vielfältig erklärt worden, aber ohne daß es dadurch ins Klare gekommen wäre. — Genug, der kleine Menſch muß ſich durch den engen Hals der

birn- oder flaſchenförmigen Gebärmutter durchwinden, — oder vielmehr die geheimen Kräfte der Natur führen ihn hindurch — um eigentlich zur Welt zn gelangen. Dazu iſt, bei ungeſchwächten und in der Naturordnung gebliebenen Naturen, weder Hebamme, noch Hebammer (wie man es vielleicht ſtatt Accoucheur oder Geburtshelfer allenfalls nennen könnte) nöthig; denn die enge Oeffnung der Gebärmutter, die ſich ſogleich nach der Empfängniß ſchloß, um das koſtbare Pfand der Natur zu bewahren, hat ſich, während des Wachsthums der Frucht, eben ſowohl erweitert, als die Gebärmutter ſelbſt ſich erweiterte, und macht den Durchgang des kleinen Geſchöpfes begreiflich.

Wenige Zeit vor der Geburt ſenkt ſich der, vorher gegen die Lendenwirbel gekehrte, Kopf in den Hals der Gebärmutter herab. Zum Theil wenigſtens gewiß, durch die Schwere des Kopfes ſelbſt wird der Muttermund gereizt ſich zu öffnen, aber dieſer Reiz erſtreckt ſich nun auch über die ganze Gebärmutter, die ſich jetzt anfängt ruckweiſe zuſammenzuziehen, und die Frucht unter heftigen Schmerzen dadurch gleichſam hervordrängt. Dies ſind die ſogenannten Wehen. Die Häute zerreißen jetzt, die das Schaafwaſſer umgaben, worin die Frucht ſchwamm, dieſes Waſſer ſtürzt heraus, und macht den Weg für den neuen Ankömmling ſchlüpfrig, der, nach wiederholten Wehen, aus dem Muttermund und der daran liegenden Mutterſcheide hervortritt.

Nachdem wohlthätig die Natur der Gebärerin, nach der Geburt des Kindes, einige Ruhe geſtattet hat, treten neue Wehen ein, aber meiſtentheils leichter. Sie dienen die zurückgebliebenen Häute, die das Schaafwaſſer umhüllten, und den Mutterkuchen herauszufördern. — Beide heißen die Nachgeburt.

Das Kind hängt bei ſeiner Ankunft an der faſt zwei Ellen langen Nabelſchnur, die etwa eine Spanne weit von ſeinem Nabel abgeſchnitten, und feſt unterbunden werden muß, damit keine Verblutung erfolge.

Gewöhnlich ſchreit das Kind, ſobald es geboren iſt. Dies

mag mancherlei andere Urſachen noch haben, iſt vorzüglich aber die Folge von dem Eintreten der Luft in die Lungen, die nun erſt anfangen zu athmen, was zuvor, da das Kind im Schaafwaſſer ſchwamm, nicht geſchehen konnte. Auch konnte das Blut nicht durch die Lungen gehen, ſondern nahm ſeinen Weg durch eine eiförmige Oeffnung oder Loch zwiſchen den beiden Herzkammern, welches nach der Geburt nach und nach meiſtentheils verwächſt.

Durch den wohlthätigen Inſtinkt der Natur geführt, iſt Saugen und Trinken an der Mutter Bruſt das erſte Geſchäft des neugebornen Kindes, und wohlthätig hat die Natur die Quellen ſeiner erſten Erhaltung mit Milch gefüllt. Die erſte Milch iſt dünn und ſcharf, und dient vorzüglich einen Unrath abzuführen, der ſich bei demſelben im Mutterleibe geſammelt hat. Die Muttermilch wird aber, wie das Kind zunimmt und der Nahrung mehr bedarf, auch nahrhafter.

Die erſten Tage des Kindes gehen meiſtentheils ſchlafend dahin, iſt es anders geſund. Alle Sinne deſſelben ſind gefangen; es hört, es ſieht nicht, und ſein Gefühl iſt dumpf und ſtumpf; und es weint eben ſo wenig, als es lacht. — Aber es erwacht mehr und immer mehr; ſeine Sinne ſchließen ſich auf, und im dritten Monat ſcheint es ſich ſchon ſeiner ſelbſt, wiewohl nur ſehr dunkel bewußt zu werden, und drückt ſeine Empfindungen durch Weinen und Lachen aus. — Es gehört nicht weiter hieher, wie es nach und nach anfängt, immer mehr aufzumerken, wie die ſtieren Augen endlich einen Blick, einen beſtimmten Blick auf Gegenſtände richten, und dadurch ein ganz anderes Anſehen gewinnen, wie die Ohren Töne und Stimmen unterſcheiden lernen, *) und ſo vieles Andere mehr, darf hier nicht

*) Warum die Kinder ſo gern lärmen, im Spiel ſo laut ſchreien, und alles ſtarke Getöſe ſo gern haben? — Weil die Knochen des Gehörs noch ſo überaus weich ſind, und die Erſchütterungen oder Bebungen der Luft nicht ſo ſtark als auf die Gehörknochen des Erwachſenen einwirken.

auseinandergeſetzt werden; auch wird es jeder aufmerkſame Beobachter leicht ſelbſt gewahr werden.

Etwa um den ſiebenten Monat nach der Geburt brechen die erſten Zähne hervor, die vier untern und die vier obern Vorderzähne oder Schneidezähne; einige Monate darauf kommen erſt die Eckzähne oder Hundszähne Augenzähne), an jeder Seite jeder Kinnlade Einer, dann folgen im zweiten Jahre die Backenzähne, deren zwanzig ſeyn ſollten, aber bei Vielen bleibt es bei 16 ſolcher Zähne. Von den vier fehlenden kommen indeſſen bei einigen Perſonen im mannbaren Alter, im dreiſſigſten oder vierzigſten, ja in noch ſpätern Jahren, einer oder einige nach, und ſind unter dem Nahmen Weisheitszähne bekannt.

Um das ſiebente Lebensjahr des Kindes fallen die zuletzt erhaltenen 20 Zähne wieder aus, und es entſtehen an deren Stelle ganz neue. Die erſtern ſollten nur zu einem einſtweiligen Gebrauch ſeyn, damit der Menſch auch in dieſer frühern Periode ſeines Lebens feſtere Speiſen zermalmen könnte, aber die Zeit, die auf die Bildung dieſer Zähne von der Natnr konnte verwendet werden, war zu kurz, als daß dieſelben feſt genug geworden wären, um fürs ganze Leben auszudauern; darum kommen dieſe neue Zähne, die nachmals nicht wieder verwechſelt werden, ſondern fürs ganze Leben vorhalten ſollen.

So weit die Zähne aus den Kinnladen hervortreten, ſind ſie mit einer feinen Glaſur überzogen. Dieſe hervortretende Theile heißen: die Kronen, die im Fleiſche verborgenen aber die Wurzeln, die zuweilen doppelt ſo lang ſind, als die erſtern.

Einige feine Aederchen und Ein Nerve gehen durch die Wurzeln bis in die Krone hinauf; und die erſten bringen dem Zahn Nahrung, der andere aber die Empfintung. Wenn im Alter ſich dieſe Adern verſtopfen, und mithin keine Nahrung mehr zuführen können, ſo werden die Zähne locker, bröckeln ab, und fallen aus.

In 9 Monaten wuchs der Menſch, von dem erſten Pünktchen ſeines Werdens an, bis zu ſeiner Geburt, faſt drei Viertel einer Elle; etliche Monate darauf wird er eine ganze lang. Aber der Wachsthum geht nicht in dieſem Verhältniß fort. Im ſiebenten Jahre hält der Menſch etwa zwei Ellen Länge und von nun an wächſt er, bis zum 25ten Jahre, nur noch etwas über eine halbe Elle. In dieſem Alter iſt der Körper ausgebildet und bei dem weiblichen Geſchlecht ſogar weit früher.

Langſam reift der Menſch zu ſeiner Ausbildung, und mehrere Jahre lang bleibt er völlig hülflos; dahingegen das Thier in ſehr kurzer Zeit ſo weit herangewachſen und ausgebildet iſt, daß es der Beihülfe der Aeltern, oder vielmehr der Mutter, nicht mehr bedarf. Aber der Menſch ſollte — Menſch werden! Er ſoll zur Geſelligkeit, zur Ordnung, zum Recht, zur Tugend, zur Liebe herangezogen werden, und ſeine geiſtige Kraft ſoll ſich entwickeln! Was würde aus dem Menſchen werden, könnte er in einem oder zwei Jahren der Obhut, Pflege und Erziehung der Aeltern ſich entziehen? — Was daraus werden könnte, davon werden nachher merkwürdige Fälle vorkommen! aber es läßt ſich auch ohne dieſe abſehen.

Kommt der Menſch langſamer zur Ausbildung, ſo lebt er auch dafür deſto länger, und übertrifft an Lebensalter die meiſten andern Säugthiere, und ſelbſt vielleicht noch den Elephanten; denn es iſt wohl höchſt unwahrſcheinlich, daß dieſes Thier ſogar über zweihundert Jahr alt werden ſollte.

Höchſt merkwürdige Veränderungen gehn im Menſchenkörper vor, beim Uebertritt aus der Kindheit zum Jugendalter; in unſerm Himmelsſtriche bei dem Mädchen oft ſchon früher noch, als im 14ten Jahr, bei dem Jüngling im funfzehnten, ſechszehnten; früher bei dem Bewohner ſehr warmer Erdgegenden,

viel ſpäter bei dem Bewohner kälterer Gegenden *), am ſpäteſten bei den Polarmenſchen. Auch die üppigere oder einfachere und naturgemäßere Lebensweiſe machen in Anſehung der Zeit hier einen großen Unterſchied, daher dieſelbe nicht im Allgemeinen beſtimmt angegeben werden kann.

Beim Jüngling wird die Stimme tiefer, voller, und will in Mannes Stimme hinüber, ſchwankt aber noch, und fällt oft in den Ton der frühern Zeit; der Bart zeigt ſich im weichen Flaum am Kinn und auf den Lippen; unbekannte dunkle Gefühle werden rege — es iſt ein ſeltſames, unerklärbares, ungewiſſes, unruhiges Treiben, das aber deutlich und klar genug wird, ſobald Thorheit, oder Frechheit, den heiligen Schleier der Schaam, dieſes Schutzengels der jugendlichen Unſchuld, aufhebt, der die unbekannten Gefühle ſo lange verhüllt, bis rechte Zeit und Stunde gekommen iſt, dieſelben in Wirkſamkeit treten zu laſſen. — Es iſt das Regen des Geſchlechtstriebes. — Was in derſelben Zeit, bei dem weiblichen Geſchlechte, mit der periodiſchen Krankheit vorgeht, iſt unnoth zu erzählen, eben ſo wenig als die bei dem Jüngling eben ſo unwillkührlichen, zu unbeſtimmten Zeiten eintretenden Ergießungen eines Saftes, der bisher zur Ausbildung des Körpers diente, und den die Natur nun nicht mehr für dieſen Zweck braucht, ſondern für einen andern beſtimmt.

Bemerkenswerth iſt, daß des Geſchlechtstriebes Befriedigung bei dem Menſchen in keinem Klima, wie bei dem Thiere, an gewiſſe Jahreszeiten gebunden iſt, und daher auch nicht ſo wild und wüthend werden kann, wie bei dieſem.

Wird der Geſchlechtstrieb zu früh, zu unmäßig oft befriedigt, ſo entſtehen dadurch manche traurige Folgen für Kraft

*) Doch iſt die Samoiedin ſo früh reif, als die Bewohnerin der wärmſten Gegenden! Eine ſeltſame Erſcheinung, die dadurch nicht wohl erklärt wird, daß der Samoiede urſprünglich in einem viel wärmern Lande zu Hauſe ſey.

und Geſundheit des Körpers nicht nur, ſondern ſelbſt für die Lebendigkeit und Schärfe des Geiſtes, der dumpf und ſtumpf wird. Manche fürchterliche Krankheit, die aus unmäßiger oder unvorſichtiger Befriedigung dieſes Triebes entſteht, und den Menſchen zu einem Bilde des Entſetzens und Grauſens macht, darf hier keinen Platz haben.

Die Wuth, den Geſchlechtstrieb unendlich oft zu befriedigen, — Satyriasis bei den Männern genannt, bei den Weibern Furor uterinus, Nymphomanie, Mutterwuth — iſt wohl mehr unverſchuldete als verſchuldete Krankheit, wie wir zur Ehre des menſchlichen Geſchlechts nicht nur, ſondern auch aus andern Gründen glauben.

Es iſt übrigens nicht unerwähnt zu laſſen, daß allzuvieler Genuß oftmals das Ausfallen der Haare des Hauptes bewirkt *), und die kahle Glatze oder Platte hervorbringt, die ſich aber nie bei dem weiblichen Geſchlechte findet. — Man urtheile aber nicht übereilt und hege überall böſen Verdacht, wo man dieſe Platte wahrnimmt. Ich kenne Familien, in welchen nicht nur ein dünnes, ſpärliches Haar, ſondern auch dieſe Glatzen erblich ſind.

Das männliche Alter iſt das Alter der Kraft, der Thätigkeit, der höhern Nutzbarkeit für die Mitmenſchen, der Erzeugung der Nachkommen, der Erhaltung derſelben; es iſt die Zeit der reifgewordenen Gedanken, der mannichfaltig zu benutzenden Erfahrungen. Aber auch das Mannesalter kann nicht bleiben; Kraft und Stärke, Schärfe der Sinne, und ſelbſt Gedächtniß, Gefühl und Gedanke vergehn, oder wollen vergehn. Der Rükken krümmt ſich, die Glieder zittern, die Thätigkeit hört auf, die Bewegung wird Ruhe, das ſparſame Haar erbleicht, —

*) Von ſo vielen andern Zufällen, die Folge von Ausſchweifungen ſind, ſey nur der fürchterlichſte erwähnt, der der höchſte Grad veneriſcher Krankheit iſt — der Hirnſchädel wird zerfreſſen.

und darum heißt es dann das Greiſenalter. — Alles iſt ſtumpf und ſchwach, nur die Eßluſt nicht, indem die ausgetrockneten, hartgewordenen Gefäße nicht mehr ſo aus allen Nahrungsmitteln Nahrungsſtoffe ſich bereiten, und nicht mehr von allen denſelben einen gleichen Gebrauch machen können, und Greiſe ſind daher, wie Kinder, nach den nahrhafteſten Dingen, wo der Körper nicht viel abzuſondern hat, z. B. Zucker, ſehr begierig. — Der ganze Menſch tritt, in Anſehung ſeiner Hülfsloſigkeit und der Schwäche an Geiſtes- Gefühls- und Sinnenkraft, in die Kindheit zurück.

Achtzig Jahr der Kinder Spott,
Neunzig Jahr Genade Gott,

hieß ein nun wohl meiſtentheils vergeſſener Reimſpruch.

Es folgt der Tod. So lange die Lebensverrichtungen noch in Thätigkeit ſind, kann kein Tod Statt finden; ſobald ſie aufhören, iſt er da. — Das Aufhören des Lebens iſt der Tod, und mithin iſt der Tod ganz eigentlich – Nichts; er iſt — das Verlöſchen eines Lichts *) — das Vergehen eines Tages, das Verklingen eines Schalles; nur in unſerer Idee ſteht er wie eine Perſon, wie ein eigenes Weſen da, und darum ſprechen wir von einem ſchmerzhaften, langſamen, ſanften Tod, was meiſtentheils nur die dem Tode vorhergehenden Zuſtände und Umſtände betrifft.

Der wahre Tod des Alters iſt nichts andres, als ein Erſtarren. Alle Gefäße werden, wie beim Baume das Holz, immer härter, werden enger, und, ſelbſt die Adern, verknöchern ſich, — kurz, das Flüſſige geht, wie ſo häufig in der Natur, in das Feſte über. Aber näherer Erläute-

*) Das ganze animaliſche Leben wird mit großem Rechte als ein Verbrennungsprozeß angeſehen, ſo wie er etwa bei dem Lichtverbrennen Statt hat.

rungen müſſen wir uns hier auch enthalten, und bemerken nur noch:

daß der Blutumlauf im Körper nach den verſchiedenen Lebensjahren ſehr verſchieden iſt. Der von dieſem Umlauf abhangende Puls ſchlägt gleich nach der Geburt 130 bis 140mal in einer Minute, am Ende der Kindheit etwa 90mal, im Jünglingsalter etwa 80mal, im männlichen Alter 70mal, und im höhern Alter 60mal. — Manche Betrachtungen laſſen ſich für den nachdenkenden Mann, auch wenn er kein Arzt iſt, anſtellen, und manche Schlüſſe und Folgerungen daraus ziehen!!

Aber, was iſt der Schlaf? dieſer, nicht ſowohl mit dem Wachen, ſondern mit dem wahren und wahrhaftigen Leben ſtets abwechſelnde, ſtets neue, und doch das Leben erhaltende Tod? — Was iſt er? — Erklärungen davon kennt der Verfaſſer — aber Keinen, der die Erklärungen klar machte! — Nun ſo laſſet Gott walten, wenn Ihr ſonſt Gewiſſen genug habt, an Gottes verborgenen Finger zu glauben; oder aber, was jetzt wieder Mode ſcheint werden zu wollen, Luſt habt zu dieſem Glauben.

Mögen es uns die, die in die unterſten Tiefen menſchlicher Weisheit und Erkenntniß ſich herabgelaſſen haben, — herabgelaſſen, da ſie doch nur in den Höhen, wiewohl nicht im Höchſten leben — nun melden, was ſie in den tiefſten Tiefen gefunden haben. — Sie waren tief hinab gekommen, aber, weil es ſo tief war, ſo war es auch ſo dunkel, und ſo dunkel ſind denn auch ihre Worte und Erklärungen.

Genug, der Menſch ſchläft und wacht. Das Wachen fördert den Schlaf — der Schlaf befördert das Wachen — des Wachens Thätigkeit und Regſamkeit. — Das iſt Alles, was der Bauer ſo gut weiß, als der Weiſeſte. — Aber wie das wird und zuſammenhängt, weiß keiner von Beiden, und wird es auch wohl keiner verſtehen lernen.

Und wenn ich ſtark und gewaltig bin, voll Kraft und Muskelſtärke, fett am Leibe, daß ich lange davon zehren könnte, — ich muß dennoch ſchlafen. Und wie der Schlaf nun friſch macht und ſtark, und doch wieder auch, gibt man ihm zu lange nach, träge und ſchläfrig, darüber laſſen ſich Worte machen, aber ſchwerlich Aufklärungen geben.

Keine der unwillkührlichen Bewegungen des Körpers — Herzſchlag, Athemholen, Umlauf des Bluts, Verrichtungen der Gefäße, Abſcheidung der Säfte, u. ſ. w. hören auf im Schlafe. — Wie ſehr der Schlaf die Kräfte ſtärkt, weiß Jedermann. Wie nothwendig iſt er! Ein lange behinderter Schlaf kann zum Wahnſinn führen, und es geht dem Menſchen nicht anders, als dem Falken, der durch gewaltſame Verhinderung des Schlafs erſt dumm und eben darum zahm wird — (grade ſo etwa, wie bei dem Menſchen auch.) — Wie ſtehts um die Thätigkeit unſeres Geiſtes, wenn wir lange haben wachen müſſen? — Auf welche Weiſe erſetzt der Schlaf die Kraft, die Wachen und Thätigkeit ermüden? — Warum erſchöpft anhaltendes Denken die Kräfte am meiſten, und macht ſehr ſchläfrig? — Leute, die in mehrern Tagen nicht geſchlafen hatten, ſchliefen endlich unter Kanonendonner, in den Laufgräben vor einer belagerten Feſtung ein. — Und in der alten rauhen Zeit hinderte man gefangene Miſſethäter am Schlaf, damit ſie recht möchten gequält werden!

Bau und Beſchaffenheit des Menſchenkörpers.

Wir übergehen die dunkeln und darum ungewiſſen Unterſuchungen, wie aus dem Flüſſigen das Feſte gebildet wird. Ueberall in der Natur entſteht das Feſte aus dem Flüſſigen. — Die Muſchelſchalen im Waſſer; der herangewachſene Baum aus dem Zutritt des Waſſers und der eingeſogenen Luftſtoffe; der Menſch ſchwimmt anfangs im Waſſer, und was anfangs

Knorpel war, wird erſt mit der Zeit Knochen, die mit zunehmendem Alter immer mehr verhärten und bruchig werden, woher denn ohne Gefahr das Kind eher zehnmal fallen kann, ehe der Greis einmal ohne Schaden fällt; ja das Kind hat ſogar mehrere Knochen, als der erwachſene Menſch, denn ſo Manches, was bei dem letztern in Ein Feſtes verwachſen iſt, iſt bei dem erſtern nur durch weiche, und darum noch der Flüſſigkeit näher angrenzende Knorpel verbunden.

Die Grundlage des Körpers ſind die Knochen, welche die härteſten und ſprödeſten Theile deſſelben ausmachen, und das Fleiſch unterſtützen, damit es nicht zuſammenſinke; die mithin dem Körper ſeine Stellung und Länge geben. Dieſe Knochen ſtehen alle untereinander in Verbindung. Wo zwei Knochen miteinander verbunden ſind, entſteht ein Gelenke, wozwiſchen ein Knorpel liegt, damit ſich die Knochen nicht reiben, und ſo einander abnutzen und, im Wortſinne, aufreiben mögen. Wären dieſe Knorpel zwar vorhanden, aber trocken, ſo würde dieſes Aufreiben doch nicht verhütet werden; aber ſie ſind verſehen mit feſten Häuten, in welchen Gefäße (Drüſen) liegen, aus welchen ſtets ein fetter Saft in die Knorpel und Gelenke übergeht, um dieſelben glatt und flüſſig zu erhalten (Gelenkſchmiere, wie es die gemeine Sprache nennt). — Wie zwei Eiſen, die ſich auf und aneinander drehen, ſich abnutzen würden — wie man die Wellen in ihren Pfannen, die Enden von den Achſen der Räder einſchmiert mit Oehlen und Fetten, ſo auch hier.

Starke Bänder gehen um die Gelenke, damit dieſelben nicht voneinander abweichen, oder ſich verrücken können.

Alle dieſe durch Bänder und Knorpel verbundenen Knochen, deren man bis 261 zählt, machen zuſammen das Gerippe (Skelet) des Körpers. Die Knochen haben eine verſchiedene Geſtalt — röhrenförmige, platte, breite; ſind auswendig dichter und feſter, inwendig lockerer, blättriger, und zum Theil

ganz hohl. Aber eben, weil ſie nicht aus einer einzigen ganz dichten Maſſe beſtehen, können ſie um ſo leichter bewegt werden.

Eine dünne Haut umgiebt, mit Ausnahme der Krone der Zähne, alle Knochen — es iſt die höchſt empfindliche Beinhaut (Perioſtium), in welcher Adern und Gefäße enthalten ſind, die den Knochen die nöthigen öligen erhaltenden Säfte zuführen, und auch, indem ſie bis in die Höhlung der Knochen eindringen, daſelbſt das Mark bilden, welches ebenfalls in einer eigenen Haut, der Markhaut, liegt, und mittelſt derſelben zuſammengehalten wird.

Man theilt das ganze Knochengebäude in Kopf, Rumpf und Gliedmaßen.

Höchſt bewundernswerth iſt der Kopf des Menſchen gebaut. Die 8 Stücke, aus welchen der Hirnſchädel beſteht, ſind durch ſägenartige Ränder ſo feſt zuſammengefügt, daß ſie ſich eher zerſchlagen, als voneinander trennen laſſen. — Vierzehn Stück Bein bilden das Vorderhaupt, oder das Geſicht. Eins dieſer Beine iſt beweglich — es iſt der Unterkiefer.

Der Rückgrat iſt eine Säule, die aus 24 Wirbeln beſteht, und den Kopf trägt. Nach 7 Halswirbeln folgen 12 Rükkenwirbel, und dann 5 Lendenwirbel. An den Rückenwirbeln ſind vermittelſt feſter Bänder die Rippen geheftet, von welchen ſich ſieben, welche man die wahren nennt, in einen Bogen krümmen, und ſich mit dem Bruſtbeine vereinigen, welches ein ſchmaler, platter Knochen iſt, der vom Halſe anfängt, bis in die Herzgrube hinabgeht, und ſich hier in einem oberwärts breiten, nach unten ſpitz zulaufenden Knochen endigt. Oben iſt dieſes Bein durch die ſogenannten Schlüſſelbeine mit den Schulterblättern verbunden. — Die übrigen Rippen, die kurzen oder falſchen genannt, gehen nicht ſo weit nach vorn zu herum.

Das Heiligenbein bildet mit dem vierten und fünften Lendenwirbel das ſogenannte Kreuz. In den vielen Nerven, die in der Gegend deſſelben liegen, iſt der Sitz der Kreuzſchmerzen, die von Erkältung oder andern Urſachen herrühren können.

Das Steißbein oder Schwanzbein ſitzt mit ſeinem breiten Ende am Heiligenbein feſt, läuft ſpitzer zu bis an den Maſtdarm hin, wo es ſich einwärts biegt.

An der Seite des Heiligenbeines liegen die beiden Hüftbeine, und bilden mit demſelben und mit dem Steißbeine eine Höhlung, die man das Becken nennt. Jedes Hüftbein beſteht anfangs aus drei Beinen, die aber nach dem 14ten Jahre feſt miteinander verwachſen ſind. Breitere Hüften und ein größeres Becken hat das weibliche Geſchlecht.

Die Gliedmaßen beſtehn aus Armen und Beinen, und dieſe wieder aus mehrern untereinander verbundenen Knochen.

Alle dieſe Knochen ſind anfangs weich und knorpelig, werden aber mit der Zeit immer feſter.

Damit der Körper ſich bewegen könne, ſo ſind ihm Muskeln gegeben worden.

Alles Fleiſch eines Menſchenkörpers beſteht aus fünfhundert und funfzig Fleiſchbündeln, die man im gemeinen Leben Fleiſch zu nennen pflegt. Dieſe eben ſind die Muskeln. Jeder Muskel beſteht aus einzelnen Theilen — Faſern, Fibern — die oft dünner als ein Zwirnsfaden, und mit Nerven und dem Zellgewebe durchflochten ſind. Die Faſern beſtehen aus noch kleinern Fäſerchen. Sie liegen alle der Länge nach, und ſind ſehr feſt mit und untereinander, mittelſt eines Leims, verbunden. Die meiſten haben eine keulenförmige Geſtalt, der vordere Theil, der Kopf, iſt rundlich, der mittlere etwas dicker und bauchig,

und der untere, oder der Schwanz, läuft ſchmaler zu. Dieſerhalb hat man ſolches Fleiſchbündel Muskel genannt. (Musculus heißt ein Mäuschen — man muß es aber mit ſolchen Gleichniſſen nicht etwa genau nehmen!) Doch haben mehrere Muskeln keineswegs dieſe Geſtalt, ſondern ſind flach und dünne ausgebreitet.

Jeder Muskel iſt mit einer Haut umgeben, und mit einer Sehne oder Flechſe an einen Knochen geheftet.

In der Mitte ſind die Muskeln lockerer als an beiden Enden, und hier beſonders mit Adern und Nerven verſehen. Die Adern aber fehlen in den beiden ſehnenartigen und zähen Enden, die eben daher nicht, wie die Mitte, roth, ſondern gelb ausſehen, und unter dem Namen Haarwachs jedem bekannt ſind. — Damit die Sehnen immer ſchlüpfrig erhalten werden, liegen Schleimſäcke an denſelben.

Die Haut, welche den Muskel umgibt, iſt aus lauter ſechseckigen durchſichtigen Bläschen (Zellen) gemacht, und heißt Zellgewebe. Löſet man ein Stücke Schwarte behutſam von einem Stücke Speck ab, ſo ſieht man die Geſtalt dieſer Zellen (etwa wie die Bienenzellen). In dieſes Zellgewebe ſetzen die feinen Aederchen den überflüſſigen Nahrungsſaft ab, und hieraus entſteht das Fett. Wenn man in Krankheiten keine Speiſen genießen kann, ſo wird dieſes Fett von feinen Aederchen wieder zur Erhaltung des Körpers eingeſogen, und dann wird man mager. — Man ſieht, wie, für alle Fälle, die große Meiſterkunſt des Weltenbaumeiſters geſorgt hat.

Der Zweck der Muskeln iſt die Bewegung der verſchiedenen Theile des Körpers. Die meiſten ſind mit dem Kopfende an einen ſtärkern, mit dem Schwanzende aber an einen ſchwächern Knochen, mittelſt den flechſenartigen Enden oder Bänder, befeſtigt. Zieht ſich nun, wie es denn geſchieht, wenn Bewegung Statt haben ſoll, der Muskel zuſammen, ſchwellt in der Mitte an, und wird mithin kürzer als vorher, ſo muß der ſchwächere

Knochen zuerſt nachgeben, und ſo entſteht ja Bewegung, nach deren Vollbringung der Muskel in der Mitte wieder dünner wird.

Alle Bewegungen geſchehen nur durch Muskeln; — aber freilich, wie der Wille des Menſchen auf dieſe Bewegungen einwirkt, wie? wenn ich es will, mein Arm, mein Fuß ſich heben oder ſenken u. ſ. w. iſt unbegreiflich. Dieſe ſind die willkührlichen Bewegungen. Es giebt aber auch unwillkührliche, die ohne und wider unſern Willen fortgehen! Das Herz ſchlägt immerdar fort, und der Wille kann es in ſeinem Schlagen nicht hemmen, und die Eingeweide haben immerfort ihre wurmförmige Bewegung.

Hiebei iſt es ſehr bemerkenswerth, daß die unwillkührlichen Bewegungen nie die Kräfte des Körpers ermatten, ſondern vielmehr ſtärken, wo ſie anders nur regelmäßig und ungeſtört ihren Gang gehen; dahingegen die anhaltende willkührliche Bewegung, z. B. im Gehen, im Arbeiten mit den Händen, ſehr ermüdet. Die unwillkührlichen Bewegungen ſcheinen im Schlafe am beſten von Statten zu gehen.

Gehirn, Rückenmark, Nerven.

Innerhalb der Höhlung des Hirnſchädels liegt eine weiche breiartige Maſſe, überall mit drei Häuten umgeben, und Gehirn genannt, welches ſichtlich in das große und kleine Hirn eingetheilt iſt. Es füllt die Hirnhöhlung ganz aus.

Die äußerſte Haut iſt ſehr feſt und zähe, und leitet das Blut, welches aus dem Herzen ins Hirn tritt, durch eigene Adern wieder ins Herz zurück. Feiner und durchſichtiger ſind die zweite und dritte Haut.

Die außen liegende Hirnmaſſe iſt aſchgrau, beſteht aus einem höchſt feinen Zellgewebe, und aus den feinſten Aederchen. Von dieſer Maſſe iſt das innere ganz weiße Hirn, mit ſeinen ſehr beſtimmten Höhlen, Hügeln, Streifen und Vertiefungen,

umgeben. Man nennt dieſes das Hirnmark, und es hat weit weniger Adern, als die umhüllende aſchgraue Maſſe.

Durch eine große runde Oeffnung des Hinterkopfs, welche grade auf das Rückgrat paßt, geht das Hirnmark in die Höhlungen der Rückenwirbel hinab, und heißt: Rückenmark, welches mit dem Gehirn einerlei Beſchaffenheit hat, und bis aufs Kreuz hinunterſteigt, wo es im unterſten Lendenwirbel in einen Büſchel feiner Faden — Nervenfaden — ausläuft.

Die Nerven

haben Rinde, Mark, Adern und Häute, wie das Hirn. Es ſind weiße, weiche, markige, aber inwendig nicht hohle Faden. Elf Paar Nerven kommen aus dem Gehirn, und dreißig Paar entſtehen aus dem Rückenmark. Immer ſind die Nerven paarweiſe beiſammen. Sie vertheilen ſich überall in den Körper, verlieren ſich zuletzt in kaum ſichtbare Faden, und in ein ſchleimiges Weſen. Bei ihrer Verbreitung vereinigen ſich mehrere von den Hauptnerven auslaufende Zweige mit einander, deren Gewebe theils locker und netzartig (Nervengeflechte), theils feſt und knauelförmig iſt (Nervenknoten).

Die größeſten und meiſten Nerven gehen zu den Sinnenwerkzeugen, nächſtdem zu den Muskeln, und ſodann die kleinern zu den Eingeweiden. Elaſtiſch wie die Muskeln ſind ſie gar nicht, und es ſcheint, als gäbe ihnen nur die Haut, mit der ſie überzogen ſind, einige haltbare Feſtigkeit.

Die Nerven ſind der Sitz und die Urſach der Empfindungen und der Bewegungen der Muskeln. Wo ein Nerve betäubt iſt, und ſeine Dienſte nicht mehr thut, daſelbſt fühlt man nicht mehr, und bewegt ſich nicht mehr. Werden die Nerven irgendwo an einem Theile des Körpers zerſchnitten, ſo wird dieſer Theil lahm. In denjenigen Theilen des Körpers, zu welchen keine Nerven hinlaufen, in den Nägeln, in den Haaren, iſt keine Empfindung. Wird ein Nerve gereizt, ſo ziehen ſich die mit demſelben ver-

bundenen Muskeln zuſammen, und es entſteht Bewegung, die allezeit um ſo ſtärker iſt, je ſtärker der Reiz war, und bei ſehr heftigen und anhaltenden Reizen Krämpfe und Zuckungen hervorbringt.

Anmerk. Wir behelfen uns mit Nahmen, mit welchen die Wunder Gottes nicht ſowohl ausgedrückt, als vielmehr nur angedeutet werden, und daher haben wir viel Worte, zu welchen die wahrhafte Erklärung fehlt. *)

Das Gefühl.

Ueber den größern Theil der Oberfläche unſers Körpers ſind Nerven verbreitet, die nicht nur durch Berührungen und Einwirkungen von außen her, ſondern ſelbſt durch Vorſtellungen erregt — (gereizt, in merkbare Thätigkeit geſetzt) werden. Sobald ein Nerve berührt wird, empfindet man.

Die äußerſte Haut, die den Körper auf ſeiner Oberfläche überall, mit Ausnahme der Augen, überzieht, die Oberhaut, iſt ohne Nerven, und mithin ohne Empfindung — ſie iſt ein Schutz aller gegen die Oberfläche hervortretender Nerven. In der ſtärkern darunter liegenden Haut aber münden gleichſam dieſe Nerven, und man entdeckt hier die Enden derſelben, in Geſtalt kleiner Warzen. Aber ſie ſind auch hier gegen ſchmerzliche äußere Eindrücke wahrſcheinlich noch nicht genug durch die dünne Oberhaut geſichert, und darum überzieht ein klebriger, aus kleinen Drüſen hervorquellender Saft — ein Schleim, die Spitzen der Nerven, und hüllet ſie ein. Dieſe Haut, Schleimhaut, oder Netz des Malpighi (von ihrem Entdecker) genannt, enthält noch viele Blutgefäße, und viele andere, in welchen ſich Lymphe, oder wäſſerige Feuchtigkeit befindet. Wo viele Nervenwärzchen liegen, iſt auch das Gefühl am fein=

*) Es iſt wohl nicht überflüſſig, dergleichen mehrmals in Anregung zu bringen. Der Mißgriffe und Verwechſelungen ſind ſelbſt bei Gelehrten noch viel.

ſten, wie z. B. in den Fingerſpitzen, mit welchen manche Blinden nicht nur Geldſorten der kleinſten Art, den Silberpfennig z. B. vom gleich großen, nur ein wenig anders geprägten Silberpfennig, ſondern ſelbſt Farben — grün, blau, roth — unterſchieden.

Wir bemerken es hier ſogleich mit, daß die dritte unter der Schleimhaut liegende Haut, die Lederhaut, Fett und Muskeln bedeckt. Viele Gefäße münden in derſelben, deren Dunſt ſich durch die beiden andern Häute zieht, und die Ausdünſtung bewirkt *).

Der Geſchmack,

deſſen wichtigſtes Werkzeug die Zunge, und nächſtdem der Gaumen iſt, hat in der erſtern viele Gefäße, Drüſen, Adern, und aus dem Hirn hervortretende Nervenäſte. Die Zungenhaut iſt wie ein Sieb durchlöchert, und überall ragen aus dieſen Löchern kleine Warzen hervor, unter welchen vorzüglich die ſpitzeſten der Sitz der Empfindung des Geſchmacks ſind. Die Drüſen geben nämlich eine ſchleimartige Feuchtigkeit von ſich, den Speichel, der ſich mit den Speiſen vermiſcht, die in denſelben enthaltenen ſalzigen Theile auflöſt, und ſo nicht nur die Empfindung des Geſchmacks erzeugt, ſondern auch zur Verdauung der Speiſen viel beiträgt. — Es liegt aber auch hier noch Mancherlei im Verborgenen!

Der Geruch.

Geſchmack und Geruch ſtehn bei Menſchen und Thieren in der genaueſten Verbindung, und beide unterſtützen ſich. Der Geruch prüft, vornämlich bei dem Thiere, nicht nur was dem

*) Es liegt in dieſer dritten Haut die Wurzel der Härchen. Wie fein die Oeffnungen der Häute ſeyn mögen, iſt daraus zu erachten, daß ſich deren auf einem Raum, den ein Silberpfennig bedecken möchte, mehrere hundert finden.

Geſchmacke angenehm, ſondern was dem Leben, der Geſundheit, heilbringend oder nachtheilig iſt. Das Werkzeug des Geruchs, die Naſe, iſt mit vielen, aus dem Gehirn in die Höhlen derſelben eintretenden Nerven verſehen. Dieſe breiten ſich nicht nur im Innern der Naſe aus, ſondern überziehen auch noch einige knöcherne Blätter, die faſt wie Hobelſpäne zuſammengerollt ſind. Wenn die feinen von den Körpern ausgehenden, widrigen oder angenehmen Dünſte die Nerven der Naſe berühren, ſo entſteht die Empfindung des Geruchs. Damit dieſe Nerven nicht vertrocknen und untauglich werden mögen, ſind zwiſchen denſelben einige feine Aederchen hingeleitet, die ſtets einen Schleim abſondern. Die längern Naſen und mehrern oder feinern Nerven bewirken den überaus feinen Geruch mancher Thiere, obwohl ihnen der Menſch weder in dieſer, noch in irgend einer Art Sinnenſchärfe ſo ſehr nachſteht, als Viele noch glauben möchten.

Uebrigens läuft hinten die Naſenhöhle mit der Mundhöhle zuſammen, daher uns zu Zeiten Speiſe und Getränke in die Naſe kommen, ſo wie auch umgekehrt der Taback aus der Naſe in den Schlund kommt.

Das Gehör.

Sehr merkwürdig iſt der Bau des Ohrs. — Das äußere Ohr ſteht bei Völkern, die nicht unſere Kopfbedeckungen haben, ſehr vom Kopfe ab, um den Schall aufzufangen, und die unſrigen werden wieder, der urſprünglichen Natureinrichtung gemäß, davon abſtehen lernen, wenn unſre jetzige Art, den Kopf in früherer Zeit unbedeckt zu laſſen, oder nur leicht zu bedecken, (ſo, daß die Ohren nicht gewaltſam durch Hut oder Mütze an den Kopf angedrückt werden) noch eine Weile fortdauert. Vielleicht lernen wir auch wieder, wie einige wilde Völker, das Ohr bewegen, wozu in der That einige Muskeln vorhanden ſind.

Von dem länglichen, gewundenen und hie und da eingetieftem äußeren Ohre zieht ſich eine Höhlung in den Kopf hinein — dies iſt der Gehörgang, in welchem das gelbliche, durch viele Drüſen abgeſonderte Fett, das Ohrenſchmalz, ſich findet, und die zarten innern Theile gegen das Eindringen zu vieler Luft ſchützt, ja durch ſeine Bitterkeit auch gegen das Hineinkriechen kleiner Thiere.

Dieſer Gehörgang verengt ſich in der Mitte, erweitert ſich aber wieder am Ende, wo ſich die dünne, unter dem Nahmen Trommelfell bekannte, Haut befindet. Man hat Fälle, wo ein kleines Thier, z. B. ein Floh, bis auf dieſe Trommelhaut vordrang, wo ſein Hüpfen ein donnerähnliches Getöſe verurſachte, und den Menſchen beinahe zum Wahnſinn brachte. Meiſtentheils iſt hineingegoſſenes Oehl, oder auch Milch, von ſehr gutem Erfolge.

Hinter der Trommelhaut liegt die Trommelhöhle, worin ſich vier kleine Knochen finden, die ſowohl unter ſich ſelbſt, als auch, mittelſt eines dieſer Knochen, mit dem Trommelfell in Verbindung ſtehen. — Eins dieſer Knöchelchen iſt das kleinſte unter allen im ganzen Körper.

Die Trommelhöhle hat einen röhrenförmigen, ſchiefen Ausgang gegen die Naſe zu, und heißt, ihrer Form wegen, die Trompete. Zwei Oeffnungen gehn aus der Trommelhöhle in das nächſt anliegende, mit wäſſeriger Feuchtigkeit angefüllte Labyrinth, welches eigentlich der Sitz der Gehörnerven iſt, und drei gebogene Röhren, eine kleine Höhle, und einen doppelten ſchneckenförmig gewundenen Kanal enthält, der bei manchen andern Thieren, und namentlich bei den Vögeln, ſehr groß, ja ſogar um den ganzen Hirnſchädel herum gewunden iſt.

Man hat geſtritten, ob der Sinn des Gehörs, oder der nächſtfolgende des Geſichts, der edlere ſey, und ſelbſt hochberühmte Weltweiſe haben den erſtern vorgezogen — aber wir

hier können uns auf ſolche Dinge nicht einlaſſen, wiewohl nach unſerm Bedünken die Entſcheidung recht klar da liegt.

Das Geſicht.

Wie ſorgfältig hat die Natur die Augen verwahrt! Sie liegen in tiefen, hinten mit vielem Fette ausgefütterten Höhlen, deren Hervorragungen ſie gegen vielfältige Beſchädigungen ſchützen. Die Augenlieder bedecken dieſelben, und können ſich zum Verſchluß mit einer unendlichen Schnelligkeit bewegen, welches auch zur Sicherung dieſes köſtlichſten Sinnes dient. Der äußerſte Rand der Lieder iſt ein ſehr zarter Knorpel. Ohne denſelben würden ſie weder ſo ſchnell, noch ſo genau verſchloſſen werden können. —

Die Augenbrahnen *) dienen ſowohl, die von oben herabfallenden ſenkrechten Lichtſtrahlen abzuhalten, die nicht nur dem Auge ſchaden, ſondern vielleicht das Sehen ſelbſt verwirren würden, als auch den von oben herabfallenden Schweiß, der dem Auge ſchädlich und hinderlich würde geweſen ſeyn, und ihn, da er nun gleichſam wie durch einen Damm gehindert wird, nach den Wangen hinzuleiten. — Welche Sicherheitsanſtalten! — Aber es mag ihrer noch manche geben, die wir noch nicht gemerkt haben, oder auf die wir vielmehr noch nicht gefallen ſind. — Wir hören, daß Maul und Naſe, wie man gewöhnlich zu ſagen pflegt, in ſtrenger Winterskälte erfroren ſind, aber das immer offene höchſt zarte Auge nicht! — Wäre das blos durch die Hornhaut etwa hinlänglich geſchützt?

Sechs Muskeln ſind beſtimmt, faſt nach allen Richtungen hin, das Auge bewegen zu können. Eine große Drüſe, beſtehend aus mehrern kleineren, ſondert die wäſſerige Feuchtigkeit,

*) Augenbraunen — Augenbrauen — Augenbrunnen ſogar hat man geſchrieben. Aber Brahne, oder Prahne, heißt ein bebuſchter, an den Wieſen, oder auf irgend einer kleinen Erhöhung ſich herumziehender Rand.

die Thränen, ab, und wäſcht damit den Staub und alle Unreinigkeiten aus dem Auge. Werden zu viele Feuchtigkeiten abgeſondert, ſo werden ſie durch zwei im innern Augenwinkel liegende Schläuche wieder eingeſchluckt, und in die Naſenhöhle herabgeführt. Man ſieht alſo, warum man beim heftigen Weinen ſich oft ſchneutzen muß.

Der Augapfel, etwa von der Größe einer mittelmäßigen welſchen Nuß, und von der Geſtalt einer länglichten Kugel, beſteht aus Häuten und den dazwiſchen liegenden Feuchtigkeiten. Die äußerſte Haut, die Hornhaut, iſt feſt und zähe, und nur der vordere Theil derſelben iſt durchſichtig. Unter dieſer liegt eine weiche Haut, deren vordere Seite die Regenbogenhaut, deren hintere die Traubenhaut heißt. Je nachdem die ſtrahlenförmigen Streifen der erſtern gefärbt ſind, nennt man das Auge: ſchwarz, blau, braun u. ſ. w. — Die Traubenhaut iſt mit einem ſchwarzbraunen Schleim überzogen. Das runde Loch in der Regenbogenhaut, welches, weil es bis auf den Grund des Auges geht, ſchwarz ſieht, wie eine Tiefe, iſt unter dem Namen Stern und Pupille bekannt genug. Es erweitert ſich in der Dunkelheit, und verengt ſich bei ſtarkem Lichte. Man ſieht das am beſten bei den Katzen. — Beides geſchieht mittelſt zweier feinen Muskeln. — Hinter dieſer Haut liegt die Kryſtalllinſe, — ein kleiner, faſt wie eine Linſe geſtalteter, von einer durchſichtigen Haut umgebener Körper, der aus zarten Scheibchen beſteht, zwiſchen welchen ein heller Saft ſich findet. Die Linſe ſelbſt iſt auch zwiſchen zwei Feuchtigkeiten, der wäſſerigen und gläſernen, eingehüllt. Die letztere, welche den größern Theil des Auges hinter der Kryſtalllinſe ausfüllt, iſt gallertartig.

Den Hintertheil des Auges überzieht die Netzhaut oder Markhaut. Der Sehenerve, der größeſte aller Nerven und etwa von der Dicke einer Federſpule, tritt aus dem Hirnſchädel hervor in die Augenhöhle, und indem er ſich in äußerſt feine Fa=

ſern zeräſtelt, bildet er eben dadurch die Netzhaut. Iſt dieſe verdorben, ſo iſt der Menſch blind, und bleibt blind.

Wie nun das eigentliche Werk des Sehens vor ſich gehe, und wie die Lichtſtrahlen ſo gebrochen werden, daß ſie ein verkleinertes, aber auch umgekehrtes Bild auf die Netzhaut werfen, und der Menſch doch in richtiger Lage und Stellung die Gegenſtände erblickt, iſt hier um ſo weniger zu erklären, da es wohl überhaupt noch nie ganz gnügend erklärt worden iſt.

Wir müſſen nun noch mancherlei Theile beſchreiben, die im Innern des Körpers enthalten ſind.

Die Bruſthöhle enthält Herz, Lungen und Gefäße. Die letztern ſind aber nicht etwa blos in der Bruſthöhle, ſondern überall im Körper befindlich.

Das Herz iſt ein hohler kegelförmiger Muskel, und, durch eine Scheidewand, der Länge nach in zwei Theile getheilt. Jeder Theil beſteht wieder aus zwei Kammern. Das Ganze iſt in einen häutigen Sack, den Herzbeutel, eingeſchloſſen. Das Herz erweitert ſich, und zieht ſich zuſammen. Dies iſt eine Wirkung der Muskelfaſern, die theils in Schraubengängen, theils der Länge nach um das Herz gehen. Ziehen ſich die erſtern zuſammen, ſo wird das Herz enge und lang, da es hingegegen weit und kurz wird, wenn ſich die letztern zuſammenziehen. Durch beides wird das Schlagen des Herzens bewirkt; bei den Arterien findet ſich ein ähnliches Zuſammenziehen und Ausdehnen, und heißt der Puls. — Wir bemerken noch, daß die Kammern jeder Seite zwar unter ſich, nicht aber mit denen der andern Seite, in Verbindung ſtehn. Ob übrigens das Herz Nerven habe, oder nicht, können wir nicht ausmachen.

Die Lungen ſind weiche ſchwammige Körper, die aus feinen Luft- und Waſſer- und Blutgefäßen beſtehen, und einige Drüſen und Nerven enthalten. Die daran befeſtigte Luftröhre,

deren hervorragendſter Theil der Adamsapfel heißt, liegt vor der Speiſeröhre, beſteht aus Knorpeln, und iſt mit einer Klappe bedeckt, die ſich ſchließt, wenn wir beim Eſſen ſchlingen, damit ja nichts in die Luftröhre komme, denn dies könnte ſogar den Tod bewirken! *) — Die Lungen werden durch eine Scheidewand getrennt, und zwiſchen den Gefäßen derſelben iſt überall Zellgewebe eingeflochten, damit ſich die eingeathmete Luft überall in den Lungen verbreiten könne, welche dann aus derſelben den Sauerſtoff aufnehmen, den Stickſtoff aber wieder ausathmen; daher man ſich in verſchloſſenen Zimmern, wo viele Menſchen ſind, ſehr übel befindet **).

Das Zwerchfell geht über zwerch, oder in der Queer, von einer Seite der Bruſt zur andern, und iſt ein ſtarker Muskel. Es bildet, indem es ſich nach dem Unterleibe herabzieht, eine Höhle, in welcher viele Eingeweide liegen.

Unter Gefäßen werden Häute verſtanden, die als Kanäle für Flüſſigkeiten dienen. Auch die Drüſen werden Gefäße genannt, und beſtehen aus einer Menge ſehr zarter kleinerer Gefäße, die mit Adern und Nerven durchflochten ſind, und dienen zum Zubereiten und Abſondern verſchiedener Säfte z. B. des Speichels. Sie empfangen dazu die erforderlichen Säfte erſt von andern Gefäßen, nämlich den Lymphen und den Abſonderungsgefäßen. Die erſtern enthalten eine gal-

*) Wie heftig wird man angegriffen, iſt nur ein Brodkrümchen, ein Schnupftabackskörnlein, auf die Klappe der Luftröhre gekommen! Welches entſetzliche Huſten! damit der fremdartige Körper weggeſchafft werde!

**) In einen Kerker von 18 F. Länge und Breite wurden zu Calcutta 146 gefangene Engländer eine Nacht über eingeſperrt. — Unter entſetzlichen Qualen ſtarben 123 und nur die wenigen übrigen überlebten die Schrecken der Nacht, und unter dieſen ein Frauenzimmer, welches grade am wenigſten gelitten hatte! — Der Kerker iſt unter dem Namen: ſchwarze Höhle, bekannt.

lertartige Feuchtigkeit, entſpringen überall im Körper, wo Zellgewebe iſt, und ſind viel feiner als die Blutadern. Die Lymphe vereinigt ſich mit dem Milchſaft, und ergießt ſich in dieſer Vermiſchung beim Herz in die Blutadern. — Die Abſonderungsgefäße ſind nur in einzelnen Theilen des Körpers vorhanden, z. B. in den Nieren, und ihr Dienſt iſt, verſchiedene Säfte, die abgeſondert werden ſollen, oder ſchon abgeſondert ſind, entweder zu- oder abzuführen.

Adern ſind Gefäße, die in unmittelbarer Verbindung mit dem Herzen ſtehen, und werden in Arterien, (Pulsadern, Schlagadern) und Venen (Blutadern) eingetheilt. Die Arterien liegen tiefer im Fleiſch, und leiten das Blut vom Herzen aus in alle Theile des Körpers — aus dem Stamme gleichſam in die Aeſte und Zweige. Bei den Venen iſt dies grade umgekehrt; ſie führen aus den feinern Zweigen und Aeſten das Blut in einen großen Hauptſtamm.

Die beiden größeſten Adern, die durch alle Theile des Körpers gehen, und hinten am Rückgrat nebeneinander ſtehen, ſind die links ſtehende Aorte oder große Pulsader, und die Hohlader. Beide ſtehen mit dem Herzen unmittelbar in Verbindung, welches auch mit der Lungenarterie und Lungenvene der Fall iſt.

Aus der Hohlader ergießt ſich das Blut in eine Herzkammer, die ſich dann zuſammenzieht, und daſſelbe in die zweite Kammer treibt, aus welcher es in die Lungenpulsader geſtoßen und in die Lunge vertheilt wird. Die Mündungen dieſer Ader ergießen ſich in die Blutadern. Aus den Zweigen derſelben geht es in die Aeſte, bis es in den Hauptſtamm tritt, der ſich in die dritte Abtheilung des Herzens ergießt, aus welcher es in die vierte Herzkammer getrieben wird, wo es in die Aorte, und aus dieſer denn überall in den Körper hingeht. Die äußerſten

Spitzen der Aorte ſtehen mit den äußerſten Mündungen der Hohlader in Verbindung, die das Blut aufnehmen, es ebenfalls aus den Zweigen in die Aeſte, und aus dieſen in den Hauptſtamm führen, wo es ſich wieder in die erſte Abtheilung des Herzens ergießt, und den vorigen Lauf aufs Neue anfängt.

Dies iſt der Kreislauf des Blutes, der, obwohl die Länge des jedesmaligen Umlaufs etwa an 140 Fuß betragen mag, doch in 24 Stunden 350 mal durch den Körper geht.

Das Blut beſteht aus eigentlichem Blut, und aus einem wäßrigen Theil, den man Serum nennt. Man rechnet für einen geſunden Menſchen etwa 30 bis 34 Pfund Blut.

Immer an denſelben Stellen werden aus dem Blute mancherlei Säfte, z. B. der Naſenſchleim, der Speichel, die Galle, die Thränen, das Ohrenſchmalz, die Gelenkſchmiere, die Milch u. ſ. w. mittelſt der Drüſen abgeſondert.

Die Eingeweide des Unterleibes.

Ein einziger Kanal geht durch den ganzen Körper, fängt mit dem Munde an, und endigt ſich mit der Oeffnung des Maſtdarms, iſt aber nach Verſchiedenheit der Stellen verſchiedentlich gebauet, und erhält verſchiedene Namen.

Zunächſt am Munde liegt der trichterförmige Schlund, der ſich verenget, und nun als Speiſeröhre hinter der Luftröhre hinab durch das Zwerchfell läuft, und Magen und Gedärme bildet.

Der Magen iſt ein großer aus vier Häuten beſtehender Sack. Die innerſte Haut iſt von den vielen einſaugenden und ausdünſtenden Gefäßen zottig. Er läßt ſich ſtark ausdehnen und zuſammenziehen, verwandelt die Speiſen in einen Brei, welcher durch eine Oeffnung, dem Pförtner, der durch Muskeln verſchloſſen werden kann, in der rechten Seite des Magens durchgeht.

Hinter dieſer Oeffnung fangen die Gedärme an, die ſehr verſchiedentlich gewunden und gekrümmt, und faſt 6mal ſo lang als

der Körper ſind, auch nach den verſchiedenen Stellen verſchiedene Namen erhalten. Das Ende der Gedärme iſt der Maſtdarm, der mit zwei Muskeln zum Verſchließen verſehen iſt.

Das unterhalb des Magens liegende Gedärm iſt mit Gekröſe umgeben, beſtehend aus breiten vielfachen Falten, mit vielen kleinen Adern und Gefäßen, die die milchweißen Säfte aufnehmen, welche die Gedärme mittelſt beſonderer Gefäße abſondern, und die daher Milchgefäße oder Milchadern heißen.

In einer Falte des Gekröſes liegt die Magendrüſe (weil ſie dicht unter dem Magen liegt), die einen ſpeichelartigen Saft bereitet, der ſich in den Theil der Gedärme ergießt, welcher Zwölffingerdarm genannt wird.

Die Leber liegt auf der rechten Seite unter den kurzen Rippen, und enthält viele Gefäße. Ihr Blut bekommt ſie von der Pfortader. Aus dem Blute dieſer Ader ſondert ſich die Galle ab, die in den Zwölffingerdarm geht, und, wenn ſie ſich ſehr anhäuſt, in einer beſondern Blaſe, der Gallenblaſe, ſammelt, welche eine weit bitterere Galle enthält, als die in dem Zwölffingerdarm befindliche.

Erſt in der, der Leber gegenüber liegenden, ſchwammigen, und den Lungen ähnlichen Milz, aus welcher, vermittelſt der Pfortader, der Leber das Blut zugeführt wird, ſcheint das Blut zur Hervorbringung der Galle vorbereitet zu werden *).

Die an Leber und Milz und an dem Grimmdarm hängenden Nieren beſtehen aus vielen Gefäßen; und aus dem Blute, das ſie von der großen Pulsader empfangen, ſondern ſie den Harn ab, der durch eigene Gänge in eine eigene Blaſe

*) Man hat mehrern Thieren die Milz ausgeſchnitten, und ſie haben dennoch fortgelebt, aber die Leber vergrößerte ſich dagegen ſehr. Man ſieht demnach, daß dieſes Eingeweide nicht unumgänglich zum Leben nothwendig iſt; aber überflüſſig iſt es gewiß auch nicht.

geführt wird, welche ſich in der Harnröhre öffnet. Ein Muskel kann die Oeffnung verſchließen.

Mit bedachtem Vorſatz läßt der Verfaſſer die Beſchreibung der Geſchlechtstheile weg — ſie erfordern ein eigenes Studium.

Ernährung.

Soll der Menſch leben und geſund leben, ſo müſſen die Bereitung und der Umlauf des Blutes, die Abſcheidung der Säfte, die Ausleerung und das Athemholen ununterbrochen fortgehen.

Die Speiſen werden von den Zähnen zermalmt, und können deſto leichter mit dem Speichel, der ſie nicht nur ſchlüpfrig zum Verſchlucken macht, ſondern auch zur Verdauung vorbereitet, vermiſcht werden. Im Magen findet ſich ein ähnlicher, aber viel wirkſamerer Saft, der Magenſaft — der eben ſowohl, als die Galle, die Auflöſung, oder vielmehr Verdauung der Speiſen befördert, die noch durch die wurmförmige Bewegung des Magens und deſſen Wärme unterſtützt wird. Die Speiſen werden in eine Art Brei verwandelt, der, wenn er weich genug iſt, wieder durch den Pförtner zum Magen hinausgeſchafft wird. Iſt der Magen ledig, ſo macht der Magenſaft auf denſelben einen eigenen Reiz, und es entſteht der Hunger. — Der Durſt aber entſteht von dem Reiz, welchen Austrocknung, oder ſcharfe geſalzene Speiſen auf Schlund und Kehle machen.

Der im Magen bearbeitete Brei geht in die Gedärme, wird in der Vermiſchung mit der Galle und mit dem Saft der Gekrösdrüſen noch weicher, und durch die wurmförmige Bewegung der Gedärme weiter fortgeſchafft, indem er immer, durch Vermiſchung mit mancherlei Säften, dünner und dünner, und, indem er in den Leerdarm eintritt, ganz flüſſig wird. Vor-

züglich von hier aus wird derſelbe von einer großen Menge Gefäße eingeſogen, die auf der flockigen Haut, oder auf der Sammthaut der Gedärme liegen, obſchon auch vorher Einiges von verſchiedenen Gefäßen iſt aufgenommen worden.

Iſt der Brei flüſſig geworden, ſo heißt er Nahrungsſaft, oder Milchſaft, der in die Milchgefäße und Drüſen des Gekröſes geführt wird, ſich dann in einer Blaſe, in der Gegend des zweiten Lendenwirbels ſammelt, und aus derſelben in einen eigenen Schlauch, den ſogenannten Milchbruſtgang ſteigt, der zwiſchen der Aorte und Hohlader am Rückgrat liegt, wo er ſich mit Lymphe vermiſcht. Von hier ergießt er ſich in eine Blutader, und mit dieſer ins Herz. So wird alle Nahrung dem Blute zugeführt, in Blut verwandelt dem ganzen Körper mitgetheilt, und dieſer ernährt.

Die Nieren ſondern aus dem Blute den Harn ab, wie bereits erwähnt iſt; aber es werden auch die gröbern untauglichen Theile abgeſondert. Von dem Leerdarm an wird nämlich der Nahrungsſaft wieder dicker und dicker, denn die flüſſigen tauglichen Theile deſſelben werden durch Gefäße eingeſchluckt, und ſo wird das überflüſſige Gröbere natürlich dicker, wird durch die Bewegungen der Gedärme fortgeſchafft, geht allmählig in den dicken Gedärmen in Fäulniß über, und wird durch den Afterdarm oder Maſtdarm ausgeleert.

Vorzüge des Menſchenkörpers.

Man hat immerdar und mit Recht den Hauptvorzug des Menſchen beſonders in ſeine geiſtigen Kräfte geſetzt; aber auch in Anſehung des Körpers iſt der Menſch der Erde erſtes und vorzüglichſtes Geſchöpf. Laſſet uns Folgendes erachten.

Keinem Geſchöpfe iſt die aufrechte Stellung gegeben, mit dem freien, weitumſchauenden, ſelbſt himmelanſtrebenden

Blicke. *) Durch dieſe Stellung werden die Hände frei zu tauſendfältiger Bewegung, deren kein Thier fähig iſt. Nehmet die Fingerbewegungen eines fertigen Klavierſpielers — eines Taſchenſpielers. Welches Thier iſt vermögend dieſelben nachzuahmen? Der gelehrige Pudel, mit welcher Mühe lernt er ſitzen, mit welcher größern ein wenig tanzen! — Der Affe — der Orang-Utang, der Pongo — was iſt ſein Gehen (Gang kann man es kaum nennen) für ein elend jämmerliches, unbeholfen täppiſches, ungewiſſes, ſchwankendes Gehen! — — Laſſet den Menſchen gebaut ſeyn wie den Affen — alle Künſte, Gewerbe, Wiſſenſchaften verſchwinden von der Erde. — Nur dem Menſchen iſt dieſer Gang, dieſe Stellung natürlich. Sein Fuß iſt feſter und breiter; der Affe hat nur eine Art Daumen — der Menſch einen längern großen Zehen. Alle Muskeln ſind auf ſeine Stellung berechnet. Die Wade, die dem Affen ſelbſt faſt völlig fehlt, iſt vergrößert, das Becken iſt zurück, und die Hüften ſind auseinandergezogen, — das ſtarke Nackenband von ſogenanntem Haarwachs, welches Kopf und Rumpf beim Thiere zuſammenhält, fehlt dem Menſchen, denn er braucht deſſelben bei ſeiner Stellung nicht. Kurz, im ganzen Bau des Menſchen iſt Alles auf aufrechte Stellung angelegt.

Doch iſt dieſe aufrechte Stellug dem Menſchen ſo durchaus nicht nothwendig, daß keine andere möglich ſey. Kinder kriechen auf Vieren; Menſchen, die in früher Lebenszeit den Aeltern abhanden gekommen waren (ſ. nachher), waren im Gange und in vielen andern Stücken thieriſch geworden — aber, ich meine, grade dieſes beweiſe die Gefügigkeit des menſchlichen Baues.

Warum hat man kein Volk der Erde vierfüßig gefunden, ſelbſt die wildeſten nicht? — Wie viel Mühe hat es gekoſtet, die Verwilderten, die unter Thieren aufgewachſen waren, zu

*) Coelum ut adspicere posset, homo erectus est — ſagt ſchon Cicero.

menſchlicher Lebensart und Sitte einigermaßen zu gewöhnen? — Beweiſe, wie leicht der Menſch Thier werden kann; nur daß das Thier nicht Menſch wird.

Vorzüglich durch ſeinen aufrechten Gang wird der Menſch Herr der Erde.

Das niedrigere Thier iſt auf beſtimmte Klimate und Himmelsſtriche angewieſen, aber der Menſch? — auf die Erde.

Welch eine Ausdauer des Körpers! Wo der ſtärkſte Brantwein ſelbſt mehrere Fuß tief unter der Erde gefriert, wo die Tanne und Erle verkrüppeln, da kann der Menſch noch leben. Wohin ihm ſelbſt ſein treuer Gefährte nicht mehr folgen kann, der Hund, da kann er ſich noch erhalten. Auf Novaja Semla halten ſich Monate lang, des Pelzwerks wegen, ruſſiſche Jäger auf. Schiffbrüchige (Hemskerl und Bahrens) dauerten einen Winter über auf Spitzbergen aus. —

Und welche Grade der Hitze kann der Körper des Menſchen ertragen! Der Neger am Senegal lebt in einer Hitze, die den Thermometer (Fahrenheit) ſelbſt im Schatten zu 109 Grad treibt, und bei welcher die Eier im Sande hart gekocht werden. Oft muß der Neger ſogar eine Hitze von 130 Grad aushalten, aber der Europäer, ſelbſt der nördliche, hält ſie mit ihm aus.

Man hat mehrere Verſuche angeſtellt, wie viel Hitze der Menſch ertragen könne. Der Engländer Blagden (nebſt einigen andern) heitzte ein Zimmer auf 224 Grade, in welchem der Puls von den anfänglichen 80 Graden, nach 10 Minuten auf 145 Schläge in jeder Minute ſtieg; endlich trieb er die Hitze auf 260 Grad, alſo 48 Grad höher als die des kochenden Waſſers, und hielt 8 Minuten darin aus. Waſſer mit Oehl übergoſſen, kochte, und Eier wurden in 10 Minuten hart, und Rindfleiſch in 13 Minuten gar, doch mußte man gegen das letztere mit einem Blaſebalge blaſen, wodurch die Hitze

ſehr verſtärkert wurde. Natürlich befand er ſich nach dem Ausſtehen ſolcher Hitze nicht wohl.

In Frankreich fand man zwei Mädchen, die 10 Minuten in der Hitze eines Backofens aushielten, in welchem Obſt getrocknet und Fleiſch gekocht wurde, und die 275½ Grad betrug. Die Mädchen meinten, ſie ſeyen das einmal ſo gewohnt, und empfanden davon keine übeln Folgen.

Laſſet uns nun aber noch dazu nehmen, daß der Ruſſe, der Finne in einer Stube badet, die bis 120 Grad geheizt iſt, aus welcher er herausſpringt, um ſich im Schnee herumzuwälzen, ohne daß er die mindeſten übeln Folgen davon empfände. Welch einen Unterſchied der Temperaturen, nicht nur in Anſehung des zuletzt gegebenen Falles, ſondern überhaupt genommen, erträgt der Menſch! — Gegen 200 Grad unter Null, und gegen 130 Grad drüber — alſo alle bekannten Temperaturen der Erde.

Und wozu das Alles? — damit er überall nicht nur Stoff der Nahrung, ſondern auch Stoff der Kenntniſſe einſammeln könnte!

Viele Thiere, namentlich die Raubthiere, ſind blos fleiſchfreſſend, und haben ſehr kurze Gedärme. Es braucht nicht eben vieler Operationen, um Fleiſch in Fleiſch zu verwandeln. Aber die pflanzenfreſſenden Thiere haben ſehr lange Gedärme, denn es braucht vieler Gefäße, um Gras und Laub in Nahrungsſaft zu Fleiſch und Blut zu verwandeln. Aber der Menſch ſteht in der Mitte von beiden, hat den Mittelſchlag der Gedärme zwiſchen beiden, und iſt das größeſte und ärgſte Raubthier ſowohl — alſo fleiſchfreſſend — als pflanzenfreſſendes Thier, denn er ſoll überall und auf alle Weiſe leben können. Der Hindu genießt (mit Ausnahme einiger Kaſten) kein Fleiſch, und bleibt geſund und ſtark, und wird alt, dahingegen andere Nationen faſt blos Fleiſch und Fiſch genießen, und auch geſund und

ſtark bleiben; und andere Nationen leben, wenigſtens zu Zeiten, von einer Art Erde, z. B. die Ottomachen im ſüdlichern Amerika, die dieſe Erde mit Krokodilen oder anderm Thierfett vermiſchen, und dabei ſich, bis beſſere Koſt zu haben iſt, auch wohl befinden.

Beſonders ragt der Menſch durch die Sprachfähigkeit vor allen Thieren hervor. Bei einigen Thieren ſind die Werkzeuge des Sprechens faſt alle vorhanden, aber dennoch ſprechen ſie nicht — denn überall fehlts immer an einem kleinen Umſtand. Genug, das Thier hat nicht ſollen ſprechen können, ſelbſt der menſchenähnliche Affe nicht, aller ſcheinbaren Anlagen dazu ungeachtet.

Wie biegſam ſind die Werkzeuge der menſchlichen Stimme! Die Buchſtaben unſerer deutſchen Sprache leiden weit über eine Billion Zuſammenſetzungen, wovon ſehr viele ausgeſprochen werden *). Nehmet dazu den Umfang der Töne, die bei einem tüchtigen Sänger, oder bei einer Sängerin die Menſchenſtimme hat, die Höhen und Tiefen und die große Mannichfaltigkeit derſelben, gegen welche das ewige Einerlei des Geſangs der Lerche, des Schlags der Nachtigall, oder des Finken, ſo ſchön es ſeyn mag, doch höchſt ermüdend iſt. Wie groß iſt auch von dieſer Seite der Vorzug des Menſchen! — — Ich habe einen Juden gehört, der ohne Hülfsröhre in den beiden Backenhöhlungen die Stimmen der Thiere, der Vögel zumal, in einem dazu veranſtalteten vollſtimmigen Konzert nachahmte — jetzt kreiſchte der Adler über alle Inſtrumente hervor; jetzt ſchlug, ſeufzte und flötete die Nachtigal; jetzt ſchmetterte der Finke u. ſ. w. Welch ein Umfang der Stimme des Menſchen!

*) Man nimmt an, der Menſch könne etwa an 12 Millionen Töne hervorbringen. — Das bleibt freilich weit hinter der Billion zurück, aber wie weit übertrifft es die Stimmfähigkeit aller Thiergattungen.

Und rechnet dazu, wie dieſe Sprachfähigkeit mit dem geiſtigen Vermögen des Menſchen, mit ſeinen Gedanken, mit ſeinem Gefühl in der allergenaueſten Verbindung ſteht *)!

Will man das Menſchengeſchlecht nach ſeinen körperlichen Anlagen, im Ganzen und überhaupt gegen die Geſchlechter der Thiere halten, und nicht blos Einzelnheiten in Rechnung nehmen, wie ſehr iſt auch hier wieder der Menſch im Vortheil. Laſſet den Adler tauſend, laſſet ihn zwei tauſend Fuß hoch herabſehen, und noch ein junges Reh (einen Haſen wahrſcheinlich von 2000 Fuß Höhe nicht mehr) entdecken, und nun nehmt, wie der Menſch, ſelbſt in der Entfernung von ſechs und mehr Meilen, den Knopf eines Kirchthurms gewahr wird, und welch einen weiten Umkreis von 20 und mehr Meilen er überſieht! Ein Kalmucke ſahe meilenweit den Staub, den eine anrückende Horde auftrieb, wo das Fernrohr des ruſſiſchen Obriſten faſt noch nichts ſahe. — Seefahrer ſehen die Gegenſtände in einer unglaublichen Weite, wo wahrſcheinlich kein Thier mehr etwas ſehen würde. Mehrere nomadiſche Völker entdecken die leiſeſten Spuren eines entlaufenen oder verirrten Hausthieres, und verfolgen dieſelbe durch Schnee, Schilf, Moos, Geſtrüppe u. ſ. w. Manche Wilden ſehen da noch leichte Eindrücke von den Fußtapfen ihrer Feinde, oder Freunde, wo kein gewöhnliches europäiſches Auge noch etwas entdecken würde; oder entdecken mit ihrer feinen Naſe, ob der Bär, der Fuchs in ſeiner Höhle iſt, oder nicht. — Wie ſchnell klettert der Wilde einen glatten Baumſchaft hinan! — Viele Bewohner der Südſeeinſeln nicht nur, ſondern auch anderer Erdgegenden, ſcheinen, wenn auch nicht mit den Fiſchen, doch mit den Enten im Schwimmen zu wetteifern, ſcherzen und ſpielen halbe Tage lang im Waſſer, und

*) Das Nachplappern und Plaudern des Papagaies, der Elſter, des Staars, ſind in der That kein — Sprechen.

Staatliche Bibliothek Bamberg

können es im Untertauchen nicht nur mit der beſten Tauchente aufnehmen, ſondern übertreffen dieſelbe auch. — Die Inſulaner mancher Südſeeinſeln und die Perlenfiſcher bei Ceylon und in manchen Baien Südamerika's bleiben 4 bis 5 Minuten unter Waſſer. (Man hat von 8 Minuten geſprochen, was nicht wahr iſt.)

Um nicht zu überſehen, was dies ſagen will, bemerke man Folgendes. —

Der Thalbewohner und der Bergbewohner erleiden gar nicht, bekannten und ausgemachten Grundſätzen der Naturlehre zufolge, einerlei Druck der Luft, und das Barometer zeigt bekanntlich mit dem Steigen oder Fallen des Queckſilbers die Verſchiedenheit dieſes Drucks. — Man nimmt, nach guten Beobachtungen an, daß im Durchſchnitt das Barometer an der Meeresfläche 30 Zoll rheinländiſch ſteht. Nach dieſer Annahme drückt die Luftſäule auf einen Quadratfuß, ſo, wie ein Gewicht von 2148 Pfund würde gedrückt haben. Rechnet man für den menſchlichen Körper 15 Quadratfuß Oberfläche, ſo hat der Bewohner des Strandes (des tiefſten Punkts der Erde) einen Druck von 32,235 Pfund von der Luft auszuhalten. — Man nehme nun aber die Stadt Quito in Amerika, die an 12000 Fuß über der Meeresfläche erhaben liegt, und nebſt der Provinz Quito das höchſte Land der Erde iſt, welches mehrere Reiſenbeſchreiber ein Paradies der Erde genannt haben. Hier ſteht das Barometer nur 20¼ Zoll, und die Luft drückt daher hier nur auf gleicher Fläche mit 21,750 F. Rechnet nun dazu mehrere Reiſende, die die Kordilleras beſtiegen, namentlich in den neueſten Zeiten unſern v. Humbold, der am höchſten unter allen Reiſenden auf die Gebirgshöhen hinauf gekommen iſt, und wo alſo das Barometer am niedrigſten ſtand, der Luftdruck mithin am ſchwächſten war.

Nun laßt uns den Druck nehmen, welchen der Taucher erleiden muß, der nur 400 Fuß tief ins Meer ſich herabläßt —

nämlich einen faſt zehnfach größern, als der Strandbewohner, und alſo mehr als 300,000 Pfund.

Was kann demnach der Menſch ertragen! Nicht zu erwähnen, daß der Bergmann tief unter der Erde in arſenikaliſchen, mephitiſchen, ſchwefeligen Dünſten lebt und athmet; daß der Menſch in ewiger Trockenheit, wie in Aegypten, wo es faſt nur in drei Jahren einmal regnet, oder vielmehr nur ſprühet, und in ewiger Feuchtigkeit, wie in einem großen Strich Amerika's, lebt, wo das Land zehn Monate des Jahres überſchwemmt iſt. — Die Knaben auf den Orkneyinſeln holen das wildeſte ſchnellläufigſte Schaaf im volleſten Laufe ein, ergreifen es, laſſen es wieder los, und erhaſchen es noch einmal. Alexander Selkirk, bekannter unter dem Namen Robinſon Cruſoe, überholte im Laufe die wilden Ziegen auf ſeiner Inſel (Juan Fernandez), und fing ſie.

Will man ſehen, was ſich aus unſerm Körper machen läßt, und was man aus keinem Körper eines Thieres machen kann, ſo ſehe man die Verwunderung, Furcht und Schauder erregenden Künſte einer geübten Seiltänzerbande *). Welche Stellungen! welche Bewegungen! welche Gewißheit in den gefährlichſten Bewegungen, welche Schnelle, Gewandheit, Genauigkeit!

Und wie viel vermag der Menſch alsdann, wenn er ſeinen Geiſt zu Hülfe ruft! Wie er mit dem Schwimmvogel wetteifert, ſo auch mit dem Vogel in der Luft, den er ſogar im Fliegen, mit Unterſtützung ſeiner geiſtigen Kräfte, übertrifft. Der Graf Gay Luſſac (ein Franzoſe) erhob ſich im September 1804 in ſeinem Luftfahrzeug noch beträchtlich über den höchſten Gipfel der Erde, über den Gipfel des Chimboraſſo; eine Höhe, unterhalb welcher der Condor weit zurückbleiben muß, der unter allen Vögeln am höchſten fliegt (etwa 12000 F. hoch,

*) Geſellſchaft, iſt modiſcher; Bande, iſt richtiger.

der Chimboraſſo hält aber etwa 20,000 Fuß). Kein Vogel, kein Thier würde in dieſer verdünnten Luft noch athmen können.

Der Menſch iſt gleichſam das Hauptbild aller Organiſation und aller Kräfte der Geſchöpfe der Erde. — Es vereinigt ſich in ihm faſt Alles.

Und welche Lebensdauer! — Mehrere unter der Erde verſchüttete Menſchen lebten ſieben, ja zehn und zwölf Tage, und wurden bald wieder hergeſtellt, nachdem ſie hervorgezogen waren. Ja, ein Menſch in Schottland — ein Fall der neueſten Zeiten, hatte unter einem Strohhaufen fünf Wochen gelebt, war zum fleiſchloſen Gerippe abgezehrt, das weder gehen noch ſtehen konnte, kam aber durch ein wenig Wein wieder zu ſich ſelbſt. — Unter den ſchrecklichen Gefängniſſen Venedigs befanden ſich ehemals 19 in der Tiefe liegende unterirdiſche abſcheuliche Löcher, feucht, dumpf, modrig. Man ſperrte hier nur diejenigen Unglücklichen ein, die des Todes werth gehalten wurden, ohne daß man ſie tödten wollte. Dieſe Gefängniſſe hieſſen: Brunnen; denn die Meereswellen drangen oft in die kleinen Oeffnungen ein, in welche das Licht einfallen ſollte. Nur zum Sitzen und Stehen war Platz, keineswegs zum Gehen. Jeden Morgen erhielt der Gefangene ſeine Suppe, ſein Waſſer, ſein Brod, und nichts weiter außerdem. Verzehrte er ſeine Portion nicht bald, ſo nahmen ſie ihm Waſſerratten, zum Theil ſo groß als Kaninchen, vor dem Munde weg. Und doch — in dieſen feuchten, tödtlichen Löchern ſind viele Gefangene älter geworden, als es vielleicht an freier Luft geſchehen wäre; ja, ein Menſch, der 40 Jahr hier eingeſperrt war, wurde gegen 90 Jahr alt.

Verſchiedenheit der Körperbildung (Farben).

Weit entfernt, an eine umſtändlich ausführliche Behandlung dieſes Gegenſtandes denken zu wollen, die allein einen

Band füllen würde, geben wir nur ſo viel, als für unſern Zweck hinreichend iſt *).

Die Bewohner des Nordpols,

oder die Polarmenſchen, Grönländer, Eskimos, aber auch Lappländer, Peſcheräs, Samojeden, Oſtjäken, ſind die kleinſten Menſchen der Erde. Unter dem faſt ewig kalten Himmelsſtrich verkrüppelt und verzwergt der Menſch eben ſowohl, als die Pflanze, und ſelbſt die Tanne kriecht auf hohen Gebirgshöhen ſowohl, als in den kälteſten Ebenen platt am Boden hin. Der Grönländer bleibt unter fünf Fuß.

Dieſe Menſchen haben ſehr hervorſtehende Backenknochen, flache Geſichter, große Ohren, dicke Köpfe, kleine Füße, ſtruppige Haare, und einige auch, z. B. die Peſcheräs, breite Naſen, großen Mund, dicke Bäuche, dünne Schenkel.

Was dieſen Menſchen an Länge abgeht, erſetzt, wenigſtens dem Grönländer und dem verwandten Eskimo, die Natur gleichſam durch einen höhern Grad innerer Wärme, durch zähe Dichtigkeit. Der Körper iſt blutreich und fleiſchig; der Mund iſt klein, gleichſam als wäre zu einem größern kein Raum geweſen, da die Backen ſchon die größere Breite des Geſichts einnehmen; ſtruppig bleibt das Haar, weil, wie bei der Pflanze, die Kraft fehlt, dieſelben empor zu treiben; das Auge iſt matt und unbeſeelt. Der Geſchlechtstrieb, überall ſo rege, weil die Welt erhalten — fortgepflanzt werden ſoll, erwacht bei ihm erſt ſehr ſpät; Jedermann lebt züchtig, und faſt müſſen die Mädchen zur beſchwerlichen Ehe gezwungen werden. Sie werden entführt, laufen davon, werden wieder entführt. Das iſt zum Theil freilich nur Landesart — Sitte; aber daß dieſe Sitte einen frühern, tiefern Grund haben muß, läßt ſich leicht abſehen. Sie

*) Die Eintheilungen nach Racen, z B. kaukaſiſchen, mogoliſchen, äthiopiſchen u ſ. w liegen, wie mehrere andere Eintheilungen, zu weit außer unſerm Plan.

gebähren weniger, und die oft gebährenden Europäer werden von ihnen mit den Hunden verglichen. In Ehe und Lebensweiſe herrſcht ſtille Sittſamkeit, und Leidenſchaftsloſigkeit. — Welch ein Abſtand auch in dieſem Stücke zwiſchen ihnen, und dem Bewohner eines wärmern Klima's! — Und Alles ſtill und verträglich! Selbſt die böſeſten Streitigkeiten werden nur im vorherbeſtimmten Wettgeſang ausgemacht. *)

Und, wie gütig iſt die Natur! die hier wachſenden Kräuter ſind grade für ihr Bedürfniß — das träge Blut reinigend. (Löffelkraut z. B., das überall üppig hier wächſt — hier, wo es grade ſo hoch noth iſt.)

Die Lappen wohnen ſchon unter milderm Himmelsſtrich, ſind aber auch deshalb ſchon größer. — Alles hat eine andere Geſtaltung, als bei den vorigen beiden Nationen. Der Berglappe hat ſchon ſein Rennthier, welches ihm Alles gewährt — Speiſe, Kleid, Zeltdecke, u. ſ. w.; der Grönländer muß dagegen was er braucht im und auf dem Meere ſuchen — Fiſche und beſonders Seehunde; letztere zur Speiſe und zur Kleidung. Auch die Seevögel dienen zu beiderlei Gebrauch. — Ein ſchwarzer glatter Tuelick, oder Seehundspelz, hält das Waſſer ab, und die Gedärme des Thieres werden zu einer Art Hemde benutzt. Ihre Kajacks und Umiacks (kleinere Männer- und größere 10 Perſonen tragende Weiberboote) ſind mit Fiſchbein überzogen. — Der Lappe kommt durch ſein Rennthier erſt zum feſten Eigenthum, und grenzt an eine menſchlichere Lebensweiſe an.

Der Samojede, dem Grönländer ſo ähnlich, iſt doch ihm ſo unähnlich. — Die Samojedin heirathet ſchon im 14ten Jahre, und wohl noch früher, wiewohl der Erdſtrich ſo überaus kalt iſt, hört aber auch im 30ten Jahre auf zu gebähren. Das ſind Va-

*) Nicht möglich iſt es, daß der Verfaſſer dieſes und ſo viel Anderes auseinanderſetze. — Angedeutet muß es werden, für die geübtern Leſer; ausgeführt darf es nicht werden, denn was würde das für ein Werk werden!!

riationen Eines Thema's, die wir uns nicht dürfen wundern laſſen. —

Auf oder vielmehr um den hohen Erdbuckel, oder hohen Gebirgsrücken, der ſich über Aſien hinzieht, und wo man den erſten Sitz des Menſchenſtammes und der Hausthiere vermuthet, wohnen die Mogolen, mit welchen die Kalmucken verwandt ſind. — Ein flachbreites und ſpitzlaufendes Geſicht mit hervorragenden Backenknochen, weit hervorſtehendes Kinn, kleine breite Naſen, borſtiges Haar, machen ſie kenntlich. Viele haben einen ungemein dicken Bauch, und dünne Schenkel, (die, weil ſie, von erſter Kindheit an, faſt mehr auf dem Pferde ſitzen, denn auf der Erde wandeln, gekrümmt ſind) ein mit ſeinen weißen Zähnen hervorbläkendes Gebiß, faſt wie ein Raubthier; ein abſtehendes thieriſches Ohr (alſo das eigentlich rechte und unverbildete Ohr, welches den Schall viel beſſer auffängt), ein kleines ſchmal geſpaltenes Auge, und dickern Hals, die ſalzig ſumpfigen Steppen, in denen ſie von Kindheit auf leben, können Manches erklären, ſelbſt ſogar der Waſſermangel der dürren, dürren Ebenen. — Aber dieſe Kalmücken, die Burätten, und ſo manche andere Völkerſchaften, wie ſind ſie ſo ſchwach! Fünf bis ſechs derſelben verrichten kaum, was ein einziger Ruſſe, der ſich doch auch nie zu übernehmen pflegt, verrichtet. Dieſe Menſchen ſind ſo leicht, daß ſie alle im Fluge auf ihren kleinen Pferden dahin ſchweben — man kann es kaum Reiten nennen! Vermiſchen ſich Ruſſen und Tartaren mit den Mogolen, ſo ſollen ſchöne Menſchen fallen. — Offenbar liegt Vieles am Klima, wiewohl gewiß nicht ſo gar Alles, als Manche vorgeben.

Wie ſich übrigens Bildung, Bau, Geſtalt, durch Klima und Vermiſchungen (auch durch Lebensweiſe) veredlen, oder verſchlechtern, kann hier nicht auseinandergeſetzt werden, obwohl es auch nicht ganz unerwähnt bleiben darf. Selbſt das gehört hieher, daß zwar in den urälteſten Zeiten Mogolen und Tar-

taren mögen Eins geweſen ſeyn, wie die Meiſten gern zugeben; aber woher kommt jetzt der bedeutende Unterſchied zwiſchen beiden Völkerſchaften?

Die Mogolen zerfallen jetzt in zwei Hauptſtämme, wovon der zahlreichſte, dem chineſiſchen Reiche angehörige, dieſen Namen inſonderheit führt. — Die Kalmücken ſind Mogolen; die Buräten ſind es auch. Beide ſind erwähnt.

Von der mogoliſchen Bildung ſagt ein geachteter Schriftſteller:

„Der Bau des Kopfes nähert ſich einem Vierecke; die Jochbeine ragen hervor; die Stirn iſt ſchmal; die kleine platte „Naſe ſcheint wie eingedrängt zwiſchen den hervorragenden „Backen; die Bildung der Augen zeichnet ſich beſonders aus.

Und, unſer hochgeachtete deutſche Landsmann, Pallas ſagt:

„alle mogoliſchen Geſichter haben, gegen die Naſe zu, ſchief „abwärts laufende, flach ausgefüllte Augenwinkel; ſchmale, „ſchwarze, wenig gebogene Augenbrahnen; eine beſondere „Bildung der überhaupt kleinen und platten Naſe gegen die „Stirn zu, erhaben ſtehende Backenknochen, bei rundem „Geſicht und Kopf. — Allgemein ſind ferner: ſchwarzbraune „Augenſterne, breite fleiſchige Lippen, ein kurzes Kinn, und „ſehr weiße, bis ins Alter feſte und geſunde Zähne; und die „großen, weit vom Kopfe abſtehenden Ohren.“

Der Chineſe hat ein breites flaches Geſicht, hervorſtehende Backenknochen, geplätſchte Naſe mit weit geſperrten Naſenlöchern, enggeſchlitzte Augen; in den ſüdlichern Provinzen eine bräunlich gelbe Farbe (in den nördlichen und bei den Vornehmen viel weißer), dunkelſchwarzes Haar, und ein ſpärlich behaartes Kinn, wie die mogoliſchen Völkerſchaften, mit welchen die Chineſen überhaupt ſehr viel Aehnlichkeit haben. Beide Nationen haben auch eine große Anlage zum Fettwerden, daher im China ein Fettbauch und ein ſchöner Mann faſt völlig gleichbedeutend ſind.

Zur weiblichen Schönheit gehört bekanntlich in China der überaus kleine Fuß — kein Werk der Natur, ſondern der Kunſt, nach deſſen Kleinheit ſogar der Kaufpreis der Braut beſtimmt wird; denn auch hier wird, wie bei den roheſten Aſiaten, das Mädchen verkauft. Gleich nach der Geburt werden die Zehen nach den Fußſohlen zu herunter gebogen, die Hacken oder Ferſen tiefer nach dem Fuß zu hingequeſcht, und nun wird der Fuß mit ſtarken Binden umwickelt. Manche Füße halten kaum 4 bis 5 Zoll. Die Folgen dieſer Verunſtaltung ſind ein unnatürlich aufgeſchwollener Knöchel,, und ein erbärmlicher Gang.

Die Japaner ſind den Chineſen in vielen Stücken ſehr ähnlich.

Zu den ſchönſten Völkern der Erde gehören die Bewohner von Kaſchmir, dem ſogenannten Paradieſe der Welt, und auch, nebſt Perſern und Europäern, die Hindus, deren letztern Geſtalt ſchlank, deren Glieder fein, deren Finger lang und feinfühlend, deren Geſicht offen und gefällig iſt. Ihr Gang und ihre Haltung iſt höchſt anmuthig und edel.

Die Perſer. Die älteſten Bewohner Perſiens waren häßlich genug, und ihre Nachkommen, die ſich unvermiſcht erhalten haben, die Gauren oder Guebern, ſind es noch. Aber da das Land ſo vielen Einbrüchen fremder Völker ausgeſetzt war, gab es vielfältige Vermiſchungen — auch liegt von einer Seite Tſchirkaſſien, ein Hauptſitz der menſchlichen Schönheit, in der Nähe, und am kaſpiſchen Meere wohnen wohlgebildete tartariſche Völkerſtämme, *) — auch Hindoſtan iſt benachbart; und — die Perſer wurden ein ſchönes Volk.

Von dem Europäer ſagen wir faſt nichts, wohl aber von den Bewohnern der Geſellſchafts- und der Freundſchafts-

*) Unter gleichen Umſtänden ſind auch die Türken veredelt worden, die urſprünglich auch ein häßliches Volk waren.

inſeln in der Südſee. Der **Taheitier** iſt faſt über die gewöhnliche Größe ein wenig hinaus, die Vornehmen wenigſtens, die nicht arbeiten dürfen, ſind 6 F. und 2 ja 4 engl. Zoll hoch; auch ſind ſie, da ſie der Sonnenhitze nicht ausgeſetzt ſind, viel lichter an Farbe, als die übrigen Taheiter, bei welchen das Olivengelb zur Kupferfarbe übergeht — ja man bemerkt bei ihnen ſogar ein Erröthen. Das weibliche Geſchlecht hat Arme und Hände von der allerſeltenſten Schönheit, nur der Fuß iſt etwas zu groß — vielleicht iſt aber unſer Urtheil falſch in dieſem Punkt, denn wenn unſere Füße nicht ſo eng eingeſchuht würden, namentlich bei den Frauenzimmern, oder wenn wir blos barfuß gingen, würde unſer Fuß wohl größer und breiter, und vielleicht ſogar ſchöner ſeyn. — Das Geſicht iſt regelmäßig und durch ſeine feurigen Augen und durch blendend weiße Zähne anziehend; nur die, wahrſcheinlich bei der Geburt eingequetſchte Naſe, iſt etwas zu platt, und der Mund ein wenig groß. Das Kopfhaar iſt ſtark und ſchwarz, und wird von den Frauen kurz getragen. Das übrige Haar wird, wie in ſo vielen Erdgegenden, auch hier, ſelbſt aus den Achſelhöhlen, und an noch empfindlichern Orten ausgeriſſen.

Die **Freundſchaftsinſulaner** ſind dieſen ganz ähnlich.

Die höchſten Schönheiten, das **Urbild der Schönheit** gleichſam, fand in allen denjenigen Ländern eine Stelle, die der Name **Griechenland** befaßte. Wie hätten Griechenlands Künſtler ſo himmliſche Geſtalten und Formen hervorbringen können, wenn ſie nicht die Urbilder unter ihren Landsleuten vorgefunden hätten. Kein Künſtler Hindoſtans hätte ſolche Geſtalten erſinnen können!

Es iſt eine Bemerkung, die wir nicht übergehen können, daß die höchſte Schönheit ſich weder in den kälteſten, noch in den heißeſten Gegenden findet, ſondern im Mittelſtrich zwiſchen beiden. Auch iſt grade aus ſolchen Gegenden, wo der Sitz der Schönheit war, die Kultur der Menſchheit ausgegangen. — Wie groß

der Einfluß des Himmelſtrichs auf Geſtalt und Farbe des Menſchenkörpers iſt, erſieht ſich leicht an den verſchiedenen Völkerſchaften.

Unter den Afrikanern wollen wir beſonders nur

der Neger

vorzüglich erwähnen, die am Gambia und Senegal anfangen, und die unter ſich ſelbſt noch vielfältig verſchieden ſind. — Der Jalofe hat die beſte Geſtalt unter den Negern und ſelbſt ſein Haar iſt nur wenig wollig, der Mandingoh iſt ſchon viel häßlicher. Die dicken Wurſtlippen, die platten Naſen, das krauſe Wollenhaar, die häßlichen langen Schlappbrüſte der Weiber, die dunkle Schwärze des Geſichts, fangen erſt recht jenſeits des Senegals an, und ziehen ſich in mancherlei Abänderungen über Oberguinea, bis Niederguinea hin, wo in Kongo und Angola die Schwärze in Olivenfarbe übergeht, das krauſe Haar röthlich, der Augapfel grün, die Wurſtlippe dünner, die Statur kleiner wird. Auf der entgegengeſetzten öſtlichen Küſte Zanguebar findet ſich die Olivenfarbe ebenfalls, aber die Statur iſt größer.

Hottentotten und Kaffern ſind die Uebergänge zu andern Menſchengeſtalten. Die Erſtern ſind den Chineſen ganz ungemein in der Geſichtsbildung ähnlich, die Naſe nicht mehr ſo platt, die Lippe nicht mehr ſo aufgeworfen, das Haar nicht mehr ſo wollig, ſondern in das Haar anderer Völker übergehend, die Farbe mehr gelbbraun, der Wuchs mehr europäiſch, die Hände und Füße aber viel kleiner.

Wie viele Völker und Länder des öſtlichen Afrika kennen wir ſo gut als gar nicht, und noch weniger das uns völlig unbekannte Innere. Wer kennt denn eigentlich die räuberiſchen Jaggas, die Anziken u. ſ. w. Alle Nachrichten von ihnen ſind in der That zu dürftig. Und wer hat je etwas von den Bewohnern der Mondsgebirge auch nur gehört?

Aber woher entſteht die ſchwarze Farbe der Neger? — Aber woher entſteht die weiße, braune, gelbe, röthliche Farbe bei andern Völkern? Keine iſt wunderbarer als die übrigen. — Weder Blut, noch Same, noch Hirn des Negers ſind ſchwarz — ſondern nur die Schleimhaut, oder das Netz des Malpighi (ſ. oben), welches auch bei uns, nach Verſchiedenheit der Umſtände, ſehr verſchiedentlich dunkler oder lichter iſt.

Der glühende Strahl der Sonne, und nächſtdem die Luft, ſind die Urſachen der dunkeln Farben. In einem und demſelben Lande ſind die Menſchen, die dem Sonnenſtrahl ausgeſetzt ſind, viel dunkler gefärbt, als die ſich demſelben entziehen können, wie man auch bei uns überall wahrnehmen, und wie man es beſonders in heißern Gegenden auffallend bemerken kann. — Der Lichtſtrahl färbt ja die Früchte, den Apfel, die Birne u. ſ. w. an der Sonnenſeite viel dunkler, und die Blumen färben ſich erſt am Sonnenſtrahl dunkler; in der Knoſpe verhüllt, ſind ſie viel heller, z. B. die Nelke, auch der Spargel in der Erde.

Wie der Neger ſchwarz wird? — Ein Oehl ſoll ſeine Netzhaut färben. Der Schweiß der Neger nicht nur, ſondern ſelbſt der Europäer, die mit ihm in gleicher Erdgegend leben, wird oft gelb. Die dicke, überaus weiche Sammthaut des Negers iſt nicht ſo hart und geſpannt, als die Haut des Weißen; alſo hat die Sonnenwärme (wohl mehr der Sonnenſtrahl, oder das Licht, obwohl auch der Braten braun wird, und, wenn er verbrannt iſt, ſogar ſchwarz) ein Oehl aus ihrem Innern gekocht, das ſo weit hervortrat, als es konnte, die Haut erweichte, und das Netz färbte. — Auch wären, ſagt man, vorzüglich Gallenkrankheiten unter den Negern gangbar.

Unſere Leſer mögen ſelbſt über die Wahrſcheinlichkeit dieſer und der nächſtfolgenden, die Haare betreffenden, Erklärung entſcheiden.

Da die Haare nur vom feinen Safte der Haut lebten, und ſogar widernatürlich im Fette erzeugt würden, ſo krümmten ſie

ſich nach der Menge ihres Nahrungsſaftes, und ſtürben, wo dieſer fehlt. — Der Verfaſſer iſt nicht im Stande, dieſe Erklärung klar zu machen.

Uebrigens wird in dem Klima heißer Erdgegenden nicht nur der Menſch, ſondern auch das Thier dunkler, faſt möchte man ſagen kräftiger gefärbt; das Negerkind aber wird weiß geboren. Die Haut um die Nägel, die Brüſte, die Geſchlechtstheile werden zuerſt gefärbt. Die dicken aufgeworfenen Lippen ſollen ein Merkmal großer Sinnlichkeit ſeyn. Etwas Wahres iſt wohl daran. — Freilich, wie üppig wächſt, wie ſchnell gedeiht hier Alles! Die Ströme, das Meer, die Wälder, die Bäume, der Sand ſogar, Alles iſt voll Leben und Fruchtbarkeit! Alles treibt durch die treibende Kraft der Natur, und ſo treibt ſie denn auch wohl den Menſchen. — Die Fruchtbarkeit mag ſehr groß ſeyn! Ein alter Neger bedauerte mit Thränen, daß er nur 70 Kinder habe! — An ſolchen Erzeugniſſen mag indeſſen wohl die Vielweiberei mehr Antheil haben, als die zeugende Kraft der Natur, nur iſt es hier nicht auseinanderzuſetzen. Siebenzig Kinder waren bei den Sultanen des alten Perſiens und des Morgenlandes überhaupt nicht ſo gar ſelten.

Uebrigens findet man die negerartigen Völker nicht blos an den Weſtküſten Afrika's, ſondern auch auf vielen Inſeln. Selbſt die Papous oder Papaus, in Neuguinea in der Südſee, ſind nichts als wahre Neger — Wurſtlippe, Plätſchnaſe, krauſes Wollenhaar, und ſehr ſchwarze Farbe. — Auf Aſiens Inſeln trifft man da und dort ähnliche Menſchen — an Farbe, Bildung, Temperament — das liegt wohl daran, daß die Natur überall unter gleichen Umſtänden nicht anders als gleichmäßig wirken kann. So finden ſich Schwarze auf den Philippinen die Igolotes, auf Borneo die Biadſchus oder Wadſchus, und auf andern Inſeln andere, deren Aufzählung wenig unterhaltend wäre — alle aber ſehr negerartig (Negerillos). Selbſt die Andamanen ſind höchſt negerartig.

Die Amerikaner.

Amerika geht durch alle Himmelsſtriche, durch alle Grade der Kälte und Wärme hin, durch alle Abwechſelungen der Witterung, und enthält die höchſten Höhen und die flachſten Ebenen.

Nicht von allen Nationen dieſes großen Erdtheils kann hier die Rede ſeyn; nur von einigen.

Wie verſchieden, wie in der Sprache ſo gar, ſo in der Bildung, ſind die Bewohner des nordweſtlichen Amerika's. Die Wakaſh Nation, auf Nutka vorzüglich, iſt unterſetzt, fleiſchig, nicht übel gebaut, hat rundes Geſicht, volle Backen, hervortretende Backenknochen, matte ſchwarze Augen, breite Naſe, und eine durch Binden, die gleich nach der Geburt angelegt werden, flach gedrückte Stirn. Der Kopf erhält dadurch eine beinahe kegelförmige Geſtalt. Die Beine ſind von dem ewigen Niederhocken in Wohnungen und Booten ſehr mißgeſtaltet; die Kopfhaare lang und ſchwarz; die Farbe des Körpers weiß, wenn man ihnen nur erſt die künſtlich aufgetragenen Farben — den Ocker, und den Schmutz, der auch wie Farbe ſcheint, abreinigt. — Der Bart wird ausgerupft.

Der Nordindier, der wohl einen Raum von 30,000 Q. Meilen bewohnt, iſt trotz des kalten Himmels, unter welchem er lebt, doch von mittelmäßiger Größe, wohlgebaut, kupferfarben, glatt ſchwarzhaarig auf dem Kopfe; die ſparſamen Barthaare werden nur von Einigen ausgerupft; Stirn und Augen ſind klein, die Backenknochen hervorſtehend, die Naſe iſt Habichtsnaſe.

Die Kupferfarbe iſt meiſtentheils allen Indianern des nördlichen Amerika's eigen, und die meiſten Stämme haben eine eigene Eigenthümlichkeit, einen eigenen Character des Körpers mit einander gemein, der ſich aber höchſt ſchwer angeben läßt.

Es ſcheint alles, was beſtimmter Unterſchied hätte werden können, in einander zu verfließen.

Der kanadiſche Wilde iſt von mehr als mittelmäßiger Größe, ſchlank, wohlgewachſen und von guter Haltung; der Körper muskulös, die Gliedmaßen nett. Im Uebrigen ſind dieſe Völkerſchaften den Nordindiern größtentheils gleich. Die Sqaws oder Weiber haben höhere Backenknochen, rundere Geſichter, wackelnden Gang mit einwärts gebogenen Füßen, wie die Gänſe. Sie werden ſchon in frühern Jahren, ſchon im dreiſſigſten zuweilen höchſt widrig häßlich, aber häufig fett und wohlbeleibt. Ob dieſe Häßlichkeit davon vorzüglich herrühre, daß ſie im unverheiratheten Zuſtande ſich Jedem Preis geben, laſſen wir unerörtert. Vieles mag daran wohl liegen; ſchwerlich Alles.

Die Nadoweſſier verehrten eine Frau ſehr hoch, die in ihrer Jugend ein Reißfeſt gegeben hatte; d. i. Reiß und Wild zur Bewirthung hatte auftragen laſſen. Einen andern Genuß verſtattete ſie 40 Kriegern nach dem Eſſen hinter einem Schirme. — Alle waren erſtaunt, Alle warben um ihre Hand, aber nur der vornehmſte Anführer erhielt dieſelbe. — Das Weib wurde von ihren Landsleuten allgemein verehrt.

Laſſet uns mehr den ſüdlichen Gegenden nähern.

Die Tſchirokeſen und Muskogulgen oder Krihks ſind ein ſtarker, kräftiger, faſt heldenmäßiger Menſchenſchlag, weniger roth als die übrigen Indier des nördlichen Amerika's, und die Weiber vorzüglich ſchön (wohl nur im Verhältniß der übrigen indiſchen Frauen). Dieſe Nationen wohnen in Florida und Luiſiana.

Die Tſchaktas, Nachbarn der vorigen, haben flache Köpfe, weil ſie den neugebornen Kindern den Vorderkopf mit einem Beutel mit Sand beſchweren, indem der Hinterkopf auf einem Brette ruht. Dennoch wird dieſe Nation für klug gehalten. — Wie viel muß der Menſch ertragen können!

Die uns unbekannten Akanſes ſollen ein großer Schlag Menſchen, blondhaarig und blauaugig ſeyn.

Der Californier wird allgemein als ſehr ſtumpfſinnig ſowohl, als auch ſehr häßlich beſchrieben, zumal der nördliche. Er iſt von mittlerer Größe, hat ein ſtraffes, kohlſchwarzes Kopfhaar, und der Südcalifornier ſoll auch ſchwarze Zähne haben — ohne Zweifel wohl nicht von Natur, ſondern, wie bei andern Völkern, durch Kunſt, durch Betelkauen u. ſ. w.

Der Mexikaner wird uns als olivenfarb, ſchön und angenehm, mit großen, lebhaft funkelnden Augen beſchrieben; allein auch die ältern Mexikaner, zur Zeit Montezuma's, beſtanden ſchon aus mehrern Völkerſchaften, wie noch heutiges Tages.

Diejenigen Bewohner von Terra firma, zu welchen Wafer kam, waren 5 bis 6 Fuß hohe, ſtarkknochige, breitgebrüſtete, ſchöngebauete Menſchen, mit lebhaft grauen Augen, rundem Geſicht, dünnen Lippen, kleinem Mund und hübſchen Kinn. Das Haar iſt lang und ſchwarz. Die Stirn iſt hoch, die Zähne ſind überaus ſchön. Die kleinen wohlbeleibten Weiber ſollen ſich lange erhalten, ehe ſie veralten.

Andere Bewohner von Terra firma haben ſpitze Naſen, ſchmale Stirn, kleine Augen, großen Mund, aufgeworfene Lippen, dicken Kopf, breites, mehr oder minder kupferfarbenes Geſicht, und ſind 4½ und 5½ Fuß hoch.

Wie ermüdend würde es werden, die viel und mancherlei Nationen Guiana's, von welchen ohnedies die Nachrichten höchſt unvollkommen ſind, nach Verſchiedenheit ihrer Größen, Farben u. ſ. w. aufzuführen. Bei den ſtark gebauten Ottomachiern (Ottomachen) ſollen ſogar die Weiber eine tiefe Stimme haben. Daß man weder bei ihnen, noch bei andern Wilden Krüppel und Gebrechliche ſieht, iſt eben kein Wunder, und auch kein Beweis für die Güte der noch rohen Natur. Faſt in ganz Amerika wird, was gebrechlich iſt, gleich nach der Ge=

burt umgebracht. — In Aſien, und in der alten Welt bei Griechen und Römern, finden wir die nämliche barbariſche Sitte.

Die Karaiben, wahrſcheinlich verwandt mit einigen Stämmen Guiana's, ſind kräftig gebaute, gelbbraune Menſchen, mit ſtraffem ſchwarzen Haar, und funkelndem Auge. Das runde Geſicht wird gleich nach der Geburt mit zwei Brettern flach gedrückt.

Der arme, von ſeinen Gewalthabern, den Spaniern, unterdrückte Peruaner hat dickes, ſchwarzes Haar, die auf der kleinen Stirne bis zwiſchen die Augenbrahnen hineinwachſen; zwiſchen den kleinen Augen liegt die etwas gekrümmte Naſe, das Geſicht iſt breit, die Ohren ſind groß, und die Barthaare dünn und ſpärlich. Man ſchildert ſie als höchſt ſtumpfſinnig, was denn doch die in den Städten wohnenden, zu mancherlei Künſten tauglichen und geſchickten, gewiß nicht ſind. Sie ſollen höchſt unempfindlich ſeyn, was ohne Zweifel mit ihrer ſehr dicken Haut, ihren harten Muskeln und dicken Knochen wohl zuſammenhängen mag. Ihre Hirnſchale iſt 6 bis 7 Linien dick. Einem Indier wurde der Stein operirt, der ſo feſt ſaß, daß er viermal der Zange entſchlüpfte, und eine halbe Stunde darüber hinging. Kaum daß dem Leidenden zuweilen ein leiſer Klagelaut entſchlüpfte. Nach zwei Tagen ging der Menſch wieder umher. Die auf den Gebirgen wohnenden halten eben dieſer Haut wegen, in der leichteſten Bekleidung nicht nur in der größeſten Kälte aus, ſondern auch im glühendſten Sonnenſtrahl ohne Kopfbedeckung. Sie ſind von mittelmäßiger Statur und ziemlich wohlgewachſen.

Von allen übrigen Nationen Amerika's, deren Zahl vielleicht über einige Hundert hinausgehen kann, nur Folgendes:

Die hochgewachſenen Abiponen, die frei überall zu Pferde umherſchweifen, ſind lauter Sehne und Muskel, breitſchul-

trig, von angenehmer Geſichtsbildung, gebogener Naſe, kleinem ſchwarzen Auge und bräunlicher Farbe. Die Weiber, die ſich nicht aller Witterung ausſetzen, ſind viel weißer. Sie erreichen, wie die meiſten Nationen in Paraguai und Tucuman, ein hohes, kräftiges Alter. Achtzig Jahre ſcheinen ihnen gar nichts, und Greiſe von 90 Jahren ſchwingen ſich mit der Gewandtheit eines Jünglings aufs Pferd.

Die Hauptvölkerſchaften in Chili ſind an Bau und Bildung den vorigen ähnlich, und halten an 6 Fuß Höhe.

Die rieſenmäßigſten Völkerſchaften Amerika's, und wahrſcheinlich des ganzen Menſchengeſchlechts, ſind die in Patagonien bis an die Magelhansſtraße ſtreifende Huiliches und Tehuelhets. Nur einige wenige mögen 7 Fuß erreichen, die meiſten andern bleiben wohl noch etwas unter 6 Fuß; allein ſie ſind unglaublich breitſchultrig und ſtark, aber angenehm gebaut und kupferbraun. Das Barthaar iſt dünn.

Seltſam iſt beides, ſowohl, daß in dieſen Gegenden die gröſſeſten Menſchen fallen, als daß dicht daran, auf der Südſpitze Amerika's wohnend und umherirrend, die armſeligen, kleinen bereits erwähnten Peſcheräs wohnen.

Anhang.

Menſchenracen, beſonders aus Vermiſchungen.

Wir wiederholen nicht, was hierüber ſchon da und dort berührt iſt, aber wir müſſen wieder daran erinnern.

Sehr deutlich zeigt ſich der mächtige Einfluß des Klima's auf den Menſchenkörper an denjenigen Europäern, die ſich in fremden heißen Erdgegenden angeſiedelt haben. Wir ſehen das am deutlichſten in Weſtindien, wo die Abkömmlinge der Europäer von ihren Eltern ſehr leicht, und mit einem Blicke zu unterſcheiden ſind, und Creolen genennt werden. Die von

Engländern, oder Franzoſen abſtammenden Creolen machen eine Menſchenrace von anſehnlicher Größe, aber ſind nicht ſo wohlbeleibt, als der Europäer. Der Obertheil des Körpers iſt kürzer als gewöhnlich, der Untertheil von den Hüften an länger. Dieſe Bildung nähert ſich der Geſtalt der Schönheit und der Form der Gewandtheit, welche letztere ſie in der That im hohen Maaße beſitzen, wie man es denn beim Fechten und Tanzen, und bei ähnlichen Uebungen auch wirklich gewahr wird. — Die Reize der Geſtalt erhebt bei dem weiblichen Geſchlecht die leichte, vom Klima nothwendig gemachte Kleidung, und zeigt die Form der ſchön gebauten Glieder.

Die Augen aber liegen tiefer als bei dem Europäer — welches hier, beim gewaltigen Sonnenſtrahl, wohl eine wohlberechnete Einrichtung der Natur ſeyn mag. Die Farbe iſt bräunlicher, oder aber bleicher, das ganze Ausſehen matt, wodurch indeſſen jedoch das ſchwarze funkelnde Auge gehoben wird. Die Wimpern der Augenlieder ſind lang, und die Zähne höchſt weiß. — Im Uebrigen mögen ſie wohl meiſtentheils im Zorn und in der Liebe höchſt reizbar ſeyn.

Der Creole entwickelt ſeine Seelenkräfte ſehr früh — faſt alle heiße Erdgegenden haben dieſelben Erſcheinungen — aber nach dem 25ſten Jahre nehmen oft die Seelen- und Körperkräfte zugleich eben ſo ſchnell ab.

Vermiſchen ſich in dieſen Gegenden der Europäer und der Neger mit einander, ſo entſtehen Mittelſchlachten, die man überhaupt farbige Menſchen nennt. — Die arme unterdrückte ſchwarze Sklavin muß ſich wohl den Umarmungen des geſtrengen europäiſchen Herrn Preis geben — und die Europäer ſind in Anſehung der Negerinnen ſo lüſtern, daß ſie dieſelben oft den Creolinnen vorziehen.

So entſteht ein Mittelſchlag zwiſchen Weißen und Schwarzen, von braungelber Farbe, bekannt unter dem Namen Mulatten — aber er entſteht auch, wenn ſich die Europäerin

oder Creolin in den Umarmungen des Negers vergißt, welches jedoch ſelten in den Kolonien vorkommen ſoll. Der Stolz auf europäiſche Abkunft mag weniger Antheil daran haben, als die Furcht vor dem verrätheriſchen Wollenhaar und der ſchwarzen Farbe des Kindes.

Hält ſich der Weiße mit der Mulattin zuſammen, und erzeugt Kinder, ſo heißen dieſe Tercerons, und die Vermiſchung mit dem weiblichen Terceron giebt Quarterons. Geht es noch weiter, ſo könnte man die Erzeugten leicht für Creolen halten, ſo ſehr verliert ſich das Schwarze immer mehr.

Der Schwarze und die Mulattin erzeugen den ſchön geſtalteten, dunkel kupferfarbenen, kurzhaarig gelockten Sambo, den man gewöhnlich auf den Inſeln zur Hausbedienung zu gebrauchen pflegt.

Die Vermiſchung des Europäers mit dem kupferrothen eingebornen Amerikaner giebt Meſtizen, und hier entſtehen wieder eben ſo mancherlei Abſtufungen, wie aus den Vermiſchungen mit Neger, Mulattin u. ſ. w. So wie ſich der Meſtize immer mehr von dem Amerikaner entfernt, bekommt er mehr Bart.

Es giebt übrigens hier manche kleine Sprachverwirrung, aber auch noch manche andere, durch mancherlei Vermiſchungen entſtandene Spielarten.

Merkwürdigkeiten — Ausartungen — Abartungen.

Mit Fleiß faſſen wir hier Vieles zuſammen, was auch füglich hätte getrennt werden können — aber Alles läßt uns doch die Mannichfaltigkeit der Formen, in welche ſich die Natur ſchmiegen oder werfen kann, die Hülfen, die ſie hat, die Verſchiedenheit ihrer Spiele u. ſ. w. wahrnehmen. Wir haben nicht Urſach, hier um ängſtliche Abtheilungen beſorgt zu ſeyn.

Fleckige Neger. Albinos u. ſ. w.

Auf den weſtindiſchen Inſeln findet man je zuweilen Negerkinder, die auf der Haut große weiße Flecken haben. Noch vor 15 oder 16 Jahren hatte man in London einen ſolchen — Elſterneger, wie man ihn, nach dem Franzöſiſchen Nègre-pie, mit Recht nennen könnte, der ſich zugleich ſelbſt mit den fremden von ihm mitgebrachten Thieren zeigte.

Zu den wärmern und heißen Erdgegenden trifft man Menſchen, die zwar von dunkelfarbigen Aeltern erzeugt, dieſen doch weder in Farbe, noch im Bau ähnlich, und mehr thieriſch als menſchlich ſind. Nach Verſchiedenheit der Erdgegenden, und nach Verſchiedenartigkeit ihrer Bildung, bekommen ſie verſchiedene Namen, und heißen Albinos, Dondos, Blafards, weiße Negern, Kakerlaks, Kretins, — Namen, mit deren Unterſchieden man es nicht ſo ſehr genau nehmen muß. Sie kommen faſt alle darin überein, daß ſie bleich oder kreidefarbig ausſehen, ohne alles Roth, dünne Schenkel, dicke Hängebäuche, auch blutrothe Augen haben, wie die Kaninchen oder auch blaſſe und gelbe Augen. Bei den Negern, deren Haut eigentlich ſo weich und geſchmeidig iſt, wird die Haut dieſer ausgearteten Menſchen ſpröde und rauch.

Dieſe Menſchen ſehen bei Tageslicht ſehr ſchlecht, viel beſſer aber beim Mondenlicht und in der Dämmerung. Ihr Augenſtern kann ſich wie bei den Katzen außerordentlich erweitern und verengen. Das Kopfhaar iſt entweder wie die Geſichtsfarbe, oder auch roth. Die Haare an den Wimpern und Augenbrahnen ſind wie die Dunen bei jungen Vögeln. Ueberdem ſind ſie thieriſch dumm, häufig taubſtumm, und wenn ſie auch ſprechen können, ſo iſt doch die Sprache widrig und undeutlich. Auch die viehiſche Wolluſt ſcheint ihnen ziemlich eigen zu ſeyn.

Auf der Erdenge Panama finden ſich ſolcher Unglücklichen ſehr viele, die man ſehr mit Unrecht weiße Neger genannt hat, da ſie wirklich von Amerikanern abſtammen. Das Kopfhaar iſt weiß, 8 Zoll lang und ein wenig gekräuſelt, der Leib mit zarten weißen Dunen beſetzt. Sie ſind kleiner und ſchwächlicher als die übrigen hieſigen Menſchen; die weißen Augenbrahnen ſind lang und ſichelförmig. Des Nachts und beim Mondenſcheine ſehen ſie nicht nur viel beſſer, ſondern ſind auch viel lebhafter. Es iſt ein Umſtand, der nicht darf übergangen werden, daß, wenn dieſe armſeligen Menſchen ja zuweilen einmal Kinder erzeugen, dieſe den andern Landsleuten an Bau, Farbe und Kraft ganz ähnlich ſind! Mit welcher wohlthätigen Sicherheit iſt die völlige Ausartung der Naturen verhütet!

Der Kretins in den zu der Schweiz gehörigen Walliſerthälern (nachmals Departement Simplon) finden ſich auch in einigen Gegenden des benachbarten Savoiens ſehr häufig — eben ſo häufig, als auf vorerwähnter Erdenge von Panama. — Es ſind ekelhafte, unbeſchreiblich dumm, faſt ſtumme Geſchöpfe; klein breitgeſchultert, häßlich an Gliedern, gelb, und mit einem Kropf verſehen, der ihnen zuweilen bis auf den Bauch herabhängt. Die, bei welchen man noch etwas Menſchliches im Sprechen und Begreifen findet, ſind auch zum Tragen ſchwerer Laſten noch zu gebrauchen. (Es fragt ſich: — ob man vielleicht die blos Kropfigen von den eigentlichen blödſinnigen Menſchen, den wahren Kretins, immer hinlänglich unterſchieden hat? — Zu bemerken ſtände es auch, ob nicht die Kropfmenſchen — nicht etwa Dickhalſigen — ein Merkliches an die Stumpfſinnigen angrenzten?) Die, welche am meiſten behaftet ſind, ſind völlig dumm und ſtumm; müſſen nicht nur gefüttert, ſondern, zur großen Laſt und Plage der Aeltern, ſelbſt zur Verrichtung der Nothdurft angehalten und wie Kinder gereinigt werden. Zum Glück leben dieſe Menſchen ſelten über 30 Jahr, welches

auch wohl bei den übrigen hieher gehörigen Blödſinnigen der Fall ſeyn mag.

Höchſt merkwürdig iſt es, aber trotz aller Verſuche noch keinesweges erklärt, daß die Kropfmenſchen, und dieſe unſere armen Stumpfſinnigen faſt ohne Ausnahme, nur im Gebirgsgegenden anzutreffen ſind. — Auch in den Harzgebirgen ſind Kropſige viel mehr anzutreffen, als in den angrenzenden Ebenen. Man hat es vom Waſſer, vom plötzlichen Wechſel der Temperatur, vom Tragen auf dem Kopf u. ſ. w. herleiten wollen, aber zu voreilig und unbedacht, und darum fruchtlos.

Da und dort findet man in Deutſchland auch wohl höchſt unförmliche, ungeſtaltete, gleichſam zuſammengedrückte Menſchen, bekannt unter dem Namen: Wechſelbälge — ein Name, der ſich leicht erklärt, wenn man den alten Volksglauben kennt, daß die häßlichen unterirdiſchen, zwergartigen Weſen aus ihren Erdtiefen heraufſtiegen, und heimlich ihre widrig geformten ihnen ſelbſt unleidlichen Kinder gegen die wohlgeſtalteten Kinder der Menſchen auswechſelten. Die alte Welt konnte ſich dieſe Unform des Wechſelbalges, und die Möglichkeit ihn in einer Menſchenfamilie zu finden, wohl kaum anders erklären, als durch ſolche Annahme.

Ausartungen — Gebrechlichkeiten.

Wie ſonderbare Spiele die Natur ſpielt, gleichſam als wollte ſie uns zeigen, wie viel ſie vermag! — Und wie viel ſie vermag, laſſet uns aus dem Folgenden erſehen. Es werden ſich darüber manche Betrachtungen, ins Allgemeine greifend, anſtellen laſſen, wiewohl es zu keinem ſichern Reſultate führen wird, denn die Natur *) treibt ihr Werk und Weſen gar heimlich, und in ihre verborgenen Werkſtäte läßt ſie den Menſchen nicht eindringen.

---

*) Im ehrlichen deutlichen Deutſch: Gott. — Die Natur hat mir Kinder gegeben, die Natur hat mir ſie wiedergenommen u. ſ. w.

Wir haben ſechsfingrige Familien, — Familien ſage ich, weil dieſe Verbildung erblich war, wie manche Krankheiten, oder wie die Geſichtsbildung mancher Familien, z. B. der Bourbons. So z. B. die Schweizerfamilie Bilfinger, wo der erſte Stammherr der Sechsfingerer den überflüſſigen Finger nicht wollte abſchneiden laſſen, weil er denſelben als ein Zeichen eines beſondern Gottesſegens, als eine Andeutung von Fülle und Ueberfluß anſahe.

Auf der Inſel Malta kam Gratio Ralleja mit 6 Fingern an jeder Hand zur Welt, und auch die überzähligen recht wohlgebildeten Finger konnten wie die übrigen recht gut gebraucht werden, nicht aber eben ſo die unförmlichern verbildeten Zehen. — Salvator, einer von Gratio's Söhnen, hatte zwar eben ſo viel Zehen und Finger als der Vater, aber nur die erſtern waren wohlgebildet. Einige andere Kinder Gratio's — ein Sohn und eine Tochter nämlich, hatten keine Ueberzahl, aber Beide mißgeſtaltete Daumen. Von einem dritten, völlig regelmäßig gebildeten Sohn kamen lauter regelmäßig geborne Kinder, mit Ausnahme einer Tochter, deren Daumen ungeſtaltet waren, und die nachmals, unter mehrern Kindern, auch eine Tochter gebar, die an Einem Fuße 6 Zehen hatte. — Unter Salvators 4 Kindern waren 2 Knaben und ein Mädchen, ſechsfingrig ſowohl, als ſechszehig. — Gratio's 2ter Sohn, Georg, erzeugte drei Mädchen und einen Knaben, unter welchen Kindern nur zwei Mädchen an Händen und Füßen den Ueberſchuß des ſechſten Fingers und der ſechſten Zehe hatten; das dritte Mädchen hatte nur den ſechſten Finger an beiden Händen, aber nur an Einem Fuße den ſechſten Zehen.

— ſo muß man jezt noch ſprechen, wenn man zart und modiſch ſprechen will. — Aber was iſt denn das Weſen: Natur? — dieſes Spiel von Kräften, die unter dem Geſetz der Nothwendigkeit ſtehen? — Laßt uns lieber zu dem ewig freien Weſen uns erheben, durch den, von dem, in dem und zu dem, nach den Worten der Schrift, alle Dinge ſind. — Ihm ſey Ehre und Preis!!

Eine ſolche Sechsfingrigkeit erhielt ſich bei einer andern Familie in Frankreich, von Geſchlecht zu Geſchlecht. Einem der Väter dieſer Sechsfingerer ließ man bei ſeiner Geburt den ſechſten Finger wegſchneiden, dennoch aber hatten alle ſeine Kinder ſechs Finger. Die Familie Horßmann in Roſtock war auch im Fortgang der Geſchlechter, mehr jedoch nur an Zehen, geſechſtet.

Nun laſſet unſere Alleswiſſenden daher treten und uns dieſes fortwährende Abweichen von der Form, dieſes Schwanken zwiſchen Form und Unform, dieſes Wiederhineinſchlagen in die regelmäßige Urform erklären! Da werdet Ihr ja Erklärungen hören!

In England gab es vor nicht langer Zeit einen Menſchen, welcher ſchon im erſten Lebensjahre ſtarke und ſteife Stacheln über den ganzen Leib bekam — eine Art Borſten. (Porcupine Man — Kopf, Geſicht, das Inwendige der Hand, und die Flächen der Fußſohlen waren ohne Borſten und Stacheln, die überdieß allezeit in jedem Winter ſich verloren, und ſich dann gegen den Herbſt wieder erzeugten.

So hatte man auch in Deutſchland vor nicht vielen Jahren ein Mädchen, am ganzen Körper mit Haaren bewachſen, ähnlich den Haaren der Rehe. Einige einzelne kahle Flecken des Körpers waren theils ganz weiß, theils dem rohen Wildprett an Farbe ganz ähnlich.

Wie wunderbar ſind die Anlagen, die Wirkungen des Menſchenkörpers? — Und wie weiß er, was einmal hat fehlen müſſen, oder doch wirklich gefehlt hat, ſo viel und mannichfaltig zu erſetzen!

Man hat mehrere Menſchen, die ohne Arme geboren waren, aber die Gelenkigkeit des Armes trat gleichſam in die Füße.

Der Verfaſſer ſelbſt hat einige weibliche Perſonen geſehen, die ohnarmig mit den Fußzehen ſchrieben, das Papier künſtlich zuſammenfalteten, eine Piſtole losſchoſſen, und die Spindel, faſt ſo gut, wie eine ziemlich geſchickte Spinnerin zu handhaben (zu fußhaben ſollte man wohl ſagen) wußten. Aber was iſt Alles, was man auch in Deutſchland mag geſehen haben, gegen den Engländer William Kingſton.

Dieſer Menſch war ohne Arme geboren, aber ſeine Füße erſetzten dieſen Mangel vollkommen. Er ſchrieb mit denſelben ſo deutlich und geſchwind, wie Andere mit der Hand; führte mit denſelben die Theetaſſe zum Munde; bediente ſich bei Tiſche der Meſſer, Gabel und Löffel; machte ſich Feuer an; raſierte ſich; kleidete ſich an; melkte ſeine Kühe; ſattelte und zäumte ſogar ſein Pferd, und verrichtete faſt Alles mit den Füßen, was ein Anderer mit ſeinen Händen verrichten kann.

In Schweden wurde 1753 ein Knabe von armen Bauersleuten geboren, der ſtatt der Hände und Füße nur Stumpfe hatte. Der Ellenbogen des rechten Arms war mit einem Gelenk, gleichſam ſtatt des Daumens, verſehen, an welchen er eine Schreibfeder anſchnallte, und ſich eine Zeitlang mit Abſchreiben ernährte. Er wurde ſodann Gerichtsſchreiber, verdiente ſich aber bei ſeiner kärglichen Stelle noch Manches, mit Uhrreparaturen und andern Arbeiten.

Und wenn wir, wie ſich die Natur erſetzt und hilft, noch durch Fälle von Blinden, und auch Tauben wollten darlegen, wie weitläuftig müßten wir werden.

Rieſen und Zwerge.

Menſchen, die über die gewöhnliche Länge des Menſchen merklich hinausgehen, ſind wir gewohnt Rieſen zu nennen, und die weit unter derſelben zurückbleiben, — Zwerge.

Welche Verhältniſſe, wenn man ſich den längſten in unſern Gegenden bekannt gewordenen Menſchen, den Rieſen Gilly,

von etwa 9 Fuß, mit dem kleinſten Zwerg, von etwa anderthalb Fuß Höhe, neben einander denken will! — Der erſtern ſind entweder weit weniger, oder ſie ſind weniger beachtet worden, als die letztern, die vorzüglich der Ueppigkeit der Großen, einſt namentlich in Rom, dienen mußten, und von welchen wir nur einige der kleinſten anführen.

Jeffery Hudſon, ein Engländer, war in ſeinem vierundzwanzigſten Lebensjahre noch unter zwei Fuß, wurde aber, was bei Zwergen ſelten iſt, 63 Jahr alt. Der Herzog von Buckingham ließ ihn einmal, da er grade dem Hofe ein Feſt gab, in einer kalten Paſtete bei Tafel aufſetzen. Eben als der Vorſchneider den Deckel der Paſtete abhub, hüpfte er zum Schrecken deſſelben hervor, und marſchirte auf der Tafel zwiſchen den Schüſſeln umher. Wie die Albinos, leben nicht nur die Zwerge auch nur ein kurzes Leben, ſondern ſind auch, wie dieſe, meiſtentheils dumm und ſtumpfſinnig. Aber dieſer Zwerg machte, wie im Alter, ſo auch in Anſehung ſeines Verſtandes, eine Ausnahme. In einem Duell erſchoß er ſeinen Gegner, der ihn dadurch lächerlich machen wollte, daß er eine Klyſtierſpritze gegen ihn auf den Kampfplatz mitbrachte. Er ſtarb 1682.

Eben ſowohl, des gleich hohen erreichten Alters, als auch der verbildeten Arme und Füße wegen, die faſt nur Stumpfe waren, iſt der Zwerg Katozze merkwürdig, der in einem Hoſpital zu Paris ſtarb, und aus Venedig gebürtig war. Den größeſten Theil ſeines Lebens war er in Europa umhergeſchweift, hatte ſich ſelbſt, und mancherlei kleine Künſte, ſehen laſſen, z. B. mit ſeinen Stummeln Stöcke, Waffen u. ſ. w. in die Luft werfen, und ſie wieder auffangen. Da ſeine ſtumpfartigen Arme und Finger zu kurz waren, den Mund zu erreichen, würde

er nicht ſelbſt haben die Speiſen zum Munde bringen können, hätte er nicht eine beſondere Fertigkeit gehabt, mit ſeinen Kinnbacken gleichſam vorzuſchnappen, und die Speiſen zum Munde zu bringen.

In neueſten Zeiten wurde der Zwerg Ferry, aus Lothringen, vorzüglich bekannt. Man nannte ihn nachmals aus tändelnder Liebkoſung Bebe. Er wog nach ſeiner Geburt 34 Loth, und ſeine Wiege war ein Holzſchuh. Im ſechſten Jahre war er 15 Zoll hoch und 13 Pfund ſchwer, und proportionirlich gewachſen. Seine Vernunft aber war nicht mit ihm gewachſen, denn er war auch ſpäterhin ſchwerlich ſo klug, als mancher Hund. Aller Unterricht war bei ihm vergeblich, wiewohl die ſehr gebildete Prinzeſſin — die Tochter des bekannten unglücklichen und edeln Stanislaus von Polen, ſich alle Mühe gab, ihn — abzurichten. Selbſt tanzen lernte er nur, wie ein Hund oder ein Pferd es lernt, indem er ſich, eben ſo wie dieſe, nur nach den Winken des Dreſſirers (in dieſem Falle, des Tanzmeiſters) richtete. Auf der Tafel des Königs Stanislaus ſpatzierte er gewöhnlich zwiſchen den Schüſſeln und Gerichten umher, und ſein Sitzplatz war auf einer Lehne eines Armſtuhls.

Er hatte ſich einmal im hohen Graſe einer Wieſe verirrt. Da das Gras viel höher war, als er ſelbſt, mochte es ihm zu Muthe ſeyn, wie einem Menſchen, der ſich im großen Walde verirrt hat. Er ſchrie kläglich um Hülfe.

Er hatte alle Leidenſchaften eines Thieres. Da ſeine Wohlthäterin und Lehrerin, die Prinzeſſin, einen kleinen Hund liebkoſete, riß er ihn der Gönnerin, in wüthiger Eiferſucht, aus den Händen, und warf ihn zum Fenſter hinaus.

Im ſechszehnten Jahre war er 22 Zoll hoch, und wurde von dieſer Zeit an ſehr ſchwach und ungeſtalt, wuchs jedoch noch bis zum 21ſten Jahre; aber ſein Rückgrat krümmte ſich, wie bei den Greiſen; die Rippen der einen Seite wurden größer, der Kopf hing vorwärts, die Füße knickten ein, und das Schulter-

blatt ſenkte ſich. Nach dem 21ſten Jahre wurde er ſichtlich ſchwächer, verlor auch den geringen Schein von Verſtand faſt ganz, und ſtarb 1764. — Er war damals 33 Zoll hoch.

Nichts hier von der Zwerghochzeit am Hofe Peters des Erſten in Rußland, als nur ſo viel, daß er von allen Nationen und aus allen Gegenden des weitläuftigen Reichs 72 Zwerge zuſammenbrachte; nichts von den alten Sagen von einer Zwergnation, die ewig mit den Kranichen ſoll im Krieg gelebt haben, und auch von den Kimos nicht, die auf den Gebirgen von Madagaskar leben, und nicht über 3½ Fuß hoch werden ſollen, denn die Wahrheit der Nachrichten von denſelben iſt lange nicht hinlänglich erwieſen.

Zuſammengewachſene Menſchen.

Von mehrern bekannten Fällen erwähnen wir nur eines einzigen, und zwar des merkwürdigſten.

Helene und Judith wurden den 26ten Oct. 1701 in der Grafſchaft Komorrn in Ungarn geboren, waren an allen Gliedmaßen vollkommen gebildet, aber am unterſten Theil des Rückgrats mit dem Kreuzbeine ſo miteinander verwachſen, daß ſie nur Eine gemeinſchaftliche Oeffnung des Afters beſaßen. Sie hatten auch zu gleicher Zeit das Bedürfniß der Ausleerung, dahingegen eine Jede beſonders für ſich den Harn laſſen konnte. Die Geſichter ſtanden von einander abgekehrt. Helene war größer und grader gewachſen als Judith. Beide ließ ein Arzt in verſchiedenen Ländern und Städten Europa's für Geld ſehen. Sie lernten außer der Mutterſprache auch franzöſiſch und deutſch, konnten leſen, ſchreiben, klöppeln, ſtricken und waren in der Religion unterrichtet. — Oft, wenn die Eine ſchlief, wachte die Andere, und wenn die erſtere arbeitete, ruhte die zweite, und dieſe trank vielleicht wenn jene aß. Nur mit großer Unbequemlichkeit konnten ſie miteinander ſtehen und ne-

beyeinander liegen. Wie es mit dem Gehen mag ausgeſehen haben, läßt ſich denken. Wenn ſie miteinander ſprachen, wendeten ſie ſich mit gebogenen Hälſen das Geſicht zu. Sie küßten ſich oft aus Liebe, ſchlugen aber auch zuweilen tapfer mit den Fäuſten aufeinander zu. Im Streit nahm auch wohl die Stärkere die Schwächere über die Achſel, und trug ſie davon. Meiſtens waren ſie friedliebend.

Judith wurde vom Schlage gerührt, wovon ſie an Sprache und Verſtande Schaden litt. Wenn die Eine krank war, war die andere in Gemüthsunruhe, litt an Sinnenſchwäche, und ſpürte unordentliche Bewegungen im Innern des Körpers; jedoch bekam die Judith in Leipzig Erbrechen, ohne daß Helene etwas fühlte. Blattern und Maſern hatten ſie zu gleicher Zeit. Sie ſtarben 1723 im Februar, und zwar in wenigen Minuten nacheinander.

Geſchwänzte Menſchen.

Faſt gehört eine Art Hartnäckigkeit dazu, wenn man, den Berichten mehrerer ſehr glaubwürdigen Reiſenden gradezu entgegen, es leugnen will, daß es, vorzüglich auf den Inſeln um Hindoſtan, geſchwänzte Menſchen gebe. Freilich wird man wohl keine ganze Nation von ſolchen Schwanzmenſchen auffinden, aber daß man mehrere einzelne, mit kleinen kurzen Schwänzen verſehene Menſchen, namentlich auf den genannten Inſeln, getroffen hat — wie geſagt, der Zeugniſſe ſind wohl zu viel, und die Sache iſt nicht ganz ſo widerſinnig; denn die Knochen des Steißbeins, die ſich in der Regel nach einwärts krümmen, dürfen ſich nur einmal, wie bei dem Thiere, nach auswärts richten, und der Anfang zum kleinen Stutz iſt gemacht. —

Barchewitz, einer der ältern Reiſenden, ſahe eine Sklavin von Ceram, die einen Schwanz wie ein Hirſch hatte, „und wenn man ſie böſe machte, dergleichen öfters

von loſen Vögeln geſchahe, wurde der Schwanz ganz ſteif." — Formoſa beſonders iſt der Schwanzmenſchen wegen verdächtig.

Elias Heſſe ſahe in den Bergwerken auf Sumatra eine Sklavin von Formoſa, „welche gleich einer ſchändlichen Beſtie mit einem kurzen Stiel oder Ziegenſchwanze über den Hintern ausgeſchändet war." — Strauß, der 1650 auf Formoſa war, ſahe einen Formoſaner aus dem ſüdlichen Theil der Inſel, mit einem fußlangen rauch mit Haaren bewachſenen Schwanz, und ſahe ihn mehr als einmal. Er ſoll ausgeſagt haben: „Das meiſte Volk in ſeiner Landſchaft ſey alſo beſchwänzt. Doch was hieran iſt, kann ich nicht wiſſen; daß aber dieſer Mann einen Schwanz hatte, habe ich ſo deutlich geſehen, als daß er ein Haupt hatte."

Noch mehrere Zeugniſſe hier aufzuführen, wäre gegen unſern Zweck.

Dicke und ſtarke Menſchen

wollen wir einmal, wiewohl ſie grade nicht eben zuſammengehören, doch hier mit ein Paar Worten zuſammenſtellen.

Man hat Menſchen gehabt, die an 600 Pfund gewogen haben. Man kann denken, wie wohlbeleibt ſie geweſen ſeyn müſſen. — In die Weſte eines gewiſſen Engländers konnten ſich ſieben erwachſene Menſchen hineinknöpfen. Mit dieſem ſcheint der Opernſänger Nicolini in Dresden wetteifern zu können — doch wird der Vorzug ſchwerlich auf ſeine Seite ſchlagen; denn er war ein Hämling, der, wie alle verſchnittenen Thiere, viel leichter fett werden konnte! Nicolini war 3 Ellen und 4 Zoll lang, aber die Dicke ſeines Leibes betrug $4\frac{1}{2}$ Elle; ſeine Schenkel hatten anderthalb Elle Umfang, und ſein Gewicht betrug fünf und einen halben Zentner. Zu ſeinem Rock brauchte er

vierzehn Ellen des breiteſten Tuchs, und ein kleiner Mann, der aus ſeinem Nachlaß ein Paar Beinkleider erſtand, ſoll ſich daraus eine vollſtändige Kleidung haben verfertigen laſſen. Wenn er Suppe aß, mußte er ſich füttern laſſen, wie ein Kind; denn er konnte nicht die große Halbkugel ſeines Bauchs ſo leicht umſeegeln, daß er nicht Vieles verſchüttet hätte. Vor vielen Thüren mußte er wieder umkehren, weil es unmöglich war hineinzukommen. Vor allen baufälligen Häuſern und vor allen hölzernen Treppen hütete er ſich mit Recht. Hatte er mit den Bewohnern eines ſolchen Hauſes etwas zu ſprechen, ſo bat er ſie, zu ihm in den Hof oder auf die Hausflur hinabzukommen. Im Sommer war er, der Kühle wegen, am liebſten in der Kirche. Er wurde 54 Jahr alt. Sein Sarg mußte auf einen ſtarken Frachtwagen in die Queer geſetzt werden.

Wollten wir die Liſte aller durch ihre Stärke bekannt gewordenen Menſchen aufführen, ſo würde es, ohne unſerm Zweck zu nützen, ermüden.

Der Engländer Topham zerbrach einen Beſenſtiel von der größeſten Dicke dadurch, daß er denſelben gegen ſeinen Arm ſchlug. Er hob zwei Oxhoft Wein (alſo 6 Eimer) von der Erde auf; hob ſein Pferd über den Schlagbaum hinüber, wo man Zoll geben mußte, und ſtand mit einem großen Hausbalken vor einem Hauſe, wie wenn ein Soldat mit ſeiner Flinte Schildwache ſteht. Er ſchien nicht ſtärker als ein anderer Menſch, aber ſeine Muskeln waren viel ſtärker. Eine dicke zinnerne Schüſſel rollte er ſo zuſammen, wie ein Anderer ein Papier (— eben ſo, wie der unter dem Namen Auguſt der Starke bekannte König von Pohlen und Churfürſt von Sachſen —); hielt mit Einem ausgeſtreckten Arm einen ſtarken zinnernen Krug, und drückte ihn zuſammen, als ob es eine Eierſchale wäre; hob mit ſeinem kleinen Finger eine Laſt von 20 Zentnern auf, und zerriß einen Strick, der 200 Zentner tragen konnte. Mit einem Einzigen Schlage

ſeiner Fauſt tödtete er einen Ochſen, und bog einen eiſernen zollſtarken Riegel, gleichſam zum Armband, um ſeinen Arm.

Er war von friedlicher Gemüthsart, daher ſich denn auch ungeſchliffene Menſchen zuweilen an ihn machten. So beleidigte ihn in einem Wirthshauſe ein Stallknecht, mit welchem er in der Küche war. Er ergriff einen ſtarken Bratſpieß, wand dieſen dem Händelſucher ſo um den Hals, als ob es ein Halstuch wäre, und ließ, zum Gelächter aller Anweſenden, die Spitze vorweg ins Freie hinaus ſtehen. Da man ihn bat, rollte ſeine Gutmüthigkeit das Halsgeſchmeide ſogleich wieder ab.

Hätte dieſer Mann ſeine gewaltige Stärke verheimlichen und ein Ringer oder Fauſtkämpfer (Boxer) werden wollen, die berühmteſten Kämpfer Englands wären mit Einem Schlage zu Boden geſtreckt worden, und er ſelbſt hätte in ſehr kurzer Zeit, durch Wetten, ein reicher Mann werden können.

Durch ſeine entſetzliche Stärke hatte der kühne Herzog, Gottfried von Bouillon, die Sarazenen in Furcht und Schrecken geſetzt. Zwei Kameelen hieb er, jedem mit Einem Hiebe, den Kopf ab. Einmal — ſo erzählt man — hat er einem Sarazenen, der, auch im Vertrauen auf ſeine Stärke, ihn angriff, den Leib queer über dem Nabel durchgehauen. Die obere Hälfte fiel herab, die untere blieb auf dem Pferde ſitzen, welches in die Stadt ſprengte, und Grauſen und Entſetzen verbreitete.

Barſabas, ein franzöſiſcher Offizier aus älterer Zeit, kam zu einem Schmidt, dem er unter ſeinem Mantel eine zerbrochene eiſerne Schiene brachte, die wieder zuſammengeſchweißt werden ſollte. Der Schmidt will dazu nur ein Werkzeug aus ſeiner Stube holen. Während deſſen hebt der ſtarke Mann den Ambos des Schmidts auf, und nimmt ihn unter ſeinen Mantel. Mit Entſetzen vermißt der zurückkehrende Schmidt den Ambos, den nothwendig ein böſes Weſen muß fortgeführt haben, da er doch nicht wie ein Strohhalm weggetragen, oder verborgen werden konnte. Und obſchon nun Barſabas den Ambos wieder

hinſetzt, weiß der Schmidt doch nicht, ob Alles mit rechten Dingen zugeht?

De Molain, mit dem Zunamen der Eiſenbrecher, war in der bekannten, nun ſchon ſeit länger als zwei Jahrzehnten zerſtörten Baſtille verhaftet. Eine armſtarke, vierfach in einander verſchlungene Kette riß er mit großer Leichtigkeit aus der dicken Mauer, und zerſchmiß ſie in Stücken. — Da ihm der Wärter, um ihn zu demüthigen, ſein Eſſen nicht gebracht hatte, ſprengte er, blos mit ſeinen Händen, die einen halben Schuh dicke, vom beſten Holze gearbeitete, mit ſtarken, faſt armsdicken eiſernen Riegeln verſehene Thüre; ſodann die zweite. Nun rief er mit Donnerſtimme dem Wärter zu: „Komm! bring Eſſen, oder ich ſprenge die dritte Thür." — Der Wärter kam zwar, aber mit vier baumſtarken Soldaten, zehn Schergen, einer ungeheuren Kette und dem Schlöſſer, ihn feſt zu ſchmieden. Der Major, der Hauptmann und die Trabanten der Baſtille waren hinter dieſem Vortrab her, alle mit großen Knütteln verſehen. Molain lacht, und droht, wo ihn Einer ſchlagen würde, ihnen allen die Hälſe zu brechen. Wolle man ihn ehrlich und ordentlich behandeln, ſo werde er ſich ruhig verhalten. Gutwillig ließ er ſich jedoch von zehn Mann halten und in die ſtärkſten Feſſeln legen, und nachdem das geſchehen war, ſagte er: „Nehmt mir gutwillig die Ketten ab, oder ich werfe den Thurm (in welchem er ſaß) über den Haufen. Man lachte ihn aus; aber in einer Stunde hatte er ſchon ſeine Ketten zerbrochen, und arbeitete damit das ſtärkſte Mauerwerk los. — Mächtige Steine, die drei Mann kaum erheben konnten, brach er heraus, und der Thurm wurde heftig erſchüttert. Den Gefangenen, in den nächſt anliegenden Behältniſſen, wurde es ſehr angſt, und ſie baten ihn, da die Schildwache nicht auf ihr Angſtgeſchrei gehört hatte, höchſt flehentlich, mit ſeinen Arbeiten abzulaſſen. Niemand wollte, was geſchehen war, eher glauben, bis ſich den andern Tag die gewaltigen Lücken fanden. Der

Gouverneur der Baſtille ſelbſt mußte ihn, wegen ſeiner beſſern Behandlung, die höchſten Betheurungen thun, ehe er verſprach, ruhig zu ſeyn. Sechs Männer waren eine ganze Woche mit Fortſchaffen der Steine beſchäftigt, die er in vier Stunden losgebrochen hatte.

Viel und Mancherlei könnte hier noch beigebracht werden, was zwar Alles zur Kenntniß des Menſchen taugte, aber für unſern Zweck doch ſehr entbehrlich iſt — Krankheiten des Menſchen — Taubſtumme — Nachtwandler u. dgl. — Wir laſſen es billig weg. — Nur das Folgende darf hier nicht ohne Stelle bleiben.

Verwilderte Menſchen.

Menſchen, die ganz einſam und von allen andern Menſchen völlig abgeſchieden leben, ſind eine große Seltenheit, denn der Menſch iſt dazu gemacht, ſich zu ſeines Gleichen zu geſellen, und nur in der Geſellſchaft mit ihnen entwickeln ſich ſeine Kräfte; wo aber durch Zufall und Schickſale einige Menſchen lange hatten einſam ſeyn müſſen, z. B. wenn ſie auf wüſte Inſeln verſchlagen waren, verlernten ſie auch ſogar das Sprechen, ganz ohne Zweifel aus Mangel an Uebung. Wo aber junge Menſchen durch unglückliche Schickſale frühzeitig den Aeltern waren abhanden gekommen, waren ſie den Thieren mehr, denn den Menſchen ähnlich geworden, und, was allerdings höchſt bemerkenswerth iſt, nicht nur der eigentliche menſchliche Verſtand fehlte ihnen, ſondern ſelbſt der aufrechte menſchliche Gang; denn mehrere ſolcher verwilderten Menſchen gingen auf allen Vieren.

Auf zwei Umſtände muß man vorzüglich ſein Augenmerk richten — Einmal, wie gefügig und geſchmeidig die körperliche Natur des Menſchen iſt, gleichſam in alle Sättel gerecht, wenn man dem Verfaſſer dieſen alten, aber ſo klaren Ausdruck verzeihen will; ſodann aber, wie wenig die geiſtige Natur des Menſchen nicht iſt, ſondern wird, wenn der Menſch nicht früh

erzogen — zur Sprache, Geſelligkeit, — kurz, zum Menſchenthum, durch Zucht und Unterricht (Erziehung) gewöhnt wird.

Bei einem Knaben in Irland, der früh von ſeinen Aeltern abgekommen war, war die Stirne flach, das Hinterhaupt erhöht, die blökende Kehle weit, die dicke Zunge am Gaumen angewachſen, und überhaupt die ganze Bildung ſo, wie man dieſelbe bei vierfüßigen Thieren findet. — Ein dergleichen Mädchen in den Niederlanden, das aber doch noch aufrecht ging, hatte eine braune, rauche und dicke Haut, und langes, dickes Haar. — Am merkwürdigſten bleibt immer das wilde Mädchen aus Champagne, das die Bäume wie eine Katze hinaufkletterte, in den Teichen wie eine Otter ſchwamm, und ſich mit einem Prügel oder Baumaſt gegen die ſtärkſten Hunde wehrte. Es hatte ein ſchmutzig ſchwarzes Ausſehen, ſtarke Finger und lange Nägel; beſonders waren die Daumen ſo ſtark verlängert, daß ſie ſich mit denſelben, wie ein Eichhorn, von Baum zu Baum ſchwingen konnte. Der Gang dieſer Perſon hatte etwas Eigenes, und war mehr ein Laufen als ein Fortſchreiten, und es war, als ob man keine Bewegung an den Füſſen unterſcheiden könnte. An Sprache war, wie bei allen ſolchen Verwilderten, keineswegs zu denken; ihre Stimme war fein und ſchwach, aber ihr Geſchrei entſetzlich durchdringend. Sie war eben ſo behende als ſtark; ihre Nahrung war blutiges Fleiſch und rohe Fiſche, Wurzeln und Blätter, von der ſie ſich nicht entwöhnen ließ. Der gewöhnlichen ihr widrigen Menſchenkoſt, und dem Eingeſperrtſeyn im Zimmer ſuchte ſie immer zu entfliehen, und verfiel auch, eben weil man ſie zu dieſer Koſt genöthigt hatte, in eine tödtliche Krankheit, von welcher ſie nur durch das Saugen warmen und friſchen Blutes gerettet werden konnte. Zähne und Nägel fielen ihr bei der ihr unangemeſſenen Speiſe aus; Magen, Eingeweide und Gurgel zogen ſich mit entſetzlichen Schmerzen zuſammen, und der Gaumen war ausgetrocknet. Mit aller Mühe war das unglückliche Mädchen nicht aus dem Zuſtande der Thierheit zu retten, und zur Vernunft und Sprache zu bringen, und ſtarb auch in kurzer Zeit.

Mit manchen andern früh verwilderten Menſchen hatte es eine ganz ähnliche Bewandniß.

Dritte Abtheilung.

Die Thiere.

1. Die Affen.

Wie ähnlich dieſe Thiere dem Menſchen ſind, wie widrig ähnlich könnte man ſagen, weiß Jedermann. Am meiſten aber iſt, ſowohl im Innern als im Aeußern der Orang-Utang dem Menſchen ähnlich, daher denn auch manche Negervölker gar keinen Zweifel daran haben, daß dieſes Geſchöpf ein wirklicher und wahrhaftiger Menſch ſey, der nur aus hartnäckigem und klugen Trotz nicht ſprechen wolle, damit man ihn nicht zur Dienſtbarkeit und knechtiſchen Arbeit zwinge.

Das Gehirn dieſes Affen hat die Geſtalt des unſern; ſein Geſicht iſt dem menſchlichen Geſichte ähnlich; ſein Schädel iſt auch dem unſrigen ähnlich geſtaltet, ſeine Bruſt iſt breit, ſeine Schultern ſind platt, und Herz, Lunge und Leber, Milz, Magen und Eingeweide ſind wie bei dem Menſchen.

Ein ſehr achtungswerther engländiſcher Naturforſcher (Tyſon) hat achtundvierzig Stücke aufgefunden, in welchen er mehr unſerm Geſchlecht als ſeinen eigenen Verwandten, den übrigen Affenarten, gleichet. Mag es auch ſeyn, daß derſelbe ein wenig allzuſorgfältig nach Aehnlichkeiten geſucht hat; merkwürdig bleibt das gewiß immer. Selbſt die Verrichtungen, die Thorheiten, die Laſter, die man von ihm erzählt, machen ihn dem Menſchen ähnlich, und vielleicht auch die mehrmals von ihm und andern Affenarten behauptete, aber freilich immer noch nicht ganz ausgemachte periodiſche Krankheit (Menſtruation), von welcher wir an allen andern uns bekannten Thieren keine Spur finden.

Das Affenweibchen, welches der Naturforſcher Bontius beſchrieb, war ſchamhaft, und bedeckte ſeine Schaam mit der Hand, wenn ein Fremder hereintrat; es ſeufzte, es weinte.

Die Affen an den Küſten Guinea's, die uns Battel beſchreibt, dieſer aufrichtige Erzähler, gehen in Geſellſchaften aus — wie denn die Affen überhaupt eine geſellſchaftliche Ordnung halten, bewaffnen ſich mit Prügeln und Baumäſten, ſchlagen nicht nur auf Menſchen zu, ſondern vertreiben ſelbſt den Elephanten aus ihren Bezirken. Die Neger, welche ſich um ein Feuer geſetzt haben, werden von ihnen vertrieben, damit ſie ſelbſt des Feuers wohlthuende Wärme genießen können; aber, weil ſie nur Affen ſind, haben ſie doch nicht Verſtand genug, nachzulegen, und das Feuer zu unterhalten, ſondern gehen davon, wenn es verlöſcht iſt.

De La Broſſe's Affe ſetzte ſich zu Tiſch, bediente ſich der Serviette, des Meſſers und der Gabel, zürnte und trauerte wie ein Menſch.

Und nicht nur die große Liebe der Mütter zu ihren Kindern, die Art, dieſelben in allen Künſten und Schelmereien des Affenlebens zu erziehen, ſogar, wie man erzählt, dieſelben für ihre Vergehungen abzuſtrafen; nicht nur die Ordnung auf ihren Zügen, die Schildwachen, die ſie beim Plündern und Stehlen ausſtellen, die Beſtrafung derſelben wegen vernachläſſigter Wachkeit — Beſtrafung oft mit dem Tode — ihre Liſt und ihre Bosheit allzumal, ſondern ſelbſt ſogar die merkliche Neigung zu ſtarken Getränken, und eine Reihe anderer Züge, machen ſie den Menſchen ſo ähnlich.

Aber der Affe bleibt immer nur ein Affe und der Menſch bleibt Menſch.

Wir wollen übrigens nicht erörtern, wie auch andere Thiere von mehr als einer Seite den Menſchen ähnlich ſind, ſondern blos fragen: woher es denn kommt, daß der Orang-Utang immer noch ein Affe iſt, und kein Menſch, wenn die Behauptung ei-

niger Ueberweiſen Grund hat, daß ſelbſt aus einem Pudel, den man nur zuerſt aufrecht gehen lehrte, *) im Verlauf mehrerer Generationen ein Menſch werden müſſe; und woher es kommt, daß noch kein Affe ſprechen gelernt hat, wiewohl die Organe des Sprechens beim Orang-Utang den menſchlichen ſo ähnlich ſind?

Der Orang-Utang hat lange Arme, große Hände, kurze Schenkel und große Füße mit langen Zehen; jedoch iſt ſein Daumen — die große Zehe des Vorderfußes — nur klein. Der Hinterleib iſt hager, das Knie im Verhältniß breiter als bei dem Menſchen, und die das Knie bewegenden Muskeln ſitzen tiefer im Schenkelbein, woher er denn nie ganz völlig aufrecht ſtehen lernen kann. Der Kopf des Schenkelknochens hängt ohne Band in der Pfanne; die fünf letzten Halswirbel haben lange und ſpitze Fortſätze, daher er den Kopf nicht zurückbeugen kann; der Hals iſt kurz und die Schlüſſelbeine lang, daher der Kopf zwiſchen den Schultern zu ſtecken ſcheint; die Kinnladen ragen hervor, die Naſe iſt platt, die Augen ſtehen dicht aneinander, und man ſieht um den Stern herum kein Weißes; der Mund aber wird groß, der Bauch dick, die Brüſte ſind lang, der Rücken faſt wie gebrechlich; die Ohren ſind nicht wie beim Menſchen, ſondern wie bei dem Thiere. — Mehrere andere Dinge verſchweigen wir, da dieſe hinreichen, dieſes verzerrte Menſchenbild von ſeinem Original zu unterſcheiden.

Die menſchenähnlichen Affen wurden ſelbſt einmal in Europa für eine Abart Menſchen gehalten, bis man große und weſentliche Verſchiedenheiten entdeckte.

*) Man hat behauptet, was den Affen hindere, Menſch zu werden, liege blos daran, daß ſeine Glieder und Muskeln nicht hinlänglich genug zum aufrechten Gang eingerichtet ſeyen. — Es möchten ſich aber wohl dergleichen Hinderniſſe mehrere finden. S. den Text.

Die Stirn iſt behaart, der Scheitel flach, das Maul ſteht von den Augen weit ab, und ſtatt des Geſichts haben ſie mehr eine Schnautze. Ihr Hirn iſt kleiner, die Spitzzähne ſind länger, als die vier Vorderzähne (die Backenzähne ſind ſtumpf); die Waden fehlen; Arme und Finger ſind ſehr lang; die Daumen kurz; und mehrere haben Beutel im Munde, oder ſogenannte Backentaſchen, wie die Hamſter, um Speiſen darin fortzutragen und eine Zeitlang aufzubewahren, oder auch die Speiſen vor dem Verzehren erſt darin aufzuweichen.

Sie ſind liſtig, ſchlau, gewandt; in Gebehrden, Mienen, Leidenſchaften dem Menſchen ſehr ähnlich; boshaft, wie ein entarteter Menſch; höchſt geil; und zum Theil ſo verwegen, daß ſie in die Wohnungen der Menſchen kommen und viel Unheil anrichten, Dächer abdecken, Kinder forttragen, Gefäße zerſchmeißen u. ſ. w. Mehrere Völkerſtämme fürchten ſie wegen ihrer Bösartigkeit und Rachſucht. Doch dieſer Vorwurf trifft nur einige unbändige und wilde Arten, die, wenn ſie nur im mindeſten beleidigt oder geneckt werden, ſogleich zürnen, drohende Gebehrden machen, mit den Zähnen knirſchen, mit den Lippen wackeln, und gern angreifen möchten; andere Arten hingegen ſind überaus ſanft, und laſſen ſich, zumal wenn ſie in der Jugend dazu angehalten werden, ſehr leicht zu Allem gewöhnen. Viele, ja die meiſten Arten leben in Geſellſchaften zuſammen, dahingegen andere denn doch einzeln und abgeſondert leben. — Monogam ſind wohl die meiſten.

Man rechnet jetzt über 70 verſchiedene Arten von Affen, und es iſt die Frage, ob man nicht deren noch eben ſo viel, oder vielleicht mehr noch entdecken werde? denn wie viele Stellen der Erde ſind uns noch immer unbekannt. Wir kennen ja von ſo vielen Ländern nur die äußerſten Ränder.

Wir quälen uns auch nicht mit der Abtheilung derſelben, die, zumal bei ſo großem Mangel an Beſtimmtheit, hieher nicht ge=

hört. — Zwei Hauptgattungen — geſchwänzte und ungeſchwänzte Affen — kann man annehmen. —

Oder aber, man nennt eigentliche Affen: die keinen Schwanz haben, leicht aufrecht, zumal mit Hülfe eines Stocks gehn, leicht nachahmen, am Hintern fleiſchig und übrigens ſanft ſind; — tückiſche Paviane, die mühſam aufrecht gehn, und kurze Schwänze haben — und Meerkatzen, deren Schwänze meiſtentheils länger als ihr Körper ſind, und von denen die eine Art, mit ſogenannten Wickelſchwänzen, mit welchen ſie, faſt wie mit Händen, anfaſſen, die bösartigſten und gewandteſten ſeyn ſollen.

Oder aber: man ſpricht von Affen ohne Schwanz mit flachem Geſichte; von Affen mit kurzen Schwänzen, kahlen Geſäßſchwielen und Backentaſchen; Affen mit langen Schwänzen, und Geſäßſchwielen und Backentaſchen, wie bei den vorigen; Affen mit langen Wickelſchwänzen ohne Schwielen und Taſchen; und Affen mit langen aber ſchlaffen Schwänzen, ebenfalls ohne Schwielen und Taſchen, und alſo wohl mit den vorigen zu einer Familie gehörig. —

Die kurzſchwänzigen Affen heißen gewöhnlich Paviane; die mit langen Wickelſchwänzen nennt man Meerkatzen. *)

Die Heimath dieſer Geſchöpfe ſind die wärmſten Gegenden Aſiens, Afrika's und Amerika's, oder die tropiſchen Gegenden (Gegenden zwiſchen den Wendekreiſen), wo ſie in ganzen Heeren die Wälder bevölkern, und da und dort Nächte lang auf den Bäumen plappern und ſchreien.

Ihre Nahrung ſind Baum- und Feldfrüchte, Pflanzen, Vogeleier, und dergl. Mit wunderſamer Schlauigkeit und Liſt wiſſen ſie ſich dieſelben zu verſchaffen, und werden dadurch den

*) Mit ähnlichen Auseinanderſetzungen wird fernerhin der Vf. die Leſer möglichſt verſchonen. Mehrerer Urſachen wegen waren dieſe hier nothwendig. — Aber man kann nicht über Alles Rede und Antwort — da geben, wo es der Raum hindert.

Obſt- und Reißpflanzungen höchſt verderblich. Doch iſt der Affe nicht ſchlau genug, ſich vor der Sklaverei des Menſchen zu retten, denn Alles, was ihm gefällt, thut er, und Alles ahmt er nach. Grade dieſe Nachahmungsſucht lockt ihn in ſein Verderben, in die Fallen, die ihm vom Jäger geſtellt werden. — Man zieht z. B. ein Paar Stiefeln an, ſo daß es Hans Affe ſieht, zieht ſie wieder aus, und ſetzt ſodann ein Paar andere Stiefeln hin, die inwendig mit Pech oder Harz beſtrichen ſind, und entfernt ſich. Der Affe muß ja nachahmen, kommt von ſeinem Baum herunter, giebt ſich viel Mühe, die Stiefeln anzuziehen, und bleibt — darin ſtecken.

Oder: man wäſcht ſich, geht fort und läßt ein Gefäß mit Leimwaſſer zurück, in welchem ſich der Affe nachher auch wäſcht, und ſomit die Augen verkleiſtert, ſo, daß er beim nunmehrigen ungewiſſen Umhertappen leicht kann gefangen werden. — Eben ſo hat man Fälle, daß Affen das Barbieren ihrer Herren nachahmten, und ſich die Kehle abſchnitten.

In der Kunſt recht kläglich zu ſchreien ſind die Affen beſonders ſtark, und wenn ſie einen Schaden angerichtet haben, ſo ſchreien ſie. Die Baris in Afrika lernen ſehr leicht Waſſer in kleinen Krügen aus einem Fluſſe herbeitragen, aber nimmt man ihnen nicht gleich bei der Hausthür das Gefäß ab, ſo iſts mit ihrem Verſtande zu Rande, ſie laſſen das Gefäß täppiſch fallen, und iſt nun daſſelbe zerbrochen, oder auch nur das Waſſer verſchüttet, ſo erheben ſie ein gewaltiges Heulen und Schreien.

In einigen Gegenden Hindoſtans gelten die Affen faſt als göttliche Weſen, und daher dürfen ſie ungeſtraft alle Frechheit und allen Muthwillen verüben, nur ſucht man ihre Geilheit, die bei Weibern und Mädchen Ehemänner und Liebhaber zu erſetzen ſucht, möglichſt zu verhüten. — In Hinterindien hat man verſchiedene Tempel, wo das Bildniß eines Affen die Hauptgottheit darſtellt, und andächtig verehrt wird. (Der Ho-

nymann oder Affengott in Hinterindien kommt dort ſelbſt überall in Schauſpielen vor.)

Wie unverſchämt müſſen ſie, wie ſorglos aber, oder wie andächtig die Menſchen ſeyn, da die Affen haufenweiſe in die Städte einziehen, Häuſer ausplündern, und von Niemandem gehindert werden. In Calcutta hat man um ihrentwillen Gitter vor den Fenſtern angebracht. In den bekannten Thierhospitälern Hindoſtans, wo ſelbſt für Flöhe, Wanzen und Läuſe geſorgt iſt, hat man inſonderheit auch für die Affen und nicht blos für die kranken und lahmen Affen geſorgt, ſondern ſelbſt die geſunden werden hier hinlänglich gepflegt, wenn es ihnen anders gefällt, dort zu bleiben.

In Amadabad, der Hauptſtadt des ehemaligen Guzuratte, wo die Hindus noch 1760 drei große Thierhospitäler hatten, verſammelten ſich ſonſt die Affen aus der Nachbarſchaft auf den Straßen, und ſtiegen auf die platten Dächer, ſtreckten ſich daſelbſt recht gemächlich und behaglich aus, und die Einwohner waren ſehr beſorgt, daß es dieſen verehrten Thieren ja nicht an Reiß, Hirſe, Obſt u. ſ. w. auf ihren Dächern fehle. Hatte man einmal unterlaſſen, dieſen Unbändigen die erwarteten Gaben zu bereiten, ſo wurden ſie wüthend, deckten die Dächer ab, und verwüſteten ſo viel nur immer möglich war. — Freilich nur bei den ſanften, gutmüthigen Hindus, die den Mord des kleinſten Thieres ſcheuen und ſelbſt ſogar mit Gelde ſtrafen, war dieſes möglich; bei den Europäern würde Feuergewehr die Unverſchämten ſchon in Ordnung und Zucht gehalten, und dem alten Herkommen ein Ende gemacht haben.

Als nach Entdeckung des Waſſerweges nach Oſtindien die damals ſo heldenmüthigen Portugieſen die Inſel Ceylon eroberten, und folglich auch ausplünderten, fanden ſie in einem der Tempel, die den Affen geweiht waren, ein kleines goldenes Käſtchen, in welchem ſich ein Affenzahn befand, für welchen man 700,000 Dukaten bot, falls man denſelben zurückgeben wollte. —

Der Vicekönig befahl, dieſen Zahn zu verbrennen, denn er wollte, im heiligen Eifer den abgöttiſchen Aberglauben der Eingebornen vernichten (wie er glaubte), aber drei Jahre darauf fand ein Menſch einen ähnlichen Zahn, gab ihn für den vormaligen aus, und erhielt dafür von den Prieſtern recht gern 60,000 Thlr.

Laſſet uns jetzt zu einigen einzelnen Arten übergehn.

Der Orang-Utang, der Jokko, der Pongo, die Schimpanſe

ſind zur Zeit noch nicht hinlänglich unterſchieden. Alle drei ſind dem Menſchen ſehr ähnlich, und vielleicht nur Spielarten einer und derſelben Art. Man nimmt an, daß der Pongo die größere, der Jokko aber die kleinere Art des Orang-Utangs ſey. Allzumal nennt man ſie Waldmenſchen, und dieſes beſagt eben der malayiſche Name Orang-Utang, und ſie gehören auch allzumal zu den ungeſchwänzten Affen.

Der meiſtens dunkelbraune Orang-Utang eben iſt es, der mit dem Menſchen die meiſte Aehnlichkeit hat *), namentlich der Orang-Utang von Guinea, oder der Pongo, der faſt ſo groß als ein Menſch wird, und ſo ſtark ſeyn ſoll, daß er den größeſten Menſchen ohne große Mühe niederwirft, daher ihm denn auch die Neger ganz klüglich aus dem Wege gehen.

Wie er geſtaltet iſt, wie im Innern und Aeußern ſeine Aehnlichkeit mit der Geſtalt des Menſchen ſo groß ſeyn ſoll, iſt bereits erwähnt, eben ſowohl als ſeine Unähnlichkeit mit dem Menſchen.

Der Orang-Utang hat eine Rippe mehr als der Menſch (er hat 13 Rippen).

*) Daß des Thieres Sprachwerkzeuge ganz die nämlichen ſeyn ſollen, wie bei den Menſchen, wird von Einigen geleugnet. So viel iſt gewiß, daß ein oder zwei häutige Beutel die Luft der Lunge gleichſam auffangen, bevor ſie ſich zur Stimme bilden kann.

In Niederguinea halten ſich dieſe Thiere in den dickſten Wäldern auf den höchſten Bäumen auf. Sie ſind ſehr geſchickte Kletterer. Battel verſichert ſogar, daß ſie ſich zu ihren Wohnungen Baumzweige zuſammen flöchten, und zwar ſo geſchickt, daß ſie hinlänglich gegen die Sonne geſchützt wären. (Es iſt wohl etwas ſchwer zu glauben! Der ſonſt ehrliche Battel kann ſich leicht geirrt, und Naturwerk für Affenkunſt angeſehen haben.) Man fängt ſie, indem man Früchte an den Fuß der Bäume hinlegt, und Schlingen darunter oder daneben verbirgt. Wiewohl bei vielen Negervölkern und Amerikanern Affenfleiſch ein leckerer Biſſen iſt, pflegt man doch dieſe Affen nicht leicht zu eſſen, ſondern verkauft ſie lieber an die Europäer.

Wir haben ſchon erwähnt, daß ſie zuweilen den Neger tüchtig ausbläuen, namentlich wenn ſie Einen allein im Walde antreffen; daß ſie hingegen gegen die Negerinnen ſich artiger betragen ſollen, liegt in der Natur des männlichen Geſchlechts dieſer und auch noch anderer Thiere. Ob ſie aber zuweilen Negerinnen einfangen, dieſelben bei ſich behalten, ſie mit dem Beſten beköſtigen, und Jahre lang mit ihnen, als mit ihren Frauen, leben, ja ſogar zuweilen mit ihnen Kinder (oder vielmehr wohl Ungeheuer) erzeugen — die denn alſo aus einer wahrhaft wilden Ehe erzeugt wären — läßt der Verfaſſer dahingeſtellt ſeyn. Daß ſie — aus wahrer Affennatur — junge Negermädchen forttragen, und auf die Bäume hinaufſchleppen, wo man ihnen dieſelben nur mit Noth und Mühe entreißen kann, verſichern mehrere Reiſebeſchreiber, und iſt eher glaublich.

Die Männchen überlaſſen den Müttern die Jungen, um dieſelben aufzuerziehen, nämlich nicht nur dieſelben zu ernähren, ſondern auch zu aller Liſt und Kunſt ſchelmiſcher Affennatur zu gewöhnen. So lange die Jungen geſäugt werden, tragen ſie die Mütter, und zwar aufrecht *). Die Jungen halten ſich mit Händen und Füßen an den Alten an.

*) So wird vorgegeben! —

Von der Fortpflanzung weiß man nicht mehr, als daß die Affin ein oder zwei Junge zur Welt bringt. Dieſe ſind in wenigen Jahren völlig ausgewachſen, wenn ſie in ihrem Vaterlande bleiben, und mithin reicht ihr Lebensalter nicht an das Lebensalter der Menſchen, der bekannten und naturhiſtoriſch meiſtentheils bewährten Annahme zufolge, daß das Alter eines Geſchöpfs in dem Verhältniſſe länger oder kürzer dauert, als es ſich langſamer oder ſchneller ausbildet.

Es iſt ſehr zu bedauern, daß die nach Europa gebrachten Orang-Utangs, die man freilich alle jung gefangen hatte, — denn die Alten ſind wild und unbezähmlich — trotz der ſorgfältigſten Pflege, bald wieder ſtarben. Man hat daher auch nicht abſehen können, ob nicht vielleicht der Jocko mit dem Pongo ein und daſſelbe Geſchöpf ſey.

Wie wild und verwegen auch der erwachſene Orang-Utang allgemein beſchrieben wird, ſo hat man doch die im zahmen Zuſtande, eben darum ohne Zweifel, weil ſie jung eingefangen waren, allezeit ſanft, ſtill und ernſt gefunden. Von der Wildheit und Ausgelaſſenheit der Paviane und Meerkatzen hat man an demſelben nichts bemerkt, und wenn man bei andern Affen die Peitſche nöthig hatte, um ſie zur Ordnung und Gebühr zu bringen, reichte bei dieſem ein Wink, ein Wort hin.

Eine bemerkenswerthe Eigenheit iſt es, daß ſich dieſer Affe mit ſeinen Hinterfüßen, wie die Meerkatze mit ihrem Schwanze, an einen Baumaſt ſoll anhängen, und auf den nahſtehenden Baum hinſchwingen können.

Einige Anekdoten gehören noch hieher. Der berühmte Naturforſcher, Graf Büffon in Frankreich, der Oberaufſeher des königlichen Gartens, und der in demſelben befindlichen Menagerie, beobachtete einen ſolchen ſanften Orang-Utang, der, auch wenn er ſchwere Sachen trug, beſtändig aufrecht ging. Zuweilen hob er ſeine Hand — die Vordertatze —

auf, um die Fremden zu bewillkommnen, die das Verlangen, ihn zu ſehen, herbeigelockt hatte, und ging mit ihnen ganz gravitätiſch auf und ab. Er ſetzte ſich zu Tiſche, bediente ſich der Serviette, die er zuvor auseinandergelegt hatte, und mit welcher er ſich den Mund — das Maul ſollte man ſagen — wiſchte. Der Löffel und Gabel bediente er ſich, um Speiſen damit in den Mund zu ſtecken. Er ſchenkte ſich nicht nur ſein Glas ein, ſondern ſtieß auch damit an, wenn er dazu aufgefordert wurde, holte auf Verlangen Taſſe und Präſentirteller, ſetzte dieſe Sachen auf den Tiſch, goß Thee ein, that Zucker dazu, und ließ es klüglich erſt hinlänglich erkalten, ehe er es genoß. Er that das meiſtentheils zufolge der Winke ſeines Herrn, zuweilen aber auch ungeheißen.

Keinem that dieſer Orang-Utang etwas zu Leide, vielmehr näherte er ſich den Menſchen mit einer Art Ehrerbietung, und kam oft mit ſolcher Art zu ihnen hin, daß das Verlangen, geliebkoſ't zu werden, ziemlich deutlich ausgedrückt war. Näſchereien und Süßigkeiten liebte er ſehr. Man nahm an — wahrſcheinlich wohl ein wenig zu voreilig — daß grade dieſe Sachen zum Tode dieſes bruſtſchwachen und mit ſtarkem Huſten geplagten Thieres beigetragen hätten. Nur einen einzigen Sommer lebte das Geſchöpf in Paris; der Winter brachte ihm ſeinen Tod. Seine Nahrungsmittel beſtanden faſt aus allem, was Menſchen genießen, doch zog er friſche und trockne Früchte den übrigen Nahrungsmitteln vor; auch ließ er den Wein, den er trank, gegen Milch und Thee gern ſtehen.

Andere Orang-Utangs, die in die Hände der Europäer fielen, waren in ihrem Naturell und Betragen dem eben beſchriebenen überaus ähnlich. Vor etwas mehr als hundert Jahren wurde einer nach London gebracht. Der Beſchreiber deſſelben ſagt aus, es ſey ein überaus artiges und liebenswürdiges Geſchöpf geweſen. Diejenigen Menſchen, welche er auf dem Schiffe kannte, mit welchem er ankam, umarmte er mit großer Zärt-

lichkeit, dahingegen er mit andern Affen, die ſich mit ihm zu gleicher Zeit auf dem Schiffe befanden, ſo ungern zu thun hatte, daß er ihnen überall auswich. Anfangs trug er die Kleider, die man ihm anlegte, nur zuweilen, gewöhnte ſich aber zuletzt ganz und ſo ſehr daran, daß er dieſelben ſich zum Theil allein anzog; diejenigen aber, mit welchen er nicht konnte fertig werden, brachte er Jemandem zu, damit ihm dieſer helfen möchte. Er legte ſich ins Bette, mit dem Kopfe auf ein Kiſſen, und deckte ſich mit einer Decke zu, um recht warm zu liegen.

Wieder erzählt man von andern Orang-Utangs, ſie hätten ſich durch ihre Stimmen oder Laute vernehmlich gemacht, wenn ſie von den aufwartenden Schiffsjungen etwas verlangten, und, wenn dieſe jungen Burſchen ihnen nicht ſo ſtracks zu Willen waren, wurden ſie ſehr böſe, ergriffen dieſelben beim Arme und biſſen ſie. — Man hatte ein Paar ſolcher Thiere auf einem Schiffe. Das Männchen wurde krank, und ließ ſich pflegen wie ein Menſch. Da es in ſeiner Krankheit zweimal am rechten Arm zur Ader gelaſſen war, und ohne Zweifel ſich darauf beſſer befunden hatte, kam es nachmals jederzeit, wenn es ſich übel befand, und hielt ſeinen Arm hin.

Zwei dieſer Thiere, es waren Männchen und Weibchen, ſandte der engländiſche Gouverneur von Bombai in einem Kaſten nach England. Sie waren in der Gefangenſchaft — wer wäre es da nicht! — ſehr ſchwermüthig; verſäumten aber nicht, ſich ihr Bette zurecht zu machen. Nachdem das Weibchen auf dem Schiffe nach einer Krankheit geſtorben war, ward das Männchen ſchmerzlichſt betrübt, aß nicht mehr, und überlebte ſeine Gefährtin nur um ein Paar Tage! — — O Liebe! Liebe!!

Die B a r i s, eine große Art Orangs-Utangs, richtet man, wie bereits zum Theil erwähnt iſt, in Afrika wie Bedienten ab. *) Man läßt ſie Waſſer aus dem Fluſſe in einem Kruge holen, Holz tragen, Gläſer ausſpülen, den Bratſpieß drehen und manche andere Arbeiten verrichten. — Daß man ſie, wie ein Reiſender erzählt, erſt müſſe aufrecht gehen lehren, ſcheint anzudeuten, daß dieſe B a r i s keine wirklichen Orang-Utangs ſind, die gleich von Jugend an von ſelbſt ſehr leicht aufrecht gehen, wiewohl das Gehen auf allen Vieren immer der natürlichere Gang iſt.

Ein weiblicher Orang-Utang, den man 1776 für die Menagerie des Prinzen von Oranien in Holland mitgebracht hatte, (er war von B o r n e o) ging meiſtentheils auf allen Vieren, hatte aber auch gelernt mittelſt eines Stockes aufrecht gehen. Das Thier trat aber nicht wie ein Menſch auf, ſondern die Füße waren nach außen hin gebogen, und die Zehen einwärts gezogen. Eine monatliche Reinigung bemerkte man an demſelben nicht (aber es iſt die Frage, wie jung das Thier war, da es nicht über 2½ Fuß Höhe hatte **). Es war ſehr ſanft und gutartig, hatte ein trauriges Ausſehen, liebte aber die menſchliche Geſellſchaft ſehr, und vorzüglich ſeine Wärter und Wohlthäter. Entfernten ſich dieſe von ihm, ſchien es in einer Art Verzweiflung zu ſeyn, warf ſich auf die Erde nieder, ſtieß ein klägliches Geſchrei aus, und zerriß alles Linnenzeug, deſſen es habhaft werden konnte. Ließ ſich ſein Wärter neben ihm aufs Lager nieder, ſo nahm es Heu von ſeinem eigenen Lager, legte es an deſſen Seite, und ſchien ihn durch alle mögliche Schmeicheleien einzuladen, ſich neben es ordentlich hinzulegen. — Es iſt geſagt, daß es ein w e i b l i c h e r Orang-Utang war.

*) D. h. die Europäer in ihren dortigen Forts richten ſie ab — meiſtentheils wohl nur zum Spaße, nicht grade naturhiſtoriſcher Beobachtungen oder ökonomiſches Nutzens wegen.

**) Die ganz erwachſenen größeſten Thiere dieſer Art haben völlige Menſchenlänge.

Es aß faſt alles, was man ihm gab; die gewöhnliche Nahrung aber beſtand aus Brod, Früchten und Wurzeln. Erdbeeren und Peterſilienwurzeln ſchien es am meiſten zu lieben. Gebratenes Fleiſch und Fiſche verſchmähete es jedoch auch nicht. Einen lebendigen Sperling warf es ſchnell wieder fort, und machte auch nicht auf Inſekten Jagd, wie es andere Affen thun, (namentlich auf Spinnen) fraß aber, wie dieſe, Eier ſehr gern, öffnete dieſelben mit den Zähnen, und ſaugte ſie mit großem Appetit aus. Da es mit Meſſer und Gabel umgehen gelernt hatte, ſo bediente es ſich der letztern, wenn es Erdbeeren aß, indem es damit die Erdbeeren aufſpießte, und mit der andern Hand den Teller hielt.

Es trank gewöhnlich nur Waſſer, liebte jedoch Wein, und namentlich Malaga; zog aus den Flaſchen den Stöpſel, und trank ſodann aus denſelben eben ſo gern als aus einem Bierglaſe, wiſchte ſich den Mund mit einer Serviette ab, ſtocherte ſich, nach dem Eſſen, mit einem Zahnſtocher die Zähne, holte ſehr geſchickt Brod und andere Eßwaaren aus den Taſchen, und hatte auf dem Schiffe, mit welchem es ankam, und wo es frei umherlaufen durfte und mit den Matroſen ſpielte, ſich, eben auch wie dieſe, jedesmal aus der Küche ſeine Portion geholt, wenn die Zeit zum Eſſen kam.

Mit Einbruch der Nacht legte es ſich ſchlafen; ungern aber ging es in ſeinen Käfig; vielleicht aus Furcht, eingeſperrt zu werden. Vor dem Hinlegen machte es ſich das Heu ſeines Lagers zurechte, ſchüttelte es tüchtig durch, baute ſich ein Kopfkiſſen, legte ſich meiſtentheils auf die Seite, und deckte ſich mit ſeiner Decke zu. Mehrmals nahm es ein daliegendes Stück Leinwand, breitete daſſelbe aus, legte Heu in die Mitte deſſelben, ſchlug die vier Zipfel drüber her, und trug es, zum Kopfkiſſen, zu ſeinem Lager. — Es war ſehr froſtig.

Eines Tages verſuchte es, das Schloß ſeiner Kette aufzumachen, nahm ein Stückchen Holz und ſteckte es ins Schloß,

und drehete den vermeintlichen Schlüſſel um. Dann ſahe es nach, ob das Schloß nicht aufgegangen ſey — (man ſieht, wie weit ſeine nachahmende Beobachtungsgabe ging — es hatte den Wärter ſchließen ſehn!). — Man hat geſehen, daß es eiſerne Klammern mit einem Nagel herauszuziehen ſuchte. — Eine kleine Katze, die man ihm hinſetzte, befühlte es allenthalben, als es aber von derſelben in den Arm gekrallt wurde, wollte es mit derſelben weiter nichts zu ſchaffen haben.

Hatte es den Boden ſeines Lagers bepißt, ſo ſuchte es mit einem Lappen die Näſſe aufzuwiſchen. Kam Jemand mit beſtaubten Stiefeln, ſo kehrte es dieſelben mit einem Beſen ab. Die Schuhbänder löſte es eben ſo geſchickt auf, als ein Bedienter. Hatte man Knoten künſtlich und feſt in ein Seil oder einen Strick verſchlungen, ſo wußte es dennoch mit den Zähnen oder mit den Nägeln aufzumachen. Hatte es zufällig etwa ein Packet in einer, und einen Stock in der andern Hand, ſo hielt es ſehr ſchwer, das Packet wiederzubekommen, weil es mit dem Stocke das Packet vertheidigte.

Nur dann, wenn es ganz allein war, ſtieß es ein Klaggeſchrei aus, welches anfangs wie das Heulen eines jungen Hundes klang, nachmals aber (wahrſcheinlich wegen der Zunahme des Alters) rauher wurde, ähnlich dem Laute einer Schrotſäge, mit welcher man Holz durchſägt.

Einmal hatte ſich das Thier von ſeiner Kette losgemacht, und war mit wundernswerther Schnelle die Balken des Hauſes hinaufgeklettert! Es koſtete viele Mühe, das Thier wiederzubekommen, und man erfuhr bei dieſer Gelegenheit, wie ſtark daſſelbe ſey, denn nur mit großer Anſtrengung konnte man es auf den Rücken legen, und vier Leute waren erforderlich, es zu feſſeln. In den wenigen Augenblicken ſeiner Freiheit hatte es einen Reſt Mallaga aus einer Flaſche ausgetrunken, und die Flaſche wieder an ihren Ort geſetzt.

Sieben Monat lebte das Thier in Holland, wo es **Vosmaer**, von dem dieſe Angaben ſind, beobachtete. Bei ſeiner Ankunft war es nur am Hintern, an Schenkeln, Armen und Beinen behaart, aber gegen den Winter bekam es weit mehr Haare, denn Rücken, Bruſt und alle übrigen Theile des Körpers wurden mit kaſtanienbraunen Haaren bedeckt. Die längſten Haare, auf dem Rücken beſindlich, waren drei Zoll lang.

Der Schimpanſe (Quimpanze — Quimpezee) iſt, wie ſchon geſagt iſt, auch ein Orang-Utang. Eben von dieſem behaupten die Neger, es ſey ein wirklicher Menſch. Meiſtentheils geht er aufrecht, geſtützt an einem Baumzweig, und mißhandelt die Neger. Hr. de **Grandpré** traf auf einem Schiffe ein Weibchen dieſer Art, welches der monatlichen Reinigung ſoll unterworfen geweſen ſeyn, und große Beweiſe von ſeinem Scharfſinn gab. — Es heitzte den Backofen und gab ſorgfältig Acht, daß keine Kohlen herausfielen, durch welche das Schiff hätte in Brand geſteckt werden können; es merkte ſehr genau, und verſtand wohl, wenn der Ofen den gehörigen Grad der Hitze hatte, wovon es ſogleich den Bäcker benachrichtigte, der auch, im vollen Vertrauen auf des Thieres Bemerkungsgabe, den Teig brachte. Alle Geſchäfte eines Matroſen wußte es zu verrichten; wand mit eben ſo viel Einſicht als Geſchicklichkeit das Ankertau auf, riffte die Seegel ein (d. h. zog ſie ein), band ſie feſt, und wurde daher auch von den Matroſen als Kamerad betrachtet, dem nichts fehlte, als die Löhnung. Das Schiff, worauf ſich das treue Geſchöpf befand, war nach Amerika beſtimmt. Auf der Reiſe dahin büßte es durch die Unmenſchlichkeit des brutalen Steuermanns ſein Leben ein. Er mißhandelte es aufs entſetzlichſte. Es ertrug ſanft und geduldig Alles, hielt mit flehender Miene ſeine Pfoten zuſammen, um die Streiche zu mildern, die man ihm gab; nahm aber von

dem Augenblicke nach ſeiner Mißhandlung, alles Zunöthigens ungeachtet, keine Speiſe mehr, und ſtarb des fünften Tags darauf vor Hunger und Kummer. — Welches Gefühl!

Wer hier viehiſch war, iſt keinem Leſer von Gefühl zweifelhaft. — Uebrigens empört es Jeden, daß die unterdrückte Welt der Thiere, ohne Retter und Rächer; der Hand jedes rohen Barbaren Preis gegeben iſt!

Ein Pater hatte ſich einen Orang-Utang aufgezogen, und ſo ſehr an ſich gewöhnt, daß dieſer ihm allenthalben nachfolgte. Daher mußte der Pater, bei ſeinen Verrichtungen in der Kirche, den Affen ſorgfältig einſchließen. Dennoch war derſelbe einmal entwiſcht, und unbemerkt von dem Herrn, und auch wohl vor der Ankunft des Herrn, auf die Decke über der Kanzel geſtiegen, wo er ſo lange die Zuhörer ruhig beobachtete, bis die Predigt ihren Anfang nahm, wo er bis an den Rand hervorkroch, und alle Mienen und Gebehrden ſeines Herrn nicht nur beobachtete, ſondern auch mit lebhaftem Eifer nachahmte. Die Gemeinde fing an zu lachen. Der Pater verwies ihr anfangs mit Glimpf dieſe Unanſtändigkeit, und als dieſes nichts fruchtete, mit großem Ernſt und Eifer über den Mangel an Ehrerbietung gegen Gott und ſein Wort. Jemehr ſeine Bewegungen lebhafter wurden, deſto lebhafter wurden auch die Bewegungen in der Nachahmung des Affen, und das Gelächter der Gemeinde eben darum ganz ausgelaſſen. Endlich ſahe der Pater über ſich, ſahe ſeinen Affen, mußte mitlachen, und für dieſesmal die Andacht aufheben.

Sey es auch, daß dieſe Anekdote unwahr wäre, unwahrſcheinlich iſt ſie nicht.

Ein anderer, ebenfalls weiblicher Orang-Utang, der 24 Stunden nach ſeiner Ankunft am Vorgebirge der guten Hoffnung ſtarb, ſoll, nach des Ueberſenders, Herrn Harwoods,

Bericht, ſeine monatliche Reinigung zu beſtimmten Zeiten gehabt, und erſt dann verloren haben, als er von der Seekrankheit, oder vom Skorbut befallen wurde. Er ging immer aufrecht, ſelbſt wenn er geſchwind ging, war ſehr ſanft, konnte aber die übrigen Affen auf dem Schiffe nicht leiden. Ging er auf einem Tiſche zwiſchen Porzellan und Gläſern herum, ſo nahm er ſich ſehr in Acht. Sein Ohren zerſchneidendes Geſchrei klang Yaa=hu; die letzte Sylbe war ſtark betont. Er war furchtſam, und fing bei jedem Geräuſch an zu ſchreien, wenn er aber mit etwas zufrieden war, kam ein ſanftes Grunzen aus ſeiner Kehle. In der Krankheit that er kläglich wie ein Kind, und verlangte Hülfe; wollte niemals ein todtes Thier anrühren, oder Fleiſch eſſen, und um zu trinken, tauchte er ſeine Hände ins Waſſer, die er dann ableckte. Seine Ausleerungen ließ er ins Meer fallen, indem er ſich an einem Seil anhielt.

Der langarmige Affe, Gibbon — Golok

gehört ebenfalls zu den ungeſchwänzten ſehr menſchenähnlichen Affen. Seine Arme reichen bis auf die Erde, ſobald er nur die Knie ein wenig einbeugt. Er wird etwa vier Fuß hoch, es giebt aber auch eine kleinere Art. Sein rundes Geſicht iſt von einer Krauſe weißgrauer Haare umgeben, wodurch er ein ſeltſames Ausſehen erhält. In den Zähnen und in der gleichen Zahl Rückenwirbel iſt er dem Menſchen ſehr ähnlich, aber der Lendenwirbel hat er einen mehr.

Er iſt ſehr ſanft, aber auch ſehr ſchwächlich und empfindlich gegen Näſſe und Kälte, daher er auch außer ſeinem Vaterlande (Oſtindien) nicht ausdauert. Das Weibchen ſoll monatliche Reinigung haben. Uebrigens iſt dieſer Affe mit Backentaſchen und Geſäßſchwielen verſehen.

Der gemeine Affe oder Pitheke, und der Magot, oder der Affe mit dem Hundskopfe,

ſind beide ungeſchwänzte Affen.

Der gemeine Affe iſt bekannt genug, da er nebſt den Bären ſo häufig herumgeführt wird. Seine Klugheit, ſein Scharfſinn und ſeine Poſſierlichkeit, ſind eben ſo bekannt, wie ſeine diebiſche Natur. Da dieſe Affen in verſchiedenen Gegenden Aſiens und Afrika's in unglaul her Menge vorhanden ſind, ſo läßt ſich leicht erachten, wie arg ſie den Obſt- und Reißpflanzungen ſchaden. Jung wird er leicht gezähmt, und wird zu vielen Künſten, ſelbſt zu den wundernswürdigſten Seiltänzerkünſten abgerichtet, da er hingegen im Alter höchſt unbändig iſt. Selbſt in der Gefangenſchaft und in kalten Ländern vermehrt er ſich, und das Affenweib geht bis in den zehnten Monat trächtig. Die Jungen ſind anfangs auf dem Rücken grau, und im Geſichte weiß, werden von den Müttern, auch wenn ſie ziemlich erwachſen ſind, noch ſehr gehätſchelt und geliebkoſ't, und hangen ihnen faſt beſtändig an der Bruſt.

Merkwürdig iſt die unglaublich ſchnelle Bewegung ſeiner Lippen. Mit derſelben, und mit dem Klappen und Knirſchen ſeiner Zähne, drückt er Widerwillen, Zorn und Abſcheu aus. — Er trinkt aus der flachen Hand, und ahmt in tauſend Dingen dem Menſchen nach.

Der Magot wird drei bis vier Fuß hoch, und hat einerlei Vaterland mit dem vorigen, unterſcheidet ſich aber von demſelben beſonders durch ſeinen Hundskopf, der auf der Stirne über den Augen eine Art Haarwulſt hat. Seine Lippen ſind nicht ſo gelenkig und beweglich, wie bei dem gemeinen Affen, aber ſeine Wildheit und Unbändigkeit, wie ſeine Stärke, ſind viel größer.

Bei ſeinen Raubzügen ſtellt der Magot Schildwachen auf Anhöhen oder Bäumen aus, die ein Zeichen geben müſſen, wenn ſich Jemand nähert, worauf ſich dann alle auf die Bäume retten, in welcher Rettung auch die Weibchen, obwohl oft mit drei und vier Jungen beladen, doch wenig ſollen gehindert werden. Dieſe klammern ſich um Hals und Hüften der Mutter an.

Der Magot ſoll ſich auf den großen Ebenen Indiens in ungeheuren Schaaren verſammeln, und den Durchreiſenden die Lebensmittel plündern. Der berühmte Tavernier, der vierzig Jahre die Länder Aſiens durchreiſte, ſahe in Hindoſtan, wie muthig dieſe Thiere ſind. Er reiſte mit dem engländiſchen Präſidenten durch eine Gegend, wo eine große Zahl derſelben ſich auf Bäumen befanden. Man ſchoß eins dieſer Thiere, wiewohl die indiſchen Bedienten ſehr davon abriethen (zumal bei der Verehrung, die ſie gegen Affen hatten). Ein weiblicher Affe fiel mit zwei Jungen, die ihm am Halſe hingen, herab. Sogleich kamen die andern, deren etwa 60 ſeyn mochten, von den Bäumen wüthig herab, fielen über die, zum Glück ſehr wohl verwahrte, Kutſche des Präſidenten her, und die zahlreiche Dienerſchaft deſſelben hatte Mühe, ſich dieſer Thiere zu erwehren. Ueber eine Stunde weit verfolgten ſie die Mörder ihres Gefährten.

Unter ſich ſelbſt ſind ſie eben ſo böſe, als gegen die Menſchen. Zum Spaß ſetzet man in Indien Körbe mit Reiß hin — vierzig Schritt und mehr auseinander, und ſtellt Prügel neben die Körbe. Haben ſich die Menſchen erſt entfernt, ſo kommen ſie, anfangs ſehr mißtrauiſch, dann dreiſter und immer dreiſter an die Körbe heran, meiſtentheils die dreiſtern Weibchen zuerſt, beſonders die, welche Junge haben. Kaum haben dieſe angefangen zu koſten, ſo kommen die Männer herbei, und wollen dieſelben fortjagen. Hierauf kommt etwa eine andere Parthey, die mit der erſtern vielleicht nicht in freundſchaftlichem Vernehmen ſteht — und nun greift man denn zu den Prügeln, zerbläuet ſich

tüchtig und derb den Pelz; die Beſiegten flüchten, und die Reiß-körbe bleiben den Siegern.

Le Vaillants Affe, Kees, hat wohl ohne Zweifel zu einer dieſer beiden letzten Arten gehört, und iſt zu merkwürdig in ſeinem wildzahmen Zuſtande, als daß wir nicht manche Einzelnheit von ihm anführen ſollten.

Er war der wachſamſte Hüter von dem Lager ſeines Herrn; viel wachſamer noch als die Hunde, die mehrmals erſt durch ſein Geſchrei in Allarm geſetzt wurden, und ſich, im Vertrauen auf ſeine Untrüglichkeit, ganz auf ihn verließen.

Früchte und Wurzeln, die weder Vaillant noch die ihn begleitenden Hottentotten kannten, rührte Niemand an, bevor nicht Kees davon gekoſtet hatte. Ließ dieſer dieſelben liegen, ſo hielt man ſie für ſchädlich. Um die Wurzeln aus der Erde zu ziehen, faßte er mit den Zähnen das Kraut der Wurzel, ſtemmte die Vorderpfoten gegen den Boden, und zog den Kopf zurück; und wenn es auf dieſe Weiſe nicht gelang, ſo ergriff er das Kraut noch einmal, überſchlug ſich dann, und machte einen Purzelbaum, durch deſſen Erſchütterung die Wurzel meiſtentheils locker wurde. Zuweilen jedoch mußte ihm ſein Herr mit Dolch oder Meſſer zu Hülfe kommen, und die Erde rings umher aufräumen, wiewohl er daſſelbe ſchon mit ſeinen Pfoten zu thun verſucht hatte. — Menſchenkunſt war doch auch hier glücklicher.

Hier, in Afrika's Südſpitze, wo in Sommerszeit Quellen und Flüſſe verſiegen, waren ſaftige Wurzeln eine große Wohlthat; aber Kees wollte dieſe Wohlthat ungern mit ſeinem Herrn theilen; beſonders hätte er eine Art Wurzeln immer gern für ſich allein behalten. Hatte er einen Vorſprung, ſo fraß er ſie, ehe ſein Herr herbeikam, eiligſt auf, und ſahe dabei immer auf den Herrn mit unverwandten Augen hin, und maaß gleichſam die Schritte, die dieſer noch bis zu ihm hin hatte. —

Kam ihm ſein Herr zu früh über den Hals, ſo ſteckte er die Wurzel ſogleich in die Backentaſche — nur eine tüchtige Ohrfeige nöthigte ihn, dem Herrn ſeinen Antheil abzugeben, auf den er deshalb jedoch keinen Groll warf.

Er war bei ſeiner diebiſchen Näſchigkeit höchſt geſchickt, die Stricke an dem Korbe zu löſen, in welchem die Lebensmittel enthalten waren. Milch und Eier zu bekommen, war er überaus ſcharfſinnig. Kees vernahm kaum das erſte Gackern der Henne, die der Herr mitgenommen hatte, ſo ſprang er ſogleich nach dem Eie zu, und wenn er den Herrn erblickte, ſtand er auf einmal ſtill, und ſtellte ſich ganz dumm und unbefangen. Kehrte nun der Herr dem Gebüſch, worin die Henne gackerte, den Rücken zu, ſo ſprang Kees ſchnell dahin, nahm das Ei, zerbrach es, und verſchluckte es, und ob er wohl dafür ſeine Prügel empfing, halfen dieſelben doch ſo wenig, daß er vielmehr nur vorſichtiger und liſtiger dadurch wurde. — Vaillant, um die Eier nicht alle zu verlieren, hatte ſich einen Hund abgerichtet, der, ſobald die Henne gackerte, dem Neſte zulief. Der Affe lief allezeit mit. Hatte der Hund das Ei eher, als der Affe, ſo brummte Kees, machte Grimaſſen, plapperte mit den Lippen, bis erſt der Hund das Ei in des Herrn Hände abgeliefert hatte, wo er dann ruhig war. — Hatte aber der Affe eher, als der Hund, das Ei bekommen, ſo verzehrte er es auf einem Baume, und warf, gleichſam zum Spotte, dem Hunde die Schalen herab. Hatte er genaſcht, ſo ſtellte er ſich erſt dann wieder ein, wenn ſein Herr Thee trank, und ſetzte ſich, ſo unſchuldig, als ob er kein Waſſer getrübt hätte, an ſeinen Platz.

Die Hunde, welche Vaillant mit ſich führte, gehorchten den Anweiſungen des Affen auf den erſten Wink, und nahmen denjenigen Platz um Zelt und Wagen ein, den er ihnen durch ſeine Bewegungen anwies; auch trugen ſie ihn, wenn er müde war, unweigerlich auf ihren Rücken, mit Ausnahme eines einzigen, und grade des größeſten Hundes.

Kees liebte den Brantwein eben ſo ſehr, als Milch. Damit er ſich aber durch allzugieriges Schlucken des Brantweins nicht ſchaden möchte, gab man ihm ſeinen Antheil auf einen flachen Teller. — Er folgte einmal mit ſeinen gierigen Blicken der Flaſche nach, die unter den Hottentotten herumging, welche Vaillant begleiteten, und gab zu verſtehen, daß dieſelbe zu ihm kommen möchte. Er bekam ſo viel er haben ſollte auf ſeinen Teller, aber als er es ſich recht wohlſchmecken ließ, ſteckte ihm unbemerkt ſein Herr ein angebranntes Papierſtreifchen unter dem Bauche durch, womit der Brantwein augenblicklichſt angezündet wurde. Kees that einen lauten Schrei und einen gewaltigen Sprung, legte ſich, aller Liebkoſungen ungeachtet, hin und ſchlief, und hat ſeit dieſer Zeit nicht wieder können überredet werden, ein ſo gefährliches Getränk zu berühren.

Kees war übrigens ſehr anhänglich an ſeinen Herrn, und daher fiel es ihm, mitten in Afrika's Wäldern, doch nicht ein, davonzulaufen. Schrien andere Affen in den Gebirgen, ſo antwortete er zwar, war aber ſehr erſchrocken, nahm mit Angſtgeſchrei die Flucht, wenn einige von ſeinem Geſchlechte näher kamen, und verkroch ſich zitternd zwiſchen die Beine ſeines Herrn, oder eines Hottentotten. Einen Offizier am Kap, der ſich ſtellte, als ob er ſeinen Herrn ſchlagen wollte, konnte er nachher niemals wieder leiden, wiewohl ihn dieſer mit den ausgeſuchteſten Leckerbißlein zu begütigen geſucht hatte.

Die Paviane

mit kurzen runden Schwänzen, Backentaſchen und Geſäßſchwielen, haben verſchiedene Größe, eine unbändige und wilde Gemüthsart, und ſind höchſt geil. Das Geſchlechtsglied hängt oft ekelhaft bloß. Gegen Frauenzimmer ſind ſie frech. Die Weibchen bringen zum Theil nur Ein Junges, und mehrere haben Menſtruation.

Der Choras mit blutrother Naſe, länglicht plattem und himmelblauen Geſicht, das mit wollig dunkelgrauen Haaren umgeben iſt, die auf der Stirn eine Art Grenadiermütze bilden, hat einen zwei Zoll langen Schwanz, und nährt ſich, wie alle Paviane, nur von Früchten und Wurzeln, doch auch von Eiern. Er iſt ſehr ſtark und wild, läßt ſich jedoch abrichten. Er wird bis 3 F. hoch. — Seine Stimme lautet wie das Grunzen einer alten Sau.

Der Mandrill in Afrika geht häufig aufrecht. Faſt beſtändig fließt ihm ein Schleim aus der Naſe, den er aufleckt.

Der ſchwarze Pavian auf Malabar hat ein glänzendes Haar, und einen weißen ſpannelangen Bart um das Kinn. Die andern Affen ſollen: ſage: ſollen: vor dieſem eine große Ehrfurcht haben. Die Fürſten auf Malabar ſchätzen dieſelben ſehr hoch, indem ſie ſich zu mancherlei Spiel und Kunſt laſſen abrichten. Eine ähnliche Art in Südamerika, von der Größe eines Schäferhundes, hat zwar graues Haar, aber ein ſchwarzes Geſicht.

Ein weiblicher Pavian dieſer Art, der den Anisbrantwein außerordentlich liebte, gab einen Beweis ſeiner Ueberlegung. Da er eine Flaſche mit dieſem Getränk, die man auf dem Boden der Cajüte mit Pechlappen und Bindfaden befeſtigt hatte, nicht umwerfen konnte, nahm er Staub und Sand, warf es in die Flaſche, und fing das überfließende Getränk mit ſeinen Lippen auf, und berauſchte ſich völlig.

Der Bärenpavian auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, der in Trupps von mehr als vierhundert auf den Bergen ſoll beiſammen leben, wird zuweilen den Reiſenden gefährlich, indem er Steine herabrollt. Nähert ſich Jemand, ſo erheben dieſe Thiere ein, ein oder zwei Minuten langes gräßliches Geſchrei, und entfliehen dann in ihre Schlupfwinkel. Im Plündern der Obſt- und Feldpflanzungen ſind ſie eben ſo verſchmitzt, wie mehrere andere Affenarten, und wenn ihre ausge-

ſtellten Poſten und Schildwachen, bei herannahender Gefahr, ein eigenes, minutenlanges Geſchrei erheben, entfernt ſich die ganze Horde, wobei die Jungen den Alten auf den Rücken ſpringen, und ſich anhalten. — Eine Art Zwiebelgewächs, welches ſie ſehr lieben, graben ſie aus, und ſchälen es.

Sind ſie jung abgerichtet, ſo lernen ſie mancherlei Künſte, bewachen das Haus des Herrn und ſind anhänglich und nützlich!

Wie gewandt ſind ſie! Thunberg ſahe einen an einen Pfahl geketteten Affen dieſer Art, nach welchem man, von kurzer Entfernung aus, mit Steinen warf; aber vergeblich, denn der Affe wich entweder dem Wurfe höchſt geſchickt aus, oder aber fing den Stein mit ſeiner Pfote auf.

Einzelne Perſonen, die im Freien ihre Mahlzeit halten, leiden zuweilen unter dieſer Gewandheit. Die Affen laufen hinter dem Rücken des Eſſenden hinzu, ſtehlen was ſie bekommen können, laufen hierauf eine Strecke weit fort, drehen ſich um, und verzehren, auf dem Hintern ſitzend, das geſtohlne Gut mit den wunderlichſten Gebehrden. Zuweilen thun ſie gar, als wollten ſie das Geſtohlne wieder geben, und machen dabei ſo ſeltſame Stellungen, daß man ſich, trotz ſeiner Einbuße, des Lachens nicht enthalten kann.

Die Meerkatzen

ſind ſattſam von den Pavianen durch ihre langen Schwänze, deren ſie ſich zum Theil faſt wie einer Hand bedienen, unter ſich ſelbſt aber durch Größe, Farbe und Bau unterſchieden.

Die Aigrette, nebſt dem verwandten Makoko, ſieht am Kopfe überaus häßlich aus, denn die Naſe iſt platt, die Wangen ſind runzlich, die hervorſtehenden Augenbraunen borſtig, und die Lippen haben eine doppelte Spalte. Ein ſchwarzer Haarbüſchel über der Stirne, runde Daumen und länglichte

Fingernägel machen dieſe in Südamerika und Java heimiſchen Thiere noch mehr kenntlich.

Beide Arten ſind ſehr ſanft, aber beide gleich widrig häßlich, und mit einem Geruche verſehen, wie übelriechender Moſchus. Heerdenweiſe plündern ſie Gärten und Felder. Einem Augenzeugen zufolge (Bosmann) tragen ſie in einer Pfote einen oder zwei Hirſenſtängel, eben ſo viel unter den Armen, und gleichviel im Maule, ſodann machen ſie ſich, hüpfend auf den Hinterfüßen, davon. Werden ſie verfolgt, ſo werfen ſie, nur nicht die Stengel im Maule, eins nach dem andern fort. Ehe ſie einen ſolchen Stengel mitnehmen, unterſuchen ſie denſelben, und werfen ihn, falls er nicht gefällt, fort. Dadurch wird der Schaden, den ſie anrichten, bedeutend größer.

Die Weibchen ſollen auch den Blutfluß haben. Man nannte übrigens dieſe, und die verwandten Thiere blos darum Meerkatzen, weil ſie über das Meer zu uns gebracht wurden, und glaubte auch, daß dieſe Art nur in Amerika zu Hauſe ſey. Sie werden übrigens gern gegeſſen, und haben etwa anderthalb Fuß Höhe.

Der Patas, an den Küſten Guinea's, iſt etwas größer, etwas weniger häßlich, und hat gleiches Naturell mit dem vorigen. Er hat ein ſchönes rothes Haar, und über den Augenbrahnen ſchwarze Streifen von einem Ohr zum andern, faſt wie eine Binde. — Eine andere Art hat weiße Streifen, und auf dem Rücken dunkelbraunes Haar. Als der franzöſiſche Gouverneur Brue den Senegal hinauffuhr, waren ſie ſehr neugierig, und beſahen die Fahrzeuge. Die erſtern machten den nachher Ankommenden Platz. Einige warfen mit Baumzweigen nach den Franzoſen. Als man grauſam genug unter ſie ſchoß, ſchienen einige verwundert, andere waren beſtürzt. Einige machten ein gräßliches Geſchrei, andere ſuchten Steine, um

ſie auf die Feinde zu ſchleudern, und wieder andere leerten in die Hand aus, und ſandten den Angreiſenden eine ſtinkende Gabe zu. Alle zogen ſich zurück, da ſie wohl ſahen, daß ſie den Kürzern zogen.

Die Chineſermütze und der ſehr ähnliche Marlbrouk ſind in Hindoſtan zu Hauſe. Bei dem erſtern liegt das geſcheitelte Haar wie eine Plattmütze auf dem Kopfe, und daher kommt eben ſein Name. Sie plündern am liebſten die Zuckerrohrpflanzungen, wobei das Geſchrei der ausgeſtellten Schildwachen hup, hup, hup lautet. Im Nothfall behelfen ſie ſich mit Inſekten; ja ſie gehen an die Ufer der Flüſſe und des Meeres, und ſtecken, um zu krebſen, eben ſo wie von unſern Füchſen erzählt wird, den Schwanz in das Waſſer, den ſie wieder herausziehen, ſobald ein Krebs angebiſſen hat. Auch Schalenthiere ſollen ſie am Strande ſuchen, und einen Stein zwiſchen die Schalen ſtecken, damit ihre Pfoten nicht eingeklemmt werden. Aus den Kokosnüſſen wiſſen ſie geſchickt den Saft herauszuſaugen, und man fängt ſie, wie einige andere Affenarten, indem man in eine Kokosnuß ein kleines Loch macht. Der Affe zwängt ſein Pfötchen hinein, und wird von den Auflaurern erwiſcht, ehe er daſſelbe zurückziehen und flüchten kann.

Dieſe Affenart findet ſich vorzüglich auf Ceylon, und da ihnen keiner etwas thut, werden ſie ſo unverſchämt, daß ſie ſich alle Freiheiten in den Häuſern erlauben, weshalb man die Fenſter gegen ſie vergittert. Auf Colombo, der Hauptfeſtung der Inſel, lief ein dreiſter und boshafter Affe auf dem Fort umher. Einmal kam er in des Engländers Percival Zimmer, nahm ein Stück Brodt und flüchtete. Percival machte Lärm; ein an nächſter Thüre ſtehender Offizier ſprang ſogleich in ſeine Stube, um ſein eigenes Frühſtück zu retten; allein der Affe war ihm ſchon zuvorgekommen, und kletterte, beide Vorderpfoten voll, die Dächer hinauf. Tags drauf holte er, vor den Au-

gen des Eigenthümers, einen ſchönen Papagai, zerriß denſelben, und zeigte ihn dann, boshaft und frohlockend über ſeine Heldenthat. Eine Flintenkugel hätte er dafür wohl verdient. — Es ſcheint nicht, daß er den Papagai gefreſſen habe.

Der grüne Affe, kaum einen Fuß lang, hat am Leibe grünes, an Kehle und Bauch aber weißes Haar, und das Geſicht iſt ſchwarz. Er wohnt vorzüglich an den Ufern des Nigers in Afrika. Sein Naturell ſcheint mit dem des Patas übereinzukommen.

Der Predigeraffe oder ſchwarze Brüllaffe, auch Quarine genannt, findet ſich, wie faſt alle, die nun noch erwähnt werden ſollen, nur in Amerika (mit Ausnahme des Roloway), und unterſcheidet ſich, wie die meiſten andern Affen dieſes Erdtheils, durch den Mangel an Backentaſchen und Geſäßſchwielen von den übrigen Meerkatzen. Man findet ſie in Guiana und Braſilien in großen Schaaren, und ſie ſind ſo groß wie die Paviane.

Markgraf in ſeiner Geſchichte Braſiliens erzählt, daß dieſe Thiere ſich Morgens und Abends verſammeln. Einer von ihnen ſetzt ſich auf eine erhöhte Stelle, gibt den andern mit der Hand ein Zeichen, ſich rund um ihn her niederzulaſſen. Sobald dies geſchehen iſt, fängt er an ſo überlaut zu ſchreien, daß man denken könnte, ſie ſchrien alle, wiewohl ſie in der That ſo lange ſtill ſind, bis ihnen mit der Hand ein neues Zeichen gegeben wird, wo ſich dann erſt der volle Chor erhebt. Auf ein anderes neues Zeichen ſind alle wieder ſtill, und der erſtere fährt in ſeiner Predigt allein fort. Endlich trennt ſich die Verſammlung. Man glaubt in der That eine Satyre zu leſen.

Der abſcheuliche Lärm dieſer Thiere — eine Art Heulen — hat ſeine Urſach in einer Art knöchernen, in der Kehle ſitzenden Trommel.

Die verwegenen Thiere necken die Vorüberreiſenden. Die Eingebornen Südamerika's laſſen ſich ihr Fleiſch — ähnlich dem Affenfleiſch wohl ſchmecken. Schoß man auf der Jagd einen, und er war nicht ganz todt, ſo bekam man ihn nicht, denn er wickelte ſich mit dem Schwanze feſt, und hing ſich auch mit den Pfoten an einen Zweig an. War einer verwundet, ſo verſammelten ſich die andern auch, ſteckten den Finger in die Wunde, hielten dieſelbe zu, bis wieder Andere Blätter herbeigebracht hatten, die ſie gekaut als Wieke in die Wunde ſtopften.

Der Weltumſegler Dampier fand deren in der Kampechebai, die ihn neckten, ihn warfen, und ihn zu verfolgen droheten. Es war nicht möglich, einen davon zahm zu machen, wie viele Mühe man ſich auch darum gab.

Der Quato oder Waldteufel iſt, trotz ſeines gefährlichen Namens, ein gelehriges, ſanftes und munteres Thier, ohne Daumen an beiden Vorderpfoten. Bindet man ihm dieſe auf den Rücken, ſo lernt er recht artig aufrecht gehen. Einer derſelben bediente ſich ſeiner Schwanzſpitze wie einer Hand, zog damit ein Eichhörnchen an ſich, und konnte damit eine Menſchenhand bis zum Schmerzen drücken.

Eine ähnliche Art Affen, kaum von der Größe einer Katze, iſt deshalb merkwürdig, daß ſich Monats einmal ſeine Schwanzſpitze öffnen und Blut herausſchwitzen ſoll. Linné hatte ein ſolches Thierchen, welches wohl eine Minute lang gegen den das Maul aufſperrte, als wollte es ihn verſchlingen, auf welchen es böſe war.

Der Buſchſchwanzaffe auf Surinam gehört zu den artigſten und kleinſten Affen, und hat die Größe einer halbwüchſigen Katze.

Der Sagoin oder Uiſtiti *) hat ſeinen letztern Namen von dem Geſchrei, das er macht. Bis an den Schwanz iſt er kaum einen halben Fuß lang; ſein dickbehaarter, mit dunklern und hellern Ringeln verſehener Schwanz iſt doppelt ſo lang, als er ſelbſt. Das Geſicht hat Fleiſchfarbe, der Leib iſt röthlich=grau, und die dicken und breiten Büſchel an beiden Seiten der Ohren ſind milchweiß. — Obwohl das Thier in Braſilien ſeine Heimath hat, ſo konnte doch ein Paar Sagoins in Petersburg zu rauher Herbſtzeit im ungeheizten Zimmer ausdauern, und warf daſelbſt dreimal Junge. Stundenlang konnten ſie am Drath ihres Gitters hangen. Bei Sonnenſchein waren dieſe Thiere viel lebendiger; eines legte ſich dann auch wohl auf den Rücken und ließ ein ſchwaches Zwitſchern und Girren hören. Sie brachten aber auch verſchiedene andere Töne hervor; manche derſelben klangen aber wie Uiſtiti; die ältern Männchen knurrten und grunzten, wenn man ſie böſe machte, und ſuchten mit den Vorderpfoten zu krallen, wurden aber ſehr ängſtlich, wenn man die Pfote feſthielt. Die Kleinen miauten faſt wie eine junge Katze. Zucker, Fliegen, Spinnen, Schmetterlinge waren ihre Leckerbiſſen. Ihr Harn hatte einen moſchusartigen, aber fauligen Geruch, der das Zimmer verpeſtete. — Das Weibchen ging drei Monat etwa trächtig, und warf zwei Junge.

Der Kolowai, in Oſtindien und Guinea, iſt von der Größe eines mittelmäßigen Hundes, und auf Ceylon, wo man ihm, den freien Zutritt zu den Schlafzimmern der Frauen und Töchter ausgenommen, faſt Alles verſtattet, höchſt unverſchämt. Oft holt er ſich Kinder aus den Häuſern, ſteigt damit auf einen Baum, beſieht ſie ſich, und bringt ſie wieder, welches dann für eine gute Vorbedeutung für das Glück des Kindes angeſehen wird.

*) Unter Sagoins verſteht man auch alle Affen mit langen ſchlaffen Schwänzen, ohne Backentaſchen und Geſäßſchwielen — unter Sapajous die Affen mit Wickelſchwänzen.

Hat das Weibchen ein Junges, ſo ſetzen ſich die anweſenden Alten im Kreis um daſſelbe her, nehmen es nach der Reihe, betrachten es, und geben es dann der Mutter zurück.

Obſonville auf ſeinen Reiſen in Hindoſtan führte getrocknete Erbſen mit ſich, deren er einige anfangs nach der Seite zu hinwarf, wo der Anführer der Affen war, den ſie allezeit haben ſollen. Der Anführer kam und las die Erbſen auf. Sodann reichte ihm Obſonville eine ganze Hand voll hin, und mißtrauiſch und behutſam kam derſelbe näher, faßte dann mit einer Pfote den Daumen der Hand mit Erbſen, nahm mit der andern Pfote die Erbſen ſelbſt, und fraß ſie, indem er dabei dem Darreicher, der in indiſche Tracht gekleidet war, ſtarr ins Auge ſahe. Lachte Obſonville, oder bewegte ſich, ſo hörte er zu freſſen auf, wackelte mit den Lippen, und murrte. Wurden einige Erbſen weiter hin geworfen, ſo ſchien er ſich zu freuen, daß die Seinigen auch etwas erhielten, jedoch wurde er böſe, wenn dieſelben zu nahe kamen, brummte und fiel über ſie her. Die Weibchen und Jungen durften ihm ſich niemals nähern.

Mit unendlicher Zärtlichkeit ſäugen, liebkoſen und reinigen die Mütter ihre Jungen, halten ſie unter Aufſicht und ſehen ihren Spielen zu. Dieſe werfen und balgen ſich; wird aber Eins garſtig, ſo ergreift es die Mutter mit Einer Pfote beim Schwanz, und maulſchellirt es mit der andern; die andern Ungezogenen entflohen, kamen aber bald in bittender Stellung zurück.

Wird ein Roloway gefangen und angekettet, ſo verſuchen es die andern ihn zu befreien. Das gelingt denn freilich nicht. Kommt aber ein ſolcher Gefangener nachmals los, ſollen ſie denſelben nie mehr unter ſich leiden, ſondern prügeln ihn fort. Auch nehmen ſie keinen einzelnen herumſtreifenden Affen unter ihre Trupps auf.

Auf einer Pagode (Götzentempel) entſtand ein Kampf mit einem großen Affen, der ſich hineingeſchlichen hatte, aber

bald von den andern entdeckt worden war, und durch ein Allarmgeſchrei verrathen wurde. Alle Männchen fielen über den Fremdling her, welcher ſich bis auf den Gipfel einer elf Stockwerk hohen Pyramide rettete, die ſich oben in einem ſchmalen Dom endigte, hier eine ſichere Stellung nahm, und drei bis vier der Verwegenſten, die ihm nachfolgten, herabſtürzte. — Die andern zogen mit großem Lärm ab, der Sieger aber zog ſich mit Einbruch der Nacht auch zurück.

Vielleicht ſind die Roloways unter den Affen die allerdiebiſchſten, und in Geſellſchaft ſtehlen ſie ſelbſt den Weibern auf dem Felde das Getreide, was getrocknet werden ſoll. — Einige ſpringen umher, und thun als wollten ſie ſtehlen, und indem man ſie fortjagen will, ſtehlen die andern wirklich (grade ſo demnach, als man von den Wölfen in einigen nördlichen Gegenden erzählt).

Man fängt ſie ſehr leicht, denn ihre Begierde verführt ſie. Sie ſehen oder fürchten die Schlingen nicht, die man bei umhergeſtreuten Körnern angebracht hat.

Eine kleine Art Roloway auf Ceylon iſt etwa ſo groß wie eine Katze, wird leicht gezähmt, und in den Häuſern gehalten. Dieſe ſind gegen Bekannte ſehr zuthulich, wollen die geliebkoſten Kinder auch liebkoſen, und werden ſehr böſe, wenn man ein Kind ſchlagen will, richten ſich gegen den Schlagenden zähneblökend in die Höhe, heulen fürchterlich, und, wenn ſie frei ſind, fallen ſie auch über denſelben her.

Der langhaarige Wickelſchwanz der Roloways läuft immer ſchmaler zu; das platte ſchwärzliche Geſicht iſt dünn behaart; der Knebel und Backenbart weiß, hinterwärts zulaufend, und mit den aufrecht ſtehenden Haaren vorn die Ohren bedeckend. Hände und Beine ſind nackt, und Geſäßſchwielen fehlen nicht.

Der Mico in Braſilien iſt ſehr ſelten. Sein Silberhaar und ſein roſenrother Kopf machen das kleine Thier recht inter-

eſſant. Mit aller Sorgfalt konnte man dieſen weichlichen Affen nicht lebendig nach Europa bringen.

2. Die Maki's,

von welchen man 13 Arten angiebt, machen ein eigenes Geſchlecht, angrenzend zwar, aber hinlänglich unterſchieden von dem vorigen Geſchlecht. Sie bewohnen die Inſeln Hindoſtans und einige Theile Afrika's. Die Oberkinnlade hat vier, die untere 6 Vorderzähne, und an jeder Seite einen einzelnen Eckzahn, nebſt vielen Backenzähnen. Der fünffingrigen Hände ſind vier, und eben ſo viel der Säugwarzen. Durch dieſe genannten Stücke, wie durch den Fuchskopf und durch die höhern Hinterfüße, die zum Klettern dienen, ſind ſie von den Affen hinlänglich unterſchieden, denen ſie ſonſt im Gange und Lebensart ſehr ähneln. Sie nähren ſich von Pflanzen, Früchten, kleinen Vögeln u. ſ. w. Manche haben einen oder mehr krumme Nägel; Einige ſind ungeſchwänzt, z. B. der 8 Zoll lange Lori, deſſen Zeigefinger eine Kralle ſtatt des Nagels hat.

Nur der fliegende Maki kann hier beſonders aufgeführt werden. Zwiſchen dem Halſe, den Beinen und dem Schwanze hat er eine ausgeſpannte Flughaut, etwa wie die Fledermäuſe. Sie erſtreckt ſich faſt bis zur Schwanzſpitze, von den äußerſten Fingerſpitzen an gerechnet. Er bedient ſich dieſer Haut wie eines Fallſchirms, und flattert damit auch wohl einige Schritte in der Luft hin. — Er hat aber nur zwei Säugwarzen. Der kleinſte Maki hält nur 5 Zoll.

3. Die Faulthiere oder Ai's

ſind den Maki's ſehr ähnlich, und meiſtentheils ſehr träge Thiere, mit kurzen plumpen Füßen, mit langen, krummen und ſcharfen Krallen zum Klettern, aber ohne Vorder- oder Schneidezähne. Mit den wiederkauenden Thieren haben ſie vier Magen gemein, aber dabei kurze Därme. Der Leib iſt dickbehaart, der Gang

mehr ein Kriechen. Wahrſcheinlich werfen die Weibchen nur ein oder zwei Junge. Blätter und Baumfrüchte ſind ihre Nahrung, und ſie freſſen ganze Bäume kahl, ehe ſie ſich von denſelben herabbegeben. Nur des Nachts ſind ſie munterer.

Der Ai,

mit einzelnen ſtumpfen Eck- oder Hundszähnen, hat ſeinen Namen von ſeinem nächtlichen heulenden Geſchrei, hat die Größe eines Fuchſes, iſt mit 3 ſcharfen Nägeln an den Vorderfüßen verſehen, und geht des Tages kaum eine Viertelſtunde weit. Hat er einen Baum abgefreſſen, ſo klettert er nicht herunter, ſondern er ballt ſich zuſammen und fällt wie ein Klotz herab, und iſt während ſeines Aufenthalts auf einem wohlbelaubten Baum ganz fett geworden, ſoll aber, ehe er einen andern Baum — wahrſcheinlich doch einen entfernten — erreicht, und hinaufklimmt, ganz mager werden (vielleicht nur dünnbauchiger, durch Ausleerungen). Er ſoll niemals ſaufen, und einen ganzen Monat hungern können. Sein Vaterland ſind Südamerika's wärmere Gegenden, und dennoch ſoll ihm der Regen ſehr empfindlich ſeyn, denn deshalb ſchrei er eben ſo entſetzlich, wenn es regne. — Wie viel Mißdeutungen der Natur dieſes, uns noch allzuſehr unbekannten, Thieres mögen Statt finden! ſelbſt das Geſchrei ſeiner vermeintlichen Empfindlichkeit gegen den Regen mit eingerechnet. — Sein Geſchrei klingt wie ſein Name. Das Weibchen iſt vier Monat trächtig, und bringt Ein Junges. Sechsundvierzig Rippen unterſcheiden dieſes Thier von allen übrigen vierfüßigen.

Außer dem Ai und dem Unau kennt man nur noch ein, nämlich das nachfolgende Faulthier.

Das bärenartige Faulthier

iſt ein eigenes, erſt neuerlich entdecktes Thier in Hindoſtan. Die Geſtalt, die Größe, die ſtarkhervorragende Schnauze,

der dicke ſchwarze Zottelpelz geben ihm das Anſehen eines Bären, allein der gänzliche Mangel der Vorderzähne, die Bildung des Fußes, der Zehen und der Krallen, die Sitten und die ganze Lebensart nähern es den Faulthieren Amerika's, von welchen es ſich aber wieder durch 2 Hundszähne in jeder Kinnlade unterſcheidet, da das amerikaniſche Faulthier nur Einen Hundszahn hat. Der Ai hat an allen Füßen 3 Zehen, der Unau hinten 3 und vorn 2 Zehen, aber unſer bengaliſches Thier hat an jedem Fuße 5 Klauen. Die Schnauze läuft allmählig zu, und die Lefzen haben gleichſam eine knorpelartige Abtheilung, wodurch es ein ſonderbares Anſehen bekommt. Sein Anſehen iſt traurig. Es iſt gutartig, lebt von Pflanzen, Milch, Honig, und liebt beſonders Aepfel. Anfangs will man es unter der Erde gefunden haben. In vier Jahren erwuchs es zur Bärengröße, und hatte die Sitte der Hunde, ſein Lager erſt einigemal zu umgehen, ehe es ſich niederlegte.

4. Die Ameiſenfreſſer, die Gürtelthiere, die Schuppenthiere.

Die erſtern haben Nägel, ſtark genug, um die unter- und oberirdiſchen Neſter der Ameiſen aufzuſcharren, und ſtatt der Zähne, in einer rüſſelförmigen Schnauze, eine lange ſchmale und klebrige Zunge, auf welcher Ameiſen, Termiten, und andere Inſekten hängen bleiben, die ſie dann verzehren. Die größeſten ſind, den Schwanz nicht mitgerechnet, etwa vier Fuß lang. Ihr Vaterland iſt das ſüdliche Amerika; doch ſind ſie auch in Afrika und Aſien nicht fremd.

Die eine Art iſt ſo groß wie ein Hund mittlerer Größe, eine andere dagegen klein wie ein Eichhörnchen, und faſt von derſelben Farbe, wie dieſes.

Die ſtarken gekrümmten Klauen an ihren Füßen dienen, die Ameiſenhaufen aufzukratzen, die in Amerika gewöhnlich ellentief liegen, und mit harter Rinde überzogen ſind. Auch auf die

Bäume klettern ſie, ſowohl Ameiſen, als Honig aufzuſuchen.

Gezähmt werden ſie mit Brodkrumen und kleingehacktem Fleiſch ernährt; ſie ſind mit dichten rauchen Haaren bedeckt, und die ſtarke Haut ſchützt ſie gegen die Biſſe der Ameiſen hinlänglich. — Das widrigſchmeckende Fleiſch wird dennoch gern von den Wilden gegeſſen, und das Fell dient zu Pelzwerk. — Man unterſcheidet mehrere und wenigſtens ſieben Arten dieſer, namentlich für jene Erdgegenden, nützlichen Thiere.

Der große Ameiſenfreſſer, Ameiſenbär,

in Südamerika, iſt durch den langen, runden Rüſſel, durch die Mähne, die über den Rücken hinläuft, und durch den langen Schwanz kenntlich genug, mit welchem er ſich gegen den Regen bedecken ſoll. Bis an den Schwanz iſt er etwa 4 Fuß lang. Die Vorderpfoten ſind mit vier, die hintern mit fünf Klauen verſehen.

Die Gürtelthiere (Armadille, Panzerthiere)

haben mit dem vorigen gleiches Vaterland, und gleichen an Größe und Geſtalt einem jungen Schwein. Vorder- und Eckzähne fehlen, die kurzen Backenzähne ſind walzenförmig, die Füße mit ſtarken Klauen verſehen, und ſtatt der Haare läuft vom Kopf bis zum Schwanze ein knöcherner Ueberzug, der auf dem Rücken aus beweglichen Gürteln beſteht, deren, nach der Arten Verſchiedenheit, drei bis achtzehn ſeyn können. Bruſt und Bauch ſind mit Borſten ſpärlich bewachſen. Das Weibchen ſoll monatlich vier Junge werfen. — Das Thier iſt uns noch lange nicht hinlänglich bekannt.

Sie leben in Höhlen, die ſie ſich ſehr leicht und ſchnell zu graben wiſſen, zumal wenn ſie verfolgt werden, doch rollen ſie ſich in dieſem Falle auch, wie Igel, zuſammen. Nur des Nachts

gehen ſie auf Nahrung aus, die meiſtentheils in Erdfrüchten, aber auch in Baumfrüchten beſteht. Sie ſollen auch Gewürme und Fleiſch (welches?) freſſen. Ihr Fleiſch ſoll im Geſchmack das Mittel von Spanferkel und Kaninchen ſeyn. Es ſind ſehr ſanfte und leicht zu zähmende Thiere, unter welchen man eine Art — den Tatu — beſonders zu nennen pflegt. Ein Naturforſcher in Amerika hat an 8 Arten gezählt. In Paraguai kommen ſie zu Tauſenden aus ihren Höhlen, und werden häufig geſpeiſt.

Die Schuppenthiere,

in Oſtindien, haben einen mit knochenartigen Schuppen beſetzten Leib, die wie Fiſchſchuppen, oder wie Tannzapfenſchuppen übereinander liegen, und zum Harniſch dienen. Die Kinnladen ſind zahnlos, die Zunge iſt lang und ſchmal, und jeder Fuß iſt mit fünf ſtarken, gekrümmten, ungleichen Klauen verſehen.

Im Bau iſt das Thier den Eidechſen, in der Lebensart den Ameiſenfreſſern ähnlich. Die Brüſte ſitzen zwiſchen den Vorderpfoten.

Werden ſie angegriffen, ſo rollen ſie ſich zuſammen. Man ißt ihr Fleiſch, beſonders den fetten Schwanz. Ihre Nahrung ſuchen ſie meiſtentheils des Nachts.

Der Manis oder das formoſaniſche Teufelchen hat die Größe einer jungen Katze, und ſchüttelt im Zorn die Schuppen.

5. Der Elephant.

Ganz allein und ohne Nebenarten ſteht der Elephant da in der Reihe der Thiere, und nur noch einige wenige andere Thiere (Rhinozeros, Giraffe u. ſ. w.) ſtehen eben ſo einzeln da, als er. — Die wenigen Abänderungen, die man nach Verſchiedenheit der Gegenden antrifft, ſind ſehr unbedeutend.

Die Höhe des fünfhuſigen oder fünfklauigen Thieres iſt im Mittel zwiſchen zwölf und vierzehn Fuß, und die Länge mit der Höhe faſt gleich. Man hat jedoch auch Elephanten von 17 Fuß geſehen; die auf Ceylon ſollen die größeſten ſeyn. Sie ſind in den Gegenden der Wendekreiſe in unglaublicher Anzahl vorhanden, und ſehen meiſtentheils aſchgrau, ſelten weiß oder röthlich und gefleckt. Die Vorderzähne fehlen, aber es ragen zwei Eckzähne oder Hauer hervor, die bei dem männlichen Geſchlecht oft von 78 bis an 200 Pfund ſchwer werden, indem das ausgewachſene Thier ſelbſt an 7000 Pfund wieget, und täglich gegen 100 Pfund Reiß und 150 Kannen Waſſer bedarf. Es ſoll an 200 Jahr alt werden können *), und lebt in wildem Zuſtand in großen Heerden beiſammen.

Das merkwürdigſte, ganz aus Nerven, Muskeln und Häuten beſtehende Glied des Thieres iſt die Rüſſelnaſe, unter welcher das verhältnißmäßig kleine Maul liegt, die es bis auf 7 und 8 F. verlängern und ausdehnen, und bis auf 2 Fuß zuſammenziehen kann, und an deren Ende eine Art Haken, gleichſam wie eine Fingerſpitze ſich findet, womit es mehrere kleine Geldſtücke auf einmal aufnehmen, Knoten auflöſen, Pfropfe aus Flaſchen ausziehen, und dergl. mehr kann. — Es kann der Elephant auch dieſen Rüſſel nach Belieben drehn und wenden, braucht denſelben wie eine Hand, ſteckt die Speiſen damit in den Mund, und ſchlägt damit den ſtärkſten bengaliſchen Tieger nieder. Gefühl und Geruch ſind wunderſam in dieſem Werkzeuge vereinigt; er riecht mit Wohlgefallen Blumen, und wittert diejenigen aus, die Etwas für ihn in die Taſche haben.

Seine dicke, nur mit einzelnen Borſten beſetzte Haut wird leicht runzlich, doch kann er dieſelbe in Falten ziehen, und dadurch viele Inſekten tödten, gegen deren Stich er, indem innerhalb der Falten die Haut feucht und weich iſt, ſo viel Empfind-

*) S. vorher die Beſchreibung des Menſchen. Lebensalter.

lichkeit hat, daß er zu ihrer Vertreibung Alles anwendet, ſie mit den Klatſchen ſeiner Ohrlappen, und mit abgebrochenen Baumbüſcheln fortjagt, auch wohl, wenn er ſich eben gebadet hat, mittelſt des Rüſſels ſich mit Staub beſtreut. Die Haare am Ende des Schwanzes ſind vorzüglich dick und ſtark. Die Füße, die an achtzehn Zoll ſtark ſind, haben Sohlen, die fünfmal eingeſchnitten – alſo gleichſam fünfhufig – und deren 5 Zehen mit der Haut überdeckt ſind.

So plump das Thier ſcheint, ſo behende und geſchickt iſt es im Laufen, Schwimmen, und vielen andern Verrichtungen. Seine Stimme, die etwas Aehnliches von der Stimme des Schweins und des Eſels hat, erhebt ſich, bei großem Schmerz, bis zum fürchterlichſten Brüllen. So ſanfter Natur der Elephant auch iſt, wird er doch furchtbar, wenn er heftig iſt. — Seltſam iſt es, daß, da er doch ſo gut ſchwimmt, er ſich doch fürchtet über Brücken zu gehen, daher man ihm die beiden Seiten der Brücke mit Gezweigen und Büſchen verdeckt, um ihm den Anblick des Waſſers zu entziehen. In ſchlammige Flüſſe, wo er mit ſeiner großen Körpermaſſe würde ſtecken bleiben, hüthet er ſich sehr zu gehen.

Schon von uralter Zeit her wurde dieſes Thier in Aſien als das Hauptthier in den Kriegen der Fürſten gebraucht, findet ſich jetzt noch an den Fürſtenhöfen Aſiens, aber meiſtens nur der Pracht wegen, und iſt zu mancherlei Verrichtung und Arbeit tauglicher und geſchickter, als ein ſtumpfſinniger und träger Menſch. — Daß man es ſchon ſo lange und ſo allgemein in Aſien gehalten hat, iſt ein Beweis, wie leicht es zu zähmen und anſtellig zu machen (abrichten iſt für dieſes Thier ein faſt zu unedler Ausdruck) geweſen ſeyn müſſe *). Es kommt dazu, daß es uns auch durch ſeine Aehnlichkeit mit dem moraliſchen Sinne

*) Und doch haben die Neger Afrika's keinen gezähmten Elephanten. — Freilich ſind die Hindus eine ſeit langer alter Zeit gebildete Nation.

des Menſchen ſo höchſt bedeutend und intereſſant wird; — eine Aehnlichkeit, worin ihm ſelbſt der dem Menſchen angeborne Begleiter und Haus-Genoſſe, der Hund, noch nachſteht.

Wie hoch die Achtung iſt, in welcher der Elephant ſchon von den älteſten Zeiten her ſtand, erſieht man ſchon daraus, daß man demſelben faſt allen Verſtand des Menſchen, im Wortſinne beinahe, beilegte; daß man von einer Sprache des Elephanten ſprach; ja daß man ihm eine Art Religion zuſchrieb. Hätte er einen Körper, wie der Orang-Utang, ſo hätte es wohl keinen Zweifel gelitten, daß man denſelben für eine wirkliche Menſchen-art würde ausgegeben haben. — Die Hindus, bei welchen von jeher die Seelenwanderung galt, glauben noch heutiges Tages, daß nur die Seele eines großen Mannes in einem ſo majeſtätiſchen Körper wohnen könne, als der Elephant ihn hat — eines Weiſen, oder eines Fürſten Seele.

Die weißen Elephanten erhalten in manchen Königreichen jenſeit des Ganges eine Art heiliger Ehrerbietung, haben eigenen Hofſtaat; eigene Bedienten, Gold- und Silbergeſchirre zur Pracht und beim Eſſen; Alles muß ſich vor ihnen beugen, indeſſen ſie ſelbſt nur vor dem regierenden Herrn ihr Knie beugen dürfen, der ſie aber dagegen höflichſt wieder begrüßt. — Um eines weißen Elephanten willen entſtand einmal ein Krieg in Hindoſtan jenſeits des Ganges, in welchem ein Staat zu Grunde ging. (Siam denke ich.) Der Fürſt eines benachbarten Staates hatte für den weißen Elephanten unermeßliche Anerbietungen gethan — erhielt ihn nicht, fing Krieg an, und eroberte Staat und Elephanten zugleich. — Aber der hindoſtaniſche Herrſcher glaubt auch, ſeiner Majeſtät einen bedeutenden Zuſatz verſchafft zu haben, wenn er in ſeinem Titel ſich einen Herrn des weißen Elephanten nennen kann. So iſt es denn freilich nicht ſo gar unglaublich, daß ein ganz fehlerloſer Elephant in Ceylon an 300,000 Thaler gekoſtet haben ſoll, wiewohl der Preis eines gewöhnlichen Elephanten nicht leicht über 3000 Thaler

hinausläuft. Dem berühmten Hyder Ali wurden täglich einmal, zu beſtimmter Zeit, ſeine Elephanten vorgeführt, die die Knie vor ihm beugten, indem die vorführenden Wärter riefen: „Herr! die Elephanten grüßen ihren Herrn!"

Noch jetzt iſt er in den Reichen jenſeits des Ganges, wo unſer Feuergewehr noch nicht ſo allgemein im Gange iſt, als in Vorderindien, ein bedeutendes Kriegsthier *), das ſeinen hölzernen Thurm trägt, aus welchem heraus einige Soldaten fechten, an deſſen Rüſſel und Seiten man (eine Nachahmung der alten Streit- und Sichelwagen) ſchneidende Schwerter und Degen befeſtigt hat, mit welchen es muthig die Linien des Feindes durchbricht. In den übrigen Gegenden ſind ſie durch das Feuergewehr, welches ſie ſehr fürchten, für den Krieg unbrauchbar gemacht worden. (Auch werden ſie, durch ſogenannte Kanonenſchläge und Schwärmer, von Verwüſtung der Felder abgehalten.) Aber den Fürſten, Nabobs und Subahs dienen ſie immer noch zum Reiten und Tragen, und bei Siegsgeprängen hat man ihrer oft an hundert, deren Zähne in goldene und ſilberne Ringe eingefaßt, deren Ohren und Wangen bemalt, und die mit Glöckchen und Schellen behängt ſind — ein Putz, in welchem ſie ſich recht wohlzugefallen, und ſtolzer einherzutreten ſcheinen.

Zur Begattungszeit ſondern ſich die wilden Elephanten paarweiſe von dem ganzen Trupp ab, und begeben ſich in das tiefſte Dickigt der Wälder, wo ſie auch bei großer Sommerhitze ſich gern aufhalten.

Lange war es ungewiß, wie lange die Elephantenfrau trächtig geht? Man hat von zwei, von anderthalb Jahren Schwangerſchaft, aber auch von 9 Monaten geſagt. Ein Fall, der

*) In Hinterindien gewöhnt man dieſelben, auf ausgeſtopfte Figuren losgehn, die einen Soldaten vorſtellen, und dieſelben zertreten.

wohl ſtatt aller gilt, gab 20 Monat und 19 Tage Trächtigkeit *). Wie er ſich begattet, davon wird noch etwas vorkommen. Das Junge — nur Eins auf jeden Wurf — iſt ſogleich nach der Geburt größer als ein wildes Schwein, bringt die Zähne mit auf die Welt, und nach 6 Monaten ſind die Hauer ſchon einige Zoll lang. — Ein halbjähriger Elephant ſoll die Größe eines Ochſen haben **). — Die Zitzen des weiblichen Elephanten liegen zwiſchen den Vorderbeinen, und wenn das Elephantenkind ſaugen will, legt es ſeinen Rüſſel auf der Mutter Achſel, und faßt die Warzen mit dem Maule.

Merkwürdig ſind, zum Theil wenigſtens, die Beobachtungen an den beiden Elephanten Hans und Grete, die ſich zu Paris vor etwa 15 Jahren in der Menagerie befanden.

Der Elephant trinkt auf zwei Tempo's. Erſt wird der Rüſſel voll Waſſer gezogen, dann erſt durch den Rüſſel in den Mund gebracht.

Zwiſchen Augen und Ohren iſt eine kleine Spalte oder Ritze, die ſich von Zeit zu Zeit öffnet, und eine leimartige Feuchtigkeit herauströpfeln läßt. Während dieſer Abſonderungen waren Hans und Grete ſo böſe, daß ſich ſelbſt der Wärter in Acht nehmen mußte, namentlich in der letzten Zeit dieſes Auströpfelns, wo die Thiere oft ſo krank waren, daß ſie nicht freſſen wollten.

Bei Hans hing das männliche Zeugungsglied oft bis zur Erde herab, er konnte ſich die Seiten damit ſchlagen, und der Saame floß zu Zeiten in Menge aus. — Beim Hinlegen ſtreckten ſie alle Viere aus, ſtützten ſich beim Setzen auf dem Steiß, und im Marſchiren bergab ging es ſehr unbehülflich.

*) Ob man hiernach nicht vielleicht das Lebensalter des Elephanten muthmaßlich beſtimmen könnte? —

**) Welches der Verfaſſer, zufolge der Größe eines dreijährigen Elephanten, den er nebſt deſſen Mutter ſahe, bezweifelt.

Alles unterſuchten dieſe Thiere genau. Der Stallknecht hatte eines Tages ſeinen Huth liegen laſſen. Sie holten denſelben, zeigten ihn ſich, zerbiſſen ihn zuletzt, und fraßen auch ein Stück davon auf.

Man will in Hindoſtan kein Beiſpiel wiſſen, daß dieſe Thiere ſich im gezähmten Zuſtande begattet hätten. Man beſchloß einen Verſuch mit Muſik. Es kam in der That bei Greten ziemlich weit, aber Hans war zu phlegmatiſch. Als die Muſik begann, hörten ſie auf zu freſſen, ſo angenehm auch ihr Futter war, dreheten ſich um und forſchten nach den Tönen, und als ſie dieſelben von einer Gallerie herabkommen ſahen, und die Muſikanten nebſt einer Menge Zuſchauer erblickten, wurden ſie unruhig, hörten auf dem Kornack oder Wärter Kareſſen zu machen, und unterſuchten Alles, wahrſcheinlich, weil ſie eine Schlinge fürchteten. Doch wurden ſie bald ruhig, und bei einer tanzartigen Muſik drückten ſie mit ſchnellerm oder langſamern Gang die Bewegungen derſelben aus, und ſtießen zuweilen einen lauten Schrei aus, welches auch bei einer Arie geſchahe, die ihnen ſehr zu gefallen ſchien. Bei einer andern mit dem Fagott begleiteten Arie wurde Grete ſehr erregt, legte ihren Rüſſel erſt auf Hanſens Rücken, dann auf deſſen Hals, drückte hierauf ihre Brüſte mit der Rüſſelſpitze, und fuhr ſodann mit derſelben in Hanſens Ohr. — Als der Marſeiller Marſch, mit dem Flageolett begleitet, geſpielt wurde, verdoppelten ſich die Schritte der Thiere, und Gretens Liebkoſungen; aber — Hans blieb dumm. Bei einer Wiederholung des Marſches ſtimmte Grete faſt trompetenartig mit ein, ſchlug ſchnell die Ohren gegen den Kopf, betaſtete mit dem Rüſſel das Männchen an allen empfindlichen Orten, ſchlug es mit dem Fuße, warf ſich auf den Rücken, ſtreckte alle Viere von ſich, und ſtieß Schreie des Verlangens aus; erhob ſich ſodann wieder und ging nach der Muſik. Eine Muſik 16 Tage darauf machte tiefen Eindruck und erregte Zärtlichkeiten. Die Rüſſel umſchlangen ſich, der Saame floß aus, unter

welchen ſie Heu und ihren Urin miſchten, und ſodann dieſes Gemenge begierig fraßen. Noch weiter ging die Sinnlichkeit bei nachmaligen Konzerten, doch nie bis zur Begattung, deren Art jedoch jetzt gewiß iſt, und wie bei Pferd und Rindvieh vor ſich geht *).

Als eines Tages Hans gegen Gretens Liebkoſungen unartig war, und dieſe mit dem Kopfe ſtieß, wollte ihm ſein Kornack Lebensart und Galanterie lehren, und gab ihm einige leichte Schläge mit dem Stiel ſeiner Pike. Hans nahm das ſehr übel, ſchlug ſeinen Führer zweimal, und da dieſer das Thier züchtigen wollte, entriß es ihm die Pike und zerbrach ſie. Den ganzen Tag lang nahm Hans von ſeinem Führer nicht Brodt, noch Wurzeln, noch Näſchereien, noch friſches Waſſer — von Andern nahm er, was geboten wurde. Erſt am andern Morgen war ſein Unwille vorüber.

Es iſt geſagt, daß die wilden Elephanten in Heerden umherziehen. Haben ſie Nachſtellungen zu befürchten, ſo decken die die ältern und größeren die Seiten, und zwiſchen ihnen gehn die jüngern. Nur die Einzelnen, die hinter dem Trupp herſtreichen, darf der Jäger anzugreifen wagen. Doch in Gegenden, wo der Elephant nur ſelten beunruhigt wird, iſt derſelbe viel ſorgloſer, und in Afrika ſtreift er bis dicht an die Hütten der Neger, die er oft umwirft.

Nur Einiges von Gelehrigkeit, Kunſt, Ueberlegung und Naturell dieſes Thieres, deſſen Stärke dem Menſchen überaus nützlich iſt, indem es Laſten von zwei, ja viertauſend Pfund ſoll bewegen, und 28 Menſchen tragen können. Es kniet, damit man auf ſeinen Rücken hinaufſteigen, oder es beladen könne, zieht Wagen, Kanonen, hilft Schiffe fortbewegen u. ſ. w.

Beim Schiffsbau in Goa werden immer einige Elephanten unterhalten. Ein Elephant daſelbſt nahm den Strick, mit wel-

*) Daß ſich aber Grete in der eben erſt erwähnten Entzückung auf den Rücken warf, — iſt doch vielleicht auch zu bedenken.

chem einige große Balken zuſammengebunden waren, ins Maul, wand ihn einigemal um ſeinen Rüſſel, zog die Balken fort, und, lagen ihm andere im Wege, hob er die ſeinigen mit dem Fuße darüber hin.

Mit Sanftmuth und Güte, und mit einer Flaſche ſtarken Getränkes bringt man ihn zu den ſchwerſten Arbeiten, keinesweges aber mit Mißhandlungen, die ihn ſehr böſe machen. Ein einziges Wort thut mehr als der mit Eiſen beſchlagene Stock des Kornacks. Mit der größeſten Behutſamkeit ſchafft er große Ballen Waaren in die Schiffe und Boote, und verhüthet ſehr, daß nichts zerbreche oder durchnäßt werde; ſchichtet die Ballen, unterſucht mit dem Rüſſel, ob ſie feſt liegen, legt unter die rollenden Fäſſer Steine u. ſ. w. Kurz, er thut bei dieſem Geſchäfft, was nur immer ein menſchlicher Arbeiter thun könnte.

Man hat Elephanten geſehen, die durch das Verſprechen von Obſt, und ſonderlich von Brantwein dazu vermocht, das mißlich ſchwere Geſchäfft übernahmen, Mauern niederzureißen. Ohne Führer ſtrengten mehrere Elephanten ihre Kräfte an, ſtießen mit den durch Leder geſchützten Rüſſeln mit wiederholten Stößen gegen den ſtärkſten Theil der Mauer, unterſuchten und beobachteten aber dabei ſehr ſorgfältig, ob etwa die Mauer zum Einfallen fertig ſey, und als Alles locker genug war, ſtrengten ſie noch einmal alle ihre Kraft an, und zogen ſich dann ſchnell zurück, um von der nachſtürzenden Maſſe nicht beſchädigt zu werden.

Es würde ein eigenes Buch erfordern, alle ſogenannten Anecdoten von dieſem Thiere aufzuführen. Nur einige müſſen noch eine Stelle finden.

Selbſt das ihnen gehäſſige Feuergewehr haben einige Elephanten von Ceylon ertragen lernen; aber es koſtete viele Mühe. Auch koſtet es viel Mühe, ihn zur Tigerjagd abzurichten, da er ſelbſt den todten Tiger ſehr ſcheuet, ohne Zweifel, weil dieſes Thier ihm auf den Hals ſpringt, wo er ſich am wenigſten ver-

theidigen kann. Man gewöhnt ihn zuerſt auf ein Tigerfell zu treten. Im Kampfe mit dem Krokodill bemüht er ſich, dieſen Feind gegen die Erde zu drücken, oder ihn mit den Hauern in die Höhe zu ſchleudern, und dann zu zertreten.

Ein Kornack füllte, auf den Wunſch eines Europäers, den kupfernen Waſſertrog ſeines Elephanten, der ein Loch bekommen hatte, mit Waſſer. Sobald das Thier die ſchnelle Abnahme deſſelben bemerkte, hob es den Trog mit dem Rüſſel auf, wo denn das Auslaufen des Waſſers ſehr ſichtbar wurde. Das Thier eilte mit ſeinem Troge zum nächſten Waſſer, und verſuchte es ſelbſt voll zu ſchöpfen, und ward, da es ſich getäuſcht ſahe, gegen den Kornack ſo grimmig, daß dieſer ihn kaum durch gute Worte und Rack beſänftigen konnte. Und als das Gefäß ausgebeſſert, und das Waſſer hineingeſchüttet ward, hielt der Elephant das Gefäß ſelbſt in die Höhe, überzeugte ſich, daß es nicht mehr rinne, und ward ruhig.

In Pondichery wurden die Elephanten bei einem offenen Schneiderladen vorbei getrieben.

Aus Muthwillen oder Neugier legt einer von den Elephanten ſeinen Rüſſel auf den Laden, und die Schneider mit ihren Nadeln prickelten ihn in den Rüſſel. Schnell trieb der Kornack, der den Zorn des Thieres fürchtete, ihn und die übrigen zum Fluſſe. Sie badeten ſich, wie gewöhnlich, mit großer Sorgfalt. Das geprickelte Thier behielt aber, nachdem es ſich gereinigt hatte, den ganzen Rüſſel voll Schlammwaſſer, und überſchwemmte, zur Vergeltung, auf dem Rückwege die Schneider und ihren Arbeitstiſch damit.

In Paris ſollte ein Elephant gezeichnet werden, namentlich auch mit in die Höhe gerichtetem Rüſſel, und offenem Munde. Der ſeitwärts ſitzende Zeichner ließ zu dieſem Zwecke Obſt durch ſeinen Bedienten in die Höhe werfen, welches der Elephant auffing. Nachmals befahl er dem Bedienten, nur ſo zu thun, als würfe er Obſt in die Höhe. Das betrogene Thier errieth bald

den Urheber dieſes Betrugs. Nicht dem Bedienten vergalt es, ſondern deſſen Herrn, auf welchen er einen Waſſerſtrahl ſprützte, und die ganze Zeichnung damit verderbte.

In einer Schlacht hatte ein Elephant eine ſtarke Fleiſchwunde erhalten. Nachdem man ihn zwei oder dreimal in das franzöſiſche Hospital zum Verband geführt hatte, ging er von ſelbſt dahin. Der Wundarzt gebrauchte beiſſende Mittel, ja er brannte einigemale die Wunde aus. Das verſtändige Thier hielt geduldig aus, wiewohl es ächzte und ſtöhnte, und äußerte Empfindungen der Dankbarkeit gegen den Wundarzt.

Ein anderer Elephant hatte ſich bei der Belagerung von Madras 1758 eine Fußangel in den Fuß getreten. Das arme Thier hielt allen Leuten ſeinen Fuß hin, und ſchrie ſehr kläglich, ohne daß Jemand errieth, was es wollte. Ein alter Soldat ſahe endlich nach dem Fuße, ſchnitt die Haut auf, holte die Angel heraus, und verband die Wunde, wobei das Thier ſtill auf der Seite lag, und den Fuß hinhielt. Die Wunde heilte bald, und der Soldat wurde nachmals immer von dem Thiere geſchmeichelt.

Ein junger Elephant, der in einer Schlacht eine ſtarke Kopfwunde bekommen hatte, wurde ſo wüthend, daß man ihn nicht verbinden konnte. Der Wärter verfiel auf eine Liſt. Er gab der Mutter des Elephanten durch Wort und Zeichen zu verſtehen, worauf es ankomme, und ſogleich ergriff dieſe das jüngere Thier mit dem Rüſſel, hielt es ſo lange zur Erde nieder, bis es verbunden war, und verrichtete täglich dieſen Dienſt, bis das Thier wiederhergeſtellt war.

Ein Elephant, der ganz frei in den Straßen von Neapel umherging, that Niemand etwas zu Leide. Er und die Kinder ſpielten häufig zuſammen, und er nahm ſie mit ſeinem Rüſſel, und ſetzte ſie ſich auf den Rücken, ließ ſie reiten, und ſetzte ſie wieder herunter. Ungeheißen half er den Maurern, die am königlichen Schloſſe arbeiteten, that die Dienſte des beſten Hand-

langers, und trug ihnen Waſſer zu, welches er, in einem großen kupfernen Gefäße, aus einem benachbarten Brunnen ſchöpfte. Da er bemerkt hatte, daß man die durchlöcherten Gefäße zum Kupferſchmidt ſchaffte, um ſie ausbeſſern zu laſſen, und einmal auch aus dem Gefäße, mit welchem Er ſchöpfte, das Waſſer herauslief, trug er es von ſelbſt zum Kupferſchmidt, und da daſſelbe ausgebeſſert war, ſetzte er ſeine Arbeit damit fort.

Von der Anhänglichkeit des Elephanten, wie von ſeiner Empfindlichkeit, die leicht in Wuth ausartet, hat man viele Beiſpiele.

Ein Elephant befand ſich faſt niemals wohl, wenn nicht ein kleines Kind bei ihm war, welches er überaus liebte. Die Amme des Kindes legte es in die Wiege, und ſteckte dieſe dem Elephanten zwiſchen die Beine, woran das Thier ſich ſo gewöhnte, daß es zuletzt nicht mehr freſſen wollte, wenn das Kind nicht zugegen war. Er wehrte demſelben mit ſeinem Rüſſel die Fliegen ab, und wiegte es, wenn es ſchrie.

Zu Kaſſel mochte der Wärter ſeinen Elephanten zu füttern wohl mehrmals verſäumt haben. Aufgebracht darüber, riß ſich das Thier einſtmals los, kroch durch eine enge Thür in des Wärters Stube, fraß und ſoff, was da war, nahm ſodann, was es faſſen konnte, Kleider, Betten, Wäſche, trug es in den Winkel ſeines Stalles, ließ ſeinen Urin darauf, und zerſtampfte es nun mit ſeinen Füßen.

In einer Stadt Hindoſtans pflegte eine Gärtnersfrau, die auf dem Markte ſaß, einem Elephanten, der mit den andern zur Tränke geführt wurde, gewöhnlich eine Hand voll Küchenkräuter zu geben. In der Brunftzeit bekam das Thier einmal den Koller, und jagte alle Leute vom Markte fort. Auch die Gärtnerin ergriff eiligſt die Flucht, vergaß aber in der Angſt, ihr Kind mitzunehmen. Jedermann hielt daſſelbe für verloren, aber das Thier kannte auch jetzt die Stelle, wo es Wohlthaten empfangen hatte, und gleichſam ſelbſt fürchtend, es könne in ſeiner

Wuth dem Kinde gefährlich werden, hob es daſſelbe auf das Dach einer Krambude, und rannte fort.

Viele andere Geſchichten, zumal die zu ſehr bekannten, verſchweigen wir gern, und bemerken nur noch Folgendes.

Es ſcheint, daß der gezähmte, und wieder frei gewordene Elephant, nicht ganz ungern zum zweitenmal in ſeinen dienſtbaren Zuſtand zurückkehre.

Ein entlaufener Elephant wurde 18 Monat nach ſeiner Flucht wieder in einer der großen Verzäunungen getroffen, worin man die Elephanten in ganzen Heerden zu fangen pflegt. *) Alles kam vor Neugierde herbei; kam ihm aber Jemand zu nahe, ſo ſchlug er erboßt mit ſeinem Rüſſel nach ihm. Aber ein alter Jäger ritt auf einem zahmen Elephanten zu ihm hin, befahl ihm, ſich niederzulegen, indem er ihn zugleich bei dem Ohre zupfte. Das Thier ſchien zwar erſtaunt, gehorchte aber gleich, und machte ein gellendes Quiken, woran es kenntlich war. In wenigen Tagen war es eben ſo lenkſam wieder, als zuvor.

Ein anderer Elephant war ſchon zweimal gefangen, rettete ſich wieder, und kam zum drittenmal in die Verzäunung, nachdem er zehn Jahre in der Wildniß geweſen war. Er horchte auf ſeinen Namen, blieb unter den übrigen wüthenden Thieren ruhig, hüthete ſich aber, dem Ausgange nahe zu kommen. Da er ſich nach 18 Tagen nebſt einem Weibchen und acht Jungen allein in der Einfaſſung befand, fing man das Weibchen; ſein ehemaliger Herr und die Jäger kamen herbei. Er fraß ihnen

*) Dieſe Verzäunungen ſind in kleinere vertheilt, und die Thiere werden von der einen in die andere gelockt, bis ſie alleſammt in die letztere kommen. Doch fängt man auch die männlichen Elephanten mit dazu abgerichteten Kumkis oder weiblichen Thieren, einzeln, wiewohl mit großer Gefahr. Indem die Kumkis, deren man viere braucht, dem Männchen ſchmeicheln, ſchleichen ſich die Leute unter ſeinen Bauch, und binden die Füße mit Stricken und Tauen.

Platanenblätter aus der Hand, ließ ſich ſogar unter Streicheln und Schmeicheln ein ſolches Blatt ins Maul ſtecken, aber zahme Elephanten — die zum Fang der wilden gebraucht worden — ließ er anfangs nicht an ſich kommen, wurde aber doch bald mit einem derſelben vertraut. Ein Wärter ſchlang ihm nun ein Seil um den Leib, an welchem er ſich auf ſeinen Rücken ſchwang, welches er anfangs nicht ſchien leiden zu wollen, litt es aber dennoch, ließ ſich, wie ein gezähmter, auf die Knie nieder, und erhob ſich erſt wieder auf Befehl; der Kornack fütterte ihn nun von ſeinem Sitze herab, gab ihm ſeinen Stab zu halten, ließ ſich ihn wieder geben u. ſ. w. — Kurz das Thier konnte noch alle ſeine Künſte.

Vor Hünern und Schweinen ſcheint der Elephant einen natürlichen Abſcheu zu haben, wie man denn mancherlei Aehnlichkeiten bei andern Thieren auch findet. Auf einem Schiffe, auf dem ein Elephant war, war ein Hahn losgekommen, und auf den Elephanten geſprungen, das Thier wurde wüthend, und wär' ihm nicht glücklicherweiſe der Hahn unter die Füße gerathen, und von ihm zertreten worden, wer weiß, welch einen übeln Ausgang es für Schiff und Mannſchaft hätte nehmen können. — Der zahme Elephant in der Menagerie zu Verſailles nahm ſchon die Flucht, wenn er nur ein Schwein ſchreien hörte.

Nach Percivals Nachrichten über Ceylon ſoll irgend ein kleines Thier — man weiß nicht welches? — dem Elephanten ſehr gefährlich ſeyn, weil es in ſeinen Rüſſel kriecht, bis zu dem Kopfe hinauf, und ihn hier ſo lange martert, bis er ſtirbt. Darum ſollen die Elephanten nie gern ihren Rüſſel auf die Erde legen.

Unter den alten Sagen von Elephanten *) ſcheint doch die einigen Grund zu haben, daß er, der Unbehülflichkeit ſeines Körpers wegen, nicht wieder aufſtehen könne. Dem ſehr alten Elephanten mag, wie dem alten und zu ſehr beleibten Menſchen, das Aufſtehen wohl beſchwerlich fallen; daher ein alter Elephant zu Verſailles ſich in den fünf letzten Jahren ſeines Lebens nicht mehr niederlegte, ſondern ſchlafend ſich an die Mauern anlehnte. Hatte er ſich gelegt, und war krank, ſo mußte man ihm mit Winden aufhelfen. Um ſeine ſchweren Hauer zu tragen, hatte er ſich zuletzt Löcher in die Wände ſeines Behältniſſes gearbeitet, in welchen die Zähne ruheten.

Was man in neueſten Zeiten von zwergartigen Elephanten benachrichtigt hat, ſcheint doch mehr auf eine kränkliche Ausartung, denn auf eine eigentliche Art zu deuten.

Die Unterſchiede, welche man zwiſchen dem afrikaniſchen und aſiatiſchen Elephanten hat aufſuchen wollen, ſind vielleicht nur allzuſehr geſucht.

Was die Benutzung des Elephanten betrifft, ſo iſt ſchon Mehreres davon vorgekommen. Der Hauptnutzen des getödteten Elephanten wird aus den Hauern des Männchens genommen, die wenigſtens 50 Pfund ſchwer ſeyn müſſen. An der Wurzel ſind die Zähne hohl und zum Gewerbsgebrauch eben daher am unterſten Ende untauglich. Man macht Doſen, Kämme, in Oſtindien Trinkbecher, Würfel, Nadelbüchſen, Spielmarken, Stockknöpfe u. ſ. w. daraus. Manche andere technologiſche Anwendungen gehören nicht weiter hieher. Vielen Afrikanern iſt Elephantenfleiſch ein herrlicher Leckerbiſſen, und man

*) Z. B. daß ein Elephant des Königs Pyrrhus des Nachts im Mondenſchein ſich im Schreibenlernen geübt habe.

fängt ihn deshalb in Gruben. Andere, namentlich einige abyſſiniſche Nationen, hauen ihm bei der gefährlichen Jagd, die ſie zu Pferde auf ihn machen, die Flechſen der Hinterfüße durch, und tödten ihn dann mit Lanzen, um ſeines Fleiſches willen.

6. Das Rhinozeros, Nashorn

hat oben und unten zwei voneinanderſtehende Vorderzähne, und ſteht faſt eben ſo einzeln da in ſeinem Geſchlecht, wie der Elephant, nächſt welchem es das größeſte Thier iſt. Doch ſind ſeine Verhältniſſe ganz anders, als beim Elephanten, indem das Thier faſt noch einmal ſo lang iſt, als hoch. Es iſt nämlich etwa 6 bis 7 Fuß hoch.

Es iſt ein pflanzenfreſſendes Thier, welches uns noch immer ſehr unbekannt iſt. Seine Heimath iſt Oſtindien und das heiſſere Afrika. Ueberhaupt lebt es wohl nur innerhalb der Wendekreiſe. Man unterſcheidet zwei Arten, oder wohl nur Abarten, und auch dieſe wollen nicht von Allen geſtattet werden, indem ſie das zweigehörnte Thier als eine Zufälligkeit oder Spielart angeſehen wiſſen wollen. Indeſſen mögen dieſe Unterſchiede doch wohl bleibend ſeyn. Das aſiatiſche Thier mit dreihufigem Fuße hat Ein Horn vorn auf der Naſe, und in jeder Kinnlade, außer den erwähnten Vorderzähnen, auch Schneidezähne, die dem zweigehörrten afrikaniſchen fehlen ſollen. Das eine rückwärts gekrümmte Horn ſitzt vorn auf der Naſe, kann etwa bis gegen zwei Fuß halten, und ſitzt locker in der Haut. Das mehr nach der Stirn zu ſitzende iſt etwas kürzer *).

Der Bau ſeines Kopfes naht ſich dem Schweinekopf, auch in Anſehung der darinliegenden ſehr kleinen Augen. Die Oberlippe ragt über die Unterlippe her, und bildet gleichſam einen biegſamen Rüſſel, den es etwas verlängern und verkürzen, und womit es einen Stock umfaſſen, und alſo auch Laub und Gras

*) Man hat ſogar auch dreihörnige Thiere gefunden.

abreißen kann. Hals und Beine ſind kurz, namentlich die letztern; die Vorderbeine ſind gebogen, wie bei den Dachshunden, die graue oder ſchwärzlich braune Haut iſt an zwei Zoll dick, ſo überaus feſt, daß man faſt unverwüſtliche Peitſchen, Spatzierſtöcke und Panzer daraus machen kann, und ſelbſt gewöhnlichen Kugelſchüſſen undurchdringlich. Sie liegt in mehrern Schildern über dem Körper, iſt aber in den Falten, auch zwiſchen den Ohren weich und dünne, ſo daß ſich das Thier ſo ziemlich frei bewegen kann. — Ob daher Vaillants Behauptung, daß das Thier nur in gerader Richtung gut ſehe — (falls dies nicht lediglich auf dem Bau der Augen beruhen möchte) gegründet ſey, können wir nicht entſcheiden. Geruch und Gehör ſcheinen äußerſt ſcharf und fein zu ſeyn.

Es liebt die ſumpfigen Gegenden, wälzt ſich dort, wie das Schwein, im Schlamm, welcher gegen die empfindlichen Inſektenſtiche ihm als Panzer dient, und grunzt wie ein Schwein. In den undurchſuchten Gegenden Siams mag es ſich vorzüglich aufhalten.

Es lebt von ſtachligen, diſtelartigen Gewächſen, und ſeine Zunge iſt ſehr rauh. Mit dem fingerähnlichen Fortſatze der Oberlefze befühlt es erſt ſeine Nahrung.

Die Thiere ſind friedfertig, gereizt aber ſehr wild und böſe, reißen mit den Hörnern die Erde auf, ſchleudern Steine mit den Hufen umher, zerbrechen junge Bäume, ſpritzen im Laufe den Urin hinter ſich, und zerſtampfen den gröbern Auswurf mit den Füßen.

Man fängt in Siam mehrere derſelben auf einmal, welches jedoch bei den Erwachſenen mit großer Gefahr und Schwierigkeit verbunden, und daher höchſt ſelten iſt. Man ſucht jüngere Thiere einzufangen und zu zähmen, welches nicht ſehr ſchwer zu ſeyn ſcheint.

Es iſt Fabel, daß das Thier eine angeborne Feindſchaft gegen den Elephanten habe; aber die mord- und blutgierigen

Römer brauchten dieſelben zu Kämpfen gegeneinander, und Auguſt bei ſeinem Triumph über Aegyptens Königin Cleopatra führte das Nashorn zuerſt auf.

Ihr von Europäern als grob und unzart wenig geſchätztes Fleiſch ſcheint doch den Siamern ein Leckerbiſſen. Sie räuchern es und beſchenken ſich damit.

Aber weit höher wird das Horn des Thieres unter Aſiens Fürſten gehalten, aus welchem ſie ſich Trinkbecher machen laſſen, weil dieſe gegen alles Gift bewahren ſollen. Die Windungen dieſer Hörner gehen nach verſchiedenen Richtungen, und der Stoff derſelben ſcheint mit unſern Stierhörnern einerlei zu ſeyn. Siams König ſchenkte daher auch durch ſeine Geſandtſchaft Ludwig dem 14ten mehrere Rhinozeroshörner. — Auch das Blut dieſer Thiere, beſonders das Herzblut, braucht man in Siam als ein köſtliches Arzneimittel.

Man weiß nicht, wie lange das Weibchen trägt. Es bringt Ein Junges, welches wie ein zweijähriges Schwein groß ſeyn ſoll — ſoll!

Das zweijährige Thier, welches 1739 aus Bengalen nach London gebracht wurde, bekam täglich 7 Pfund Reiß, mit 3 Pf. darunter gemiſchtem Zucker, außer vielem Gras, welches es grün lieber fraß, als getrocknet. Es trank ſehr viel Waſſer, war ſehr ſanft, und ließ ſich überall betaſten. Nur wenn man es ſchlug, oder es hungern ließ, wurde es ſehr böſe, doch wurde es beruhigt, wenn es zu freſſen bekam. In ſeiner Heftigkeit, wobei es ſich hoch in die Höhe hob, und mit dem Kopf gegen die Mauern rannte, war es bewundernswerth gewandt und viel hurtiger, als man es einem ſo ſchwerfälligen Thiere hätte zutrauen ſollen. Die Stimme deſſelben war etwa, wie bei einem Kalbe (und alſo nicht wie bei einem Schweine).

Anmerk. Seit uralten Zeiten wird eines Einhorns in Afrika erwähnt, eines ganz andern Thieres, als des Nashorns. Die Buſchhottentotten auf Afrika's Südſpitze ver-

ſicherten Barrow nicht nur das Daſeyn eines ſolchen Thieres, ſondern ſie hatten ſogar eine Art roher Zeichnung davon. Kein Europäer hat in neuern Zeiten ein ſolches Thier geſehen, und es ſcheint daher leicht, die ganze Nachricht davon für eine Fabel zu erklären. Aber die Frage iſt nur nicht damit erklärt, wie man überhaupt auf den Gedanken von einem ſolchen Thiere hätte fallen mögen, wenn überhaupt niemals eins vorhanden geweſen wäre? *)

---

7. Das Flußpferd—Flußochſe—Seekuh—Hippopotamus

ſteht auch ohne Verwandten, einzeln in ſeiner Art da, iſt etwa ſo groß wie das Rhinozeros, und ziemlich ſo lang, aber nur halb ſo hoch als der Elephant. Man giebt ſogar 17 F. Länge bei 7 F. Höhe an. Es iſt nur in einer Art Gewieher, und ſonſt in keinem Stücke dem Pferde ähnlich, und da es ſich einſt ſehr häufig an und in dem Nil faſt überall aufhielt — (jetzt iſt es nur noch in einigen obern Gegenden des Nils anzutreffen) ſo nannte man es auch Nilpferd.

Das Thier ſcheint wie das vorige, höchſt plump, nimmt ſein Lager im Schilfe der Flüſſe, auf deren Boden es ganz gemächlich eine kurze Zeit umhergeht (welches wohl ohne Zweifel mit ſeiner Art Ernährung zuſammenhängt), wo es aber ſodann hervorkommen muß, um friſche Luft zu ſchöpfen. Sein Gewicht beträgt zwiſchen drei und viertauſend Pfund.

Der dicke unförmliche Kopf hat viel Aehnlichkeit mit einem Ochſenkopfe, und der aufgeſperrte Rachen iſt fürchterlich groß, wiewohl das Thier, ungereizt, ebenfalls ſehr friedlich iſt, und keineswegs blutgierig. Die Zähne des Rachens ſind bis zu einer Elle lang, und an 6 oder ſieben Pfund ſchwer. — Es hat

*) Es iſt aber auch die Frage nicht zu verſchweigen, wie man auf die weitverbreitete Idee von einem Drachen gekommen iſt?

vier Vorderzähne in beiden Kinnladen; die obern ſtehen paarweiſe beiſammen, und von den untern ſind die mittlern länger. Von den einzelnen Eckzähnen ſind die untern größer und rückwärts gekrümmt. Augen und Ohren ſind klein. Steife Haare ſtehen ums Maul, und die zollſtarke ſchwärzliche Haut, die man wie die Haut des Nashorns benutzt, iſt ſpärlich mit weißen Haaren überſäet. Der kurze Schwanz ſoll etwas geſchuppt ſeyn. Der huſige Fuß iſt gleichſam in vier Klauen gerändert.

Die meiſte Thätigkeit des Thieres iſt zur Nachtzeit, da es hingegen des Tages im Lager ſich befindet.

Reiß, Zuckerrohr, und andere Gewächſe ſind ſeine Nahrung. Es läßt ſich abſehen, wie vielen Schaden ein ſo großes Thier in den Pflanzungen anrichten müſſe. Daß es auch Fiſche freſſen ſoll, iſt glaubhaft, wiewohl nicht genug bewährt, eben ſo wenig, als daß man es jung ſoll gezähmt haben.

Sein Fleiſch ſoll einen guten Geſchmack haben, und die geräucherte Zunge ein Leckerbiſſen ſeyn. Aus ſeinem Speck — man will tauſend Pfund aus Einem völlig erwachſenen gewonnen haben — bereitet man Thran, und ſeine Zähne werden wie Elfenbein benutzt, und noch höher als dieſes geſchätzt. Es ſoll Ein Junges werfen.

Schade! daß wir von Art und Natur, Bau und Einrichtung dieſes amphibiſchen Thieres ſo gar wenig wiſſen.

---

8. Der Giraffe oder Kameelparder

iſt auch eins von den einzig ohne Arten daſtehenden Thieren, und gehört zu den größeſten Landthieren. Nur in der Südſpitze Afrika's ſcheint es recht zu Hauſe zu ſeyn. Weil es vorn an Höhe und langem Halſe, beſonders aber an Flecken dem Parder ähnelt, hat man es Kameelparder benannt.

Es iſt ein nur pflanzenfreſſendes, und furchtſames Thier. In der untern Kinnlade hat es 8 Vorderzähne. Mit den lan-

gen Vorderbeinen kann es, bis zum aufgerichteten Kopf hin, wohl an ſiebzehn Fuß, hinten an den viel kürzern Hinterbeinen etwa halb ſo viel halten, und in der Länge an zwanzig Fuß betragen.

Sein Hals, unter allen Vierfüßlern der längſte, wird von ihm ſtets hoch getragen, und ſo wird es ihm nicht ſchwer, die Baumblätter zu erreichen.

Es ſtehen zwei kurze grade und an den Spitzen abgeſtumpfte Hörner auf ſeinem Kopfe, mit welchen es ſich wahrſcheinlich eben ſowohl, als mit ſeinen Hufen zu vertheidigen wiſſen wird. Sein Gang ſcheint ſchwerfällig und unbeholfen, und hat wegen des Vor- und Rückwärtsſchwankens etwas Eigenes, iſt aber ſchnell genug, um von keinem Pferde eingeholt werden zu können.

Das Thier ſoll jährlich Ein Junges werfen, und iſt uns übrigens, Vaillants naturgeſchichtlichen Bericht mit eingerechnet, noch immer ſehr fremd.

9. Der Tapir oder Anta,

Amerika's größeſtes Thier, faſt ſo groß wie ein Ochſe, und ſonſt im Bau, und namentlich am Rüſſel, einem Schwein, in der Lebensweiſe aber dem Nashorn ſehr ähnlich. Die Naſe iſt ebenfalls, wie beim Elephanten und Rhinozeros, in einen dünnen beweglichen Rüſſel verlängert, der über die untere Kinnlade merklich hervorragt, und zum Anfaſſen oder Abreißen von Laub, Kraut u. ſ. w. ſehr gemacht iſt. Der kurze Schwanz iſt kahl, die Füße ſind kurz und plump, die Farbe iſt braunroth. Ueberhaupt hat es mit dem Flußpferd das Plumpe, den Aufenthalt im und am Waſſer, ſein Lager in Sümpfen, aus welchem es nur zur Nacht gern herausgeht, und ſeine Nahrung von Pflanzen und Wurzeln, namentlich von Zuckerrohr, gemein, eben ſowohl, als die ſtarke Haut und die Hufen. Es iſt übrigens furchtſam und wehrlos, und wie man es den Elephanten Amerika's hat nennen können, iſt kaum zu begreifen, zumal da es, wird es

verfolgt, am liebſten mit Schwimmen ſich rettet, und eine Weile unter Waſſer bleiben kann.

Das Thier lebt nicht leicht geſellig, und nur zur Zeit der Paarung ſieht man zwei beiſammen.

Man benutzt in ſeiner Heimath ſein Fleiſch und ſein Fell.

Man ſieht aus der Beſchreibung, wie unbekannt das Thier noch iſt. — Daß es zwiſchen 30 und 40 Jahr alt werden ſoll, ſteht nicht zu erweiſen. Merkwürdig iſt es, daß dieſes Thier in beiden Kinnladen 10 Vorderzähne, aber keine Schneidezähne hat; an den Vorderfüßen, mit Einrechnung einer hinten an dem Fuße befindlichen Afterklaue, vier, an den hintern drei ſtumpfe Klauen.

10. Das Kameel, die Kameelziege oder Lama, die Vicunna. (Paco)

Die Kameele, größer, und im Tragen ſtärker als *ein* Pferd, ſind in Aſiens und Afrika's ebenſten und ſandigſten Gegenden zu Hauſe, und das Haus= *) und Laſtthier vieler Nationen. Was wollte aus dieſen Nationen werden, wenn kein Kameel wäre, welches, da es tagelang faſt ohne Nahrung, und acht bis zehn Tage ohne Trinken zubringen kann, die Natur faſt ausſchließlich für die großen Steppen Aſiens, und für die ungeheuren Sandwüſten Afrika's geſchaffen zu haben ſcheint; wenigſtens wäre dort an kein Reiſen und Handeln ohne daſſelbe zu denken. Nur dieſe Thiere verbinden Guinea mit Marokko, wiewohl beide Länder über 300 Meilen von einander entfernt ſind. Wie ſollte unſer Pferd in jenen quellenloſen, unfruchtbaren, kaum mit einigen rauhen oder ſtachligen Kräutern und Stauden ſpärlich überſtreuten Ebenen und unter dem faſt immerdar wolkenloſen Himmel beſtehen können? Aber wie ſchlecht würde hingegen

*) Ein wirkliches Hausthier, da es ſich in gezähmtem Zuſtande fortpflanzt, welches der gezähmte Elephant nicht thut.

auch das Kameel in unſern bergigen und ſteinigen Gegenden fortkommen?

Durch ſeine Stärke, Gelehrigkeit, Sanftmuth und Ausdauer iſt es dem Menſchen ſo höchſt nützlich, und es macht bei manchen nomadiſchen Nationen, wo überhaupt noch, wie in alter Patriarchen-Zeit, der Reichthum in Heerden beſteht, den Hauptreichthum aus.

Das Kameel erreicht eine Höhe von ſieben bis acht Fuß. Sein langer unförmlicher Hals, ſeine langen Beine, ſein Hökerrücken ſcheinen es zu einer Mißgeburt zu machen, deren Widrigkeit durch die kurzen, ſchmuzig grauen oder roſtfarbigen, nur am Halſe und Kopfe etwas längern Haare nicht verringert wird.

Das Thier gehört zu den wiederkäuenden. Der Kopf iſt klein, der Schwanz kurz, die Ohren desgleichen, die Schnauze länglicht, und die Augenränder ſtehen weit über. Die ſtarken Füße haben Ballen zu Fußſohlen, die mit einer ſtarken Haut überzogen ſind, und wie ein elaſtiſches Kiſſen den Gang im Sande erleichtern. Hätte dieſes Geſchöpf eine Sohle von Horn, ſo würde auf dem glühenden Sande dieſelbe austrocknen, in Blätter ſich ſpalten, und der Fuß ſich überaus leicht entzünden. Die Füße ſind unten gleichſam in zwei Zehen getheilt, die vorn mit Hufklauen verſehen ſind. — Schwielen finden ſich an verſchiedenen Orten des Körpers, namentlich an der Bruſt eine große hornartige Schwiele, vier kleinere an den Vorderfüßen, zwei an den Hinterfüßen, welche ſämmtlich der großen Körpermaſſe Aufſtehen und Niederlegen erleichtern. — Die Oberlippe iſt geſpalten. Der Zähne ſind 36, wovon in dem Oberkiefer zwei Eck- oder Hakenzähne, in der Unterkinnlade aber drei derſelben ſtehen, wogegen in der obern Kinnlade ſich an jeder Seite fünf Backenzähne finden, in der untern aber nur vier. Der Vorderzähne ſind ſechs, bei vielen andern wiederkäuenden Thieren aber acht. Bei dem Kameele ſind dieſelben ſchaufelförmig.

Zwei Arten — Racen vielleicht nur — unterſcheidet man von dieſen Thieren — das einbucklige Kameel oder Dromedar, und das zweibucklige, oder baktriani-ſche, auch Trampelthier genannt. Das letztere iſt gewöhnlich etwas ſtärker und größer. Beide Racen begatten ſich, und die daraus entſtehenden Thiere werden im Orient für die dauerhafteſten und ſtärkſten gehalten, und nach Verſchiedenheit der Länder mehr oder minder hoch bezahlt (von 100 bis 200 Thaler und drüber).

Das Dromedar iſt am weiteſten verbreitet, in Arabien, im nördlichen Afrika, in Aegypten und Perſien, in der Tartarei und Mongolei, und im nördlichen Indien. — Man findet die einbuckligen Kameele noch in ſolchen Gegenden, wo man glauben möchte, ſie müßten verderben — ſelbſt gegen den 60ſten Grad nördlicher Breite, bei den Tunguſen. Freilich mag es aber mit ihrem dortigen Fortkommen ein mißliches Ding ſeyn. — Warum es in Malabar, Ceylon, Siam, Pegu und in andern Ländern Indiens nicht angetroffen wird? — Es hätte doch ſein Klima dort. — Aber wer hätte es in jenen Gebirgsgegenden, wo es ſo wenig tauglich iſt, gebrauchen ſollen? Wer alſo erziehen?

Aber in Arabien, wo es die höchſte Wohlthat vielleicht iſt, findet es ſeinen eigentlichen Platz — faſt überall trocknen und ſandigen Boden; — in einem fetten, naſſen, ſchlüpfrigen Boden könnte es ja — man darf nur ſeine Ballen erachten — nicht wohl fortkommen. Gras und Weide findet es, wie ſchon erwähnt iſt, nicht. Es muß ſich mit Akaziengeſträuch, Ginſter, Neſſeln, Diſtelgewächſen u. ſ. w. ſo gut als möglich behelfen. — Aber der Araber verehrt auch dieſes Thier recht dankbar als ein heiliges Geſchenk des Höchſten. Er ißt Milch, Butter und Käſe, und im höchſten Nothfalle auch das Fleiſch von dieſem Thiere; Schuhe, Strümpfe, ſeinen Rock und Mantel, ja ſeine Zelte webt und verfertigt er ſich aus den Haaren und Häuten

deſſelben, legt mit ihnen in ſchnellem Laufe große Tagreiſen zurück, um ſeine Feinde zu überfallen, oder ihnen zu entfliehen; ja der in wenigen Tagen getrocknete Miſt des Thiers erſetzt ihm zum Kochen und zum Abendfeuer das fehlende Holz.

Wie der Beduine (herumſtreifende Araber) ſelbſt, wird auch dieſes ſein koſtbarſtes Hausthier früh an alle Entbehrungen und Drangſale gewöhnt; es werden ihm, faſt ſogleich nach ſeiner Geburt, die Füße unter dem Bauche zuſammengelegt, und es muß wochenlang, niedergehalten durch Gewichte, in dieſer Lage bleiben, damit ſie ihm ganz eigen werde; es werden ihm die Mahlzeiten ſehr dürftig zugetheilt, die Milch wird spärlich zugemeſſen; ſeine ganze Erziehung geht darauf hinaus, es langen Hunger und Durſt ertragen und große Laſten tragen zu lehren, und es ſo lange im ſchnellen Laufe zu üben, bis es im Stande iſt, es mit dem beſten arabiſchen Hengſte aufzunehmen. An beiden Seiten des Thieres hangen große Waarenballen und Packe herab, zwiſchen welchen der Sattel des Reitenden liegt, auf welchem es ſich aber nur ſo lange gut ſitzt, als das Thier nicht in ſeinem harten, alle Rippen zerſtoßenden, hin und herſchwankenden Trab geht, welchen nur der früh daran gewöhnte Araber und Maure aushält.

In der Entfernung von einer Viertelſtunde wittert es nach langem Durſte die Waſſerquelle, und läuft im Trabe darauf zu — eine Eigenſchaft mehrerer Thiere, die in quellenloſen, regenarmen Gegenden leben — zum Theil wohl in der Beſchaffenheit der Gegend ſelbſt begründet.

Auf den Wink oder Ruf des Führers kniet das Kameel nieder, um ſich beladen zu laſſen. Wenn es brummt und unwillig iſt, ſchlägt man es entweder mit einem Stocke, oder zieht ihm den Hals zur Erde, dann knien ſie, ſeufzend gleichſam über ihr Schickſal, nieder, bis ſie beladen ſind. Fühlen ſie ſich überladen, ſo geben ſie den Aufladern häufige Stöße mit dem Kopfe, machen ein jämmerliches Geſchrei, und weigern ſich hart-

näckig aufzuſtehen. — Jungen Kameelen darf man nicht über 5 bis 600 Pfund aufladen, ausgewachſenen aber an 1200 Pfund, die des Abends wieder abgenommen werden, damit ſie weiden können, wo es anders Pflanzen gibt, in welchem Falle ſie in Einer Stunde ſo viel freſſen, als ſie auf 24 Stunden zum Wiederkäuen nöthig haben.

Das Kameel hat außer den vier Magen der meiſten wiederkäuenden Thiere noch einen fünften, der ihm blos als Waſſerbehälter dient. Er iſt ziemlich groß und geräumig, und bewahrt das Waſſer ſo rein und ohne Nebengeſchmack auf, als es von dem Thier getrunken iſt. In einem ſchon ſeit zehn Tagen geſtorbenen Kameele fand man noch 3 Maaß klares trinkbares Waſſer. Soll das trockne Futter eingeweicht, und durch Wiederkäuen zu einem Brei gemacht werden, ſo wird durch ein bloßes Zuſammenziehen der Muskeln ein Theil dieſes Waſſers bis an den Schlund heraufgedrückt. Uebrigens ſoll das Kameel, ehe es aus einer klaren Quelle trinkt, mit ſeinem Fuße das Waſſer zuvor zu trüben ſuchen.

Man braucht bei dieſem Thiere nicht Peitſche noch Sporen, die es nur wild und ſtörrig machen würden. Wenn ſie anfangen müde zu werden, fängt man an zu ſingen oder zu ſpielen und zu pfeifen, wo ſie dann ihr Möglichſtes thun. Es iſt bekannt, daß dieſe Thiere einen ganz eigenen Sinn für Muſik haben.

Wie wir auf eine gewiſſe Zahl Kühe oder Schaafe nur Ein Männchen halten, ſo auch mit den Kameelen im Morgenlande. Man rechnet Einen Hengſt auf 10 bis 12 Stuten, und wallacht die übrigen um ſo lieber, da auch der Hengſt des Kameels, wie der des Pferdes, wilder und feuriger und in der vierzigtägigen Brunftzeit im Frühling faſt wüthend iſt, ſo daß ihm der Schaum ſtets vor dem Munde ſteht, und er Alles beißen will. Bei der Paarung ſitzt das Weibchen grade ſo auf dem Bauche, wie wenn es ſoll beladen werden, und wehrt, wenn es einmal em-

pfangen hat, jedes Männchen mit einem Gebrülle des Unwillens ab. Es geht Ein Jahr trächtig, und ſäugt das Junge zwei Jahr. Dieſes wird im dritten Jahr zeugungsfähig.

Man hat behauptet, dieſe Thiere würden auch bei uns fortkommen; aber das iſt für dieſe Behauptung nicht hinlänglich, daß man es mit großer Mühe und Sorgfalt einigemal bei uns durchgebracht und vielleicht auch Junge davon bekommen hat.

Merkwürdig iſt, daß das Kameel den Buchsbaum ſehr lieben, und gleichwohl an dem Genuß deſſelben ſterben ſoll.

Vielfältig werden die Haare des Thieres benutzt. In Perſien macht man Gürtel davon, von 30 Thaler werth, und Hüte; Tartaren im Aſtrachaniſchen weben daraus Zeuge zu Sommerröcken. Die Kalmuckinnen ſind vorzüglich im Weben des Kameelhaargarns geſchickt. Die vornehmen Perſer haben Fußdecken aus Kameelhaaren, und die Araber manches Kleidungsſtück von denſelben. — Die feinern Haare werden zu feinern Zeugen, die gröbern zu Seilen u. dgl. benutzt. (Die Kamelotte ſind mehr von den Haaren der Angoraziege) Die Milch, die bei den Kameelen der Kalmucken ſehr ſalzig iſt, giebt einen ſtarken Brantwein (Kymiß), die Haut wird in der Türkei zu Chagrin verarbeitet, und von mehrern Nationen zu Waſſerbehältern, Krügen und Schläuchen benutzt; die Schwanzhaare dienen ſtatt Bürſten, und beim Verbrennen des Miſtes erhält man noch Salmiak. Der Talg des Kameels giebt vortreffliche Lichter.

Jetzt müſſen wir noch Einiges anführen, was die Kameele der Mauren und Kalmucken betrifft. Dieſes merkwürdige Thier verdient, etwas umſtändlicher behandelt zu werden.

Die Mauren, welche die bewohnbaren Gegenden der großen Wüſte (der Sahara) zum Aufenthalt haben, erziehen ſich große Heerden Kameele, die ſie zum Theil an die benachbarten Ne-

gervölker verkaufen. Die Erziehung des Thieres iſt, wie bei den verwandten Arabern, ſehr hart und ſtrenge. Iſt es einen Monat alt, wird es ihm nur zu beſtimmten Stunden erlaubt, an der Mutter zu ſaugen; bald hernach beugt man ihm die vier Beine unter den Bauch, bedeckt ſeinen Körper mit einem Teppich, den man am Rande mit großen Laſten beſchwert, damit das arme kleine Thier, dem blos Kopf und Hals frei bleibt, ſich nicht regen noch bewegen könne.

Nach vier ſolchen Lehr- und Prüfungsmonaten, die doch oft nicht hinreichen ſollen, die kauernde Lage zu erlernen, wird das junge Dromedar nebſt ſeines Gleichen in eine Hürde geſperrt, wo es von neunjährigen Knaben gewartet, und täglich zweimal mit durch Waſſer verdünnter Muttermilch gefüttert wird.

Bald lernen die Thiere ihre Wohlthäter kennen. Dieſe halten in einer Hand das Milchgefäß, in der andern eine Gerte, womit ſie die Thiere vor die Füße ſchlagen, die auch bald verſtehen lernen was ſie ſollen, und ſich, auf das bloße Zeichen mit der Gerte, niederkauern. Im ſechſten und ſiebenten Monat muß das Thier ſchon mit einer leichten Laſt auf dem Rücken ſchlafen.

Die verſchnittenen Kamele kommen im Laufe, obwohl ſie im Anfang hinter den Pferden zurückbleiben, doch denſelben, ihrer größern Ausdauer wegen, bald genug vor. Daß ſie, bei wenigen Ruheſtunden, 240 franz. Meilen in vier Tagen machen ſollten, mag glauben wer Luſt hat. Wahrſcheinlich ſind wohl ſchon 18 deutſche Meilen des Tages, iſt nicht blos von Einem Tage die Rede, zu viel. — — Bei außerordentlichen Reiſen füttert man dieſe Thiere mit Teigklumpen von Gummi und Hirſe, dreimal des Tages. Dieſe Fütterung beträgt zuſammen etwa zwei Pfund. Die Laſtdromedare haben bloße Halfter, aber die Kriegsdromedare einen Ring, der oberhalb der Naſe durch die Haut geht, und an welchem man den Zügel befeſtigt.

Die ewigen Streitigkeiten, in welchen die mauriſchen Stämme mit einander leben, geben zu Kriegen Anlaß, die meiſtentheils

durch die Dromedare entſchieden werden. Die Mauren behaupten, dieſes Thier dränge wüthend auf die Feinde ein, ſtoße die feindlichen Thiere mit dem Kopfe, beiße und reiße ihnen große Stücke Fleiſch heraus, und laſſe ſich in ſeinem Zorne nicht Einhalt thun. — Man muß wiſſen, daß die Mauren ſehr lügenhaft und prahlhaft ſind, denn ſie wollen in 20 Stunden auch 100 Meilen mit dem Kameele zurücklegen können. —

Erſt in acht Jahren ſoll das Thier völlig ausgewachſen ſeyn; ſeine Brauchbarkeit ſoll auf 40, ſeine Lebenszeit aber auf 60 Jahr dauern. So alte Thiere geben alsdann dieſen armſeligen und erbärmlichen Menſchen noch ein Feſteſſen.

Bei den Kalmucken und allen nördlichen aſiatiſchen Völkern iſt das zweibucklige Kameel am üblichſten und ſcheint dauerhafter, als das einbucklige. Man ſoll es, wie bereits erwähnt iſt, bis zum 60ten Breitengrade antreffen, wo es, ſeiner Beine wegen, in den Schneetiefen nützlicher iſt, als das Pferd; auch wird es hier in Wagen eingeſpannt. Die Salzkräuter der Steppen ſind den Kameelen eine willkommene Nahrung. Sie halten die Winterkälte aus, und behelfen ſich in dieſer rauhen Jahrszeit mit bloßem Schilfrohr; aber freilich ſind auch die Buckel derſelben im Frühjahr völlig ſchlapp. — Viele mögen denn doch im Winter draufgehen, da ſelbſt Pferde, Rinder und Schafe viel leiden. Doch ſollen die Kameele oft mehr ausgehalten haben, als dieſe Thiere.

Zur Brunftzeit gerathen die Hengſte häufig aneinander; ja ein Kalmuckenchan ließ von ſolchen Hengſten ordentliche Gefechte halten. — Die Mütter haben große Liebe zu den Jungen, rufen mit kläglicher Stimme nach denſelben, ſuchen ſie auf, und jammern, im Wortſinn ſogar mit Thränenſtrömen, über den Verluſt derſelben. Doch will oft eine Mutter ihr Junges nicht anerkennen. Man befeſtigt alsdann dieſelbe an einen Pflock,

und das Junge an einen andern Pflock, in einiger Entfernung von der Mutter. Nun ſpielt Jemand, auf einem Saiteninſtrument, eine dazu eigends beſtimmte klagende Melodie, die mit der Klagſtimme eines jungen Kameels Aehnlichkeit haben ſoll. Die Mutter wird aufmerkſam, ſieht nach dem Kinde, wird immer ſehnſüchtiger darnach, es rollen ihr große Thränen aus den Augen — nun darf man ſie loslaſſen, und gewiß ſeyn, daß ſie ihr Junges ſäugen werde.

Im Frühlinge fällt dem Thiere faſt alles Haar aus, und man muß es alsdann mit Decken ſchützen.

Das Lama oder Guanako,

oder auch Kameelziege genannt, iſt ein Hausthier in Peru, wo es eigentlich in den Hochgebirgen der Kordilleren ſeine Heimath hat. Es hat die Höhe eines kleinen Eſels, trägt den langen Kameelhals erhoben, hat einen ſtolzen Gang, und ſein ſchönes ſchwarzes Auge iſt mild und ſanft. Die Klauen ſind geſpalten, der Kopf iſt dem eines Füllens ähnlich, der Körper mit grober, zimmtfarbiger oder ſchwärzlicher Wolle bedeckt, der Schwanz iſt kurz.

Noch lebt es heerdenweiſe auf einem gewiſſen Striche der Kordilleren wild, nährt ſich vom kurzen Mooſe und einer Grasart, und trinkt gern friſches Waſſer. In der Nähe des Aequators trifft man nur gezähmte Lamas.

Der Gebrauch dieſer Thiere, mit welchen man einſt ſogar pflügte, iſt immer noch groß, wiewohl durch die Einführung der Maulthiere verringert. Sie tragen Laſten von 100 — 150 Pfund mit leichtem, ſichern und nicht langſamen Schritt über die Gebirge. Wird aber das Lama zu ſehr überladen, oder wird ihm nicht Zeit gelaſſen zu ſeiner Nahrung und dem Wiederkäuen, ſo legt es ſich mit einem kläglichen Tone nieder, und was ſein Führer, deſſen Stimme und Pfeifen es ſonſt ſo gern folgt, ſich

nun auch für Mühe gibt, es weiter zu bringen: es iſt vergeblich, es bleibt liegen und ſtirbt. Ueberhaupt ſoll es höchſt empfindlich gegen alle Arten Mißhandlungen ſeyn, und wenn es böſe geworden iſt, wie das Kameel, aus der geſpaltenen Oberlefze ſeinem Gegner auf zehn Fuß weit einen ſcharfen Saft entgegenſpritzen, der einen Ausſchlag auf der Haut verurſacht. Auch zur Brunftzeit wirft es dieſen ſchaumartigen Speichel um ſich.

Des Nachts weiden ſie erſt, und legen ſich dann nieder, um zu verdauen, wobei ſie die Schenkel unter den Leib ziehen, den Kopf aber grade in die Höhe halten.

Das Thier geht ſechs Monat trächtig und wirft Ein Junges. — Der Haare bedient man ſich höchſtens nur zu groben Decken. Das Fleiſch der Alten ſoll faſt wie Schaaffleiſch ſchmecken.

Zu ſchön iſt eine Sitte der Peruaner, als daß ſie hier ganz unerwähnt bliebe. Wenn das herangewachſene Lama nun zum erſtenmal eine Laſt tragen ſoll, wird ein Feſt angeſtellt, wozu die befreundeten Familien geladen werden, und wo es an ſtarkem Getränk nicht fehlt. Das Thier wird mit Bändern und Büſcheln geſchmückt. Man tanzt um daſſelbe her, man ſpricht mit ihm, ſagt ihm tauſend ſchöne, ſüße Schmeicheleien, liebkoſet es, und behandelt es wie ein vernünftiges Weſen; ja man hält ihm ſogar die Brantweinflaſchen oder Totumas vor, blos um ihm allen möglichen guten Willen zu beweiſen, denn es trinkt nicht davon.

Die Vicunna,

auch wohl Schafkameel genannt, iſt dem vorigen in Bau und Heimath faſt ganz gleich, aber kleiner, ſchmächtiger, höchſt furchtſam und flüchtig, und iſt noch niemals zahm geworden. Ueberaus ſchwer iſt es zum Schuß zu bringen. Um ſeine köſtliche Wolle zu bekommen, die äußerſt zart und ſeidenartig, und

theils blaßroth, theils graulich ausſieht, ſtellen die Jäger große Treibjagden an, verfolgen die Thiere bis in die hohen Gebirgsgegenden, umſtellen einen großen Bezirk mit Stricken, die in der Höhe des Halſes dieſer Thiere aufgeſpannt werden. An den Stricken hat man rothe Lappen angebracht. Durch eigene Hunde treibt man dieſelben zuſammen, und ſie wagen es nicht, über die Stricke wegzuſetzen, ſo leicht ſie es könnten, denn ſie fürchten die von der Luft bewegten Lappen, und laſſen ſich lieber von den Jägern in Schlingen fangen und abwürgen. Eine ſolche Jagd nöthigt die Jäger oft, ſich an zwei Monat auf den Gebirgshöhen aufzuhalten; ſie bringen dann aber auch 500 bis tauſend Häute mit. Aber durch ſolche unvernünftige Jagden iſt dieſes Thier ſchon äußerſt ſelten geworden. Vortheilhafter ſowohl als menſchlicher wär' es, das in der Schlinge gefangene Thier zu ſcheeren, und wieder laufen zu laſſen, da man ohnedies nichts weiter, als nur das Haar, und das Fleiſch nur wenig benutzt.

Zuweilen ſchlägt die Jagd fehl, und zwar des Paco oder Alpaca wegen, eines Thiers, das der Vicunna ganz ähnlich iſt, mit derſelben weidet, und doch ſich nie mit derſelben begattet, daher es denn wohl für eine eigene, wiewohl uns völlig unbekannte Art zu halten iſt. Dieſe kühnern, größern und ſtärkern Thiere fürchten die Lappen nicht, ſetzen dreiſt über die Stricke hinweg, und dann folgt ihnen die ganze Heerde der eingetriebenen Vicunna's zugleich mit nach.

Die Vigogne-Wolle wird in drei Sorten abgeſondert, *) wovon die erſte Tücher giebt, von welchen die Elle mehr als 20 Thaler koſtet, die letztere aber, die nur aus groben Klumpen beſteht, zu Hüten und andern geringern Sachen verarbeitet wird. — Das Fleiſch wird von Einigen für das ſchmackhafteſte

*) Begreiflich! da die Spanier die Wolle ihrer inländiſchen Schafe auch in drei Sorten abſondern. Und die Spanier ſind bekanntlich Herren dieſer Gegenden ſchon lange geweſen.

Wildpret gehalten, und auch der große Geier, der ſo gern junge Vicunna's fängt, hat Gefallen daran, und wird alſo auch der Vermehrung dieſer Thiere nachtheilig.

Ob man übrigens, wie vorgeſchlagen iſt, dieſe Thiere nicht auf die Pyrenäen verſetzen könnte? laſſen wir dahingeſtellt ſeyn; fürchten aber, es möchte gehen wie mit den Rennthieren (ſ. nachher).

11. Pferd — Eſel — Mauleſel — Zebra — Quagga — Dſiggetai.

Das Pferd.

In einem Werke, wie dieſes, müſſen wir uns bei dieſem, wie bei einigen andern Thieren, um ſo mehr auf Einzelnheiten einſchränken, da dieſelben faſt allbekannt ſind. Wer wüßte nicht, wie weit verbreitet es iſt; wie nutzbar, vorzüglich weil es im Tragen und Ziehen die Eigenſchaften des Ochſen und des Eſels in ſich vereinigt; wie ſchnell, wie muthig im Kriege; wie ſchön und ſtolz ſein Bau; wie gelehrig und lenkſam durch gute Worte und Behandlung; wie anhänglich an ſeinen Herrn — Dinge, von welchen wir eine Menge Anekdoten beibringen könnten, wenn es der Raum erlaubte, oder nöthig wäre. Noch weniger gehört es hieher, die ökonomiſche und roßärztliche Behandlung dieſes Thieres, die man in ſo vielen, eigends dazu verfaßten Büchern findet, beizubringen.

Die mancherlei Racen dieſer Thiere, der Däne, der Holſteiner, der Meklenburger, der Neapolitaner, der Spanier, und insbeſondere der Andaluſier, der Engländer, ſind bekannt genug. Dem Namen nach auch der über alle Racen hervorragende, unermüdliche, ohne alle Schläge und Gewaltthätigkeit erzogene Araber, deſſen Stammbaum ſo ſorgfältig bewahrt wird, als kaum der Stammbaum eines altadlichen Hauſes bei uns, und bei deſſen Geburt

Notarien und Zeugen herbeigerufen werden, um die Aechtheit der Ahnen zu bewähren, und in Dokumenten zu bezeugen.

Es iſt aber unter den arabiſchen Pferden nur eine Race recht hochgeſchätzt, die Koechlani heißt, und von König Salomons Stuterei vorgeblich abſtammen ſoll. Der Stammbaum derſelben läuft an 2000 Jahr hinauf. Die Pferde dieſer Race ſind weder groß noch ſchön, aber voll Ausdauer, können ſich tagelang ohne Freſſen und Saufen behelfen, ſind höchſt anhänglich an ihren Herrn, muthig gegen den Feind, und wiehern, wenn ſich Räuber in der Ferne zeigen. Die Pferde in der Barbarei ſollen gleicher Race mit dieſen, und mögen am Werth nicht viel geringer ſeyn.

Was iſt eine geübte Reiterei im Kriege? und wodurch unterjochten die Spanier Amerika's große Staaten, als vorzüglich auch durch einige hundert Pferde? — Was leiſten die Pferde eines Koſaken, eines Kalmucken, wie unanſehnlich ſie auch ſind, oder eines Tartaren, eines Kirgiſen.

In Lappland gehen die Pferde gegen den Sommer von ſelbſt in die Wälder, und halten ſich in Haufen. Der kräftigſte Hengſt führt, wie immerdar im wilden oder halbwilden Zuſtande, die Heerde an, die nur die von Alters her ihr angewieſenen Bezirke einnimmt, daher denn auch der Beſitzer ſeine Thiere allezeit mit Gewißheit zu treffen weiß. Gegen den Winter kommen ſie von ſelbſt zu ihren Ställen zurück.

Wie ſo vielen Thieren — Antilopen, Gazellen, Ratten und Mäuſen — und wie den Nomadenvölkern ſelbſt, iſt auch dieſen Thieren eine Wanderung nach Jahrszeit und Witterung eigen. Noch ſtreifen, in mehrern Gegenden Aſiens, Heerden von Tauſenden umher, die weithin in andere Gegenden ziehen, wenn in der bisherigen die Quellen verſiegt und die Weiden verdorrt ſind, und kehren wieder zu rechter Zeit dahin zurück. — Auch

werden in den Kalmucken- und Tartarenſteppen große Heerden, die im Sturm und Schneegeſtöber verjagt und verwirrt ſind, und die ſich daher viele Meilen weit verlaufen, ſehr leicht ganz wild. — Es iſt freilich noch nicht gewiß, ob die urſprünglich ſogenannten wilden Pferde (nicht die verwilderten) wirkliche Pferde, oder nicht vielmehr eine verwandte Art, die Dſiggetai's ſind, die mehr Aehnlichkeit mit dem Maulthier als das Pferd, längere Ohren, und einen kuhähnlichen, ſchwarzen, 9 Zoll langen Quaſt oder Schwanz haben. Indeſſen ſoll das eigentliche wilde Pferd, in der Nähe des Dſiggetai's, in Hochaſien leben. — Beide könnten freilich verwechſelt ſeyn; aber unſere Nachrichten ſind noch allzu unvollſtändig *).

Der Dſiggetai hat die Größe und die Haltung eines leichtgebauten Maulthieres, aber einen hirſchartigen Hals, ſeine hohe Füße, recht zum Flüchtigen gemacht, größeren Kopf als das Pferd, und, zum Unterſchiede vom Pferde und Eſel, unter jedem Naſenloche einen, wie eine Warze hervorſtehenden, Knorpel. Der Zähne des Gebiſſes ſind nur 34 und alſo zwei weniger, als bey dem Pferde. Die weichhaarige, aufrechtſtehende Mähne iſt ſchwärzlich, das Sommerhaar überaus kurz und ſchön gewirbelt, das Winterhaar zottig, am Rücken gewellt und weich, wie Kameelwolle. Die kleinen Hufe ſind ſchwarz, und faſt wie Halbkegel gebildet. — Die Iſabellfarbe der Haut erhöht die Schönheit des Thiers. Gegen ſeine Schnelle bleibt der beſte tartariſche Renner zurück, und obgleich die Mogolen, die ſein Fleiſch als den erſten Leckerbiſſen lieben, häufig Jagd darauf machen, können ſie die Dſiggetai's doch nur aus einem Hinterhalt erlegen, in Gegenden, wo ſie ſich bei den Gewäſſern zur Tränke einfinden; und doch iſt auch dieſe Jagd

*) Zu bemerken iſt, daß der berühmte Tavernier in Hindoſtan ein Pferd, nicht größer als ein Windhund, will geſehen haben.

mißlich, da ihr Geruch äußerſt fein iſt, und ſie den Durſt ſehr lange aushalten können.

Der ſtärkſte Hengſt führt ein Rudel von etwa 20 Stuten, die er mit großer Umſicht bewacht. Wittert oder ſieht er in der Entfernung etwas Fremdes, ſo ſprengt er voraus, geht durch Umwege zu dem Gegenſtande hin, und treibt dann, wo er Gefahr merkt, ſeine Heerde ſchnell zurück *). — Die Hengſte ſtreiten heftig um eine Stute, und die jüngern leicht in die Flucht geſchlagenen folgen der Heerde von ferne, und ſuchen doch eine oder die andere Stute zu ſich hinzulocken, welches denn auch meiſtentheils gelingen mag.

Wiewohl das Gebiet, in welchem dieſe wilde Thierart umherſtreift, immer noch ſehr groß iſt, war es doch in älteſten Zeiten noch viel größer. — Man unterſcheidet dieſe Thiere vom wilden, in der Mongolei heimiſchen Eſel oder Onager.

In Island zeichnet ſich unter den Hausthieren das dortige zwar kleine, aber überaus lebhafte, kluge und ſehr ausdauernde Pferd aus, beſonders eine Art, die man zur Unterſuchung der veränderlichen Furthen der Flüſſe gebraucht. Gerathen ſie dabei in den Triebſand, ſo werfen ſie ſich, um nicht zu verſinken, ſofort auf die Knie, und laſſen ſich vom Waſſer tragen. Schwimmen ſie über einen reißenden Strom, ſo legen ſie ſich auf die Seite, den Rücken gegen den Strom, welcher nun unter ihrem Bauche hingeht, und arbeiten in dieſer Lage mit den Füßen deſto freier und kräftiger. Wo ſie Grund entdecken, nehmen ſie einen großen Satz aufwärts und vorwärts, um noch mehr Grund zu gewinnen; fühlen ſie aber, daß der Grund unſicher iſt, ſo kehren ſie wieder um, und ſuchen einen andern Uebergang. Der Reiter muß das Pferd ſich ſelbſt überlaſſen.

---

*) Genau ſo iſt es bei den verwilderten Pferden im ſüdlichen Amerika.

Das erſt in neueſten Zeiten bekannt gewordene Tangun-Pferd, aus Tanguſtan, d. h. aus dem gebirgigen Butan bürtig, iſt etwa 13 Hand hoch, kurz und gedrungen und ſehr thätig. Vorzüglich iſt es beim Erklettern ſteiler Anhöhen überaus ſicher, gewandt und dabei ſchnell. Selbſt belaſtet klettert es, bewundernswerth leicht, über ſchroffe Abhänge und zerriſſene Felſen. Werden dieſe Thiere ſchlecht behandelt, ſo ſträuben ſie ſich aufs Aeußerſte. — Es ſind Schecken, braun, fuchsfarben oder ſchwarz auf dem weißeſten Grund. In Bengalen, wohin ſie häufig verkauft werden, verlieren ſie an Stärke und Kraft.

Im ſüdlichen Amerika, wo ſich, von einem kleinen andaluſiſchen Stamm, die Pferde bis ins Unzählbare vermehrt haben, und wieder verwildert worden ſind, ſtreifen dieſelben zu Tauſenden herum, und werden auch zu Tauſenden des bloßen Felles und des Fettes wegen (zum Gerben der Hirſchhäute) erlegt. Für eine Nähnadel bekam man ſonſt 2 Pferde, für ein Hufeiſen 6 und für einen Thaler 20. Ganze Nationen, die ſich ſonſt vor einem ſolchen Thier als vor Ungeheuern fürchteten, leben jetzt faſt mehr zu Pferde als zu Fuß (z. B. Abiponen und Patagonen). Man ißt ſie dort auch, eben ſowohl als der Tartar und auch der Kalmucke.

Seltſam iſt es (oder ſcheint es vielmehr nur), daß dieſe wilden Pferde die zahmen, die man als Handpferde auf Reiſen mit ſich führt, verführen. Sie nähern ſich dieſen, locken ſie, miſchen ſich unter ſie, ſchmeicheln ihnen, liebkoſen ſie durch ein eigenes Wiehern, und bringen ſie dahin, mit ihnen zu gehen.

Sehr merkwürdig ſind die gehörnten Pferde im ſüdlichen Amerika, und die mit geſpaltenem Hufe. — Erſtere, wenigſtens höchſt wahrſcheinlich, eine Spielart, wie gehörn-

te Haaſen etwa. Ein ſolches gehörntes Pferd, das aus Chili war, hatte 2 Hörner hinter den Ohren, drei Zoll lang, und obwohl eigentlich ſanft, wurde es doch bald böſe, und brachte, gleich aufgebrachten Ochſen, und alſo ganz gegen Pferdes Natur, die Hörner mit geſenktem Kopfe zum Angriff oder zur Vertheidigung entgegen. Ein anderes ſolches Thier hatte Hörner von vier Zoll.

Das Pferd mit geſpaltenem Huf ſcheint eine neue Thierart. Wenigſtens hat es in Chili einen eigenen Namen. Seine Zähne, ſein Wiehern ſind wie bei dem Pferde; im Uebrigen ähnelt es dem Eſel, nur iſt es viel ſchöner, und an Schnelligkeit übertrifft es beide, Pferd und Eſel. Es bewohnt die ſüdlichſten Gegenden der Andesgebirge.

Ein engländiſcher Renner legt in Einer Sekunde 42 Fuß zurück, und könnte mithin in 4½ Minute eine deutſche Meile durchlaufen, falls nur die Ausdauer nicht fehlte. Einige ſehr berühmte Renner Englands liefen zwiſchen 80 und 90 Fuß in einer Sekunde, ſie waren alſo ſchneller als ein Sturmwind (nicht aber als ein Orkan), der nur in derſelben Zeit zwiſchen 60 und 70 Schuh durchläuft. — Uebrigens ſind Wettrennen mit Pferden bei den Kalmucken und andern Völkern, wie bei den Engländern ſehr im Gebrauch.

Wie Fleiſch, Haut und Haare dieſes Thiers benutzt, aus der Rückenhaut Chagrin bereitet wird u. dgl. mehr, kann hier nicht ausgeführt werden; eben ſo wenig, als, wie die Kalmucken, und einige andere ihnen ähnliche und benachbarte Völkerſchaften, aus der Stutenmilch ein berauſchendes Getränk, den Kymiß, und aus der Haut durch Räuchern hornartige, ſelbſt im warmen Waſſer dichte Gefäße bereiten, welchen ſie ſogar künſtliche Figuren eindrücken.

Der Eſel.

Wie das vorhin erwähnte wilde Pferd, fand ſich auch einſt der wilde Eſel, der Onager, viel weiter in Aſien verbreitet, als jetzt, wo er nur noch auf die höhern Gebirge eingeſchränkt und am meiſten etwa in der öden Mongolei heimathlich iſt. Sonſt war er es auch in Nordafrika, in Kleinaſien, in Syrien. Aber die Thiere müſſen weichen, wo ſich der Menſch ausbreitet, oft freilich zum eigenen Nachtheil des Letztern.

Höher und feiner im Bau und Gliedmaßen iſt der Onager, als ſein zahm und träg gewordener Nachkomme bei uns. Sein ſtark gebogener Ramskopf iſt größer, als beim wilden Pferde, die glänzende Farbe ſilberweiß, die Seiten des Kopfes und Halſes iſabellfarben. Die ſchwarze weichhaarige Mähne ſtreicht zum gekräuſelten, kaffeebraunen Haare des Rückgrats hin. Der kurze Schwanz iſt am Ende mit einem Quaſt ſpannenlanger Haare beſetzt.

Das Thier iſt überaus flüchtig und ſchnell, ſelbſt auf den ſteilſten Gebirgspfaden, und ſchwer zum Schuß zu bringen, daher man es auch in überdeckten Gruben fängt. Bei ihrem Muthe gehen ſie auf reißende Thiere los, und hauen ſie mit den Vorderfüßen todt. Erblickt der Hengſt eine Schlange, ſo giebt er einen ſonderbaren Laut von ſich, worauf die ganze Heerde zum Tödten des widrigen Thieres herbeieilt. Die von den dortigen Eſeln entſprungenen Maulthiere haben gleichen Muth und gehen nicht nur auf den Bär los, ſondern tödten ihn auch.

Aber auch der zahme Eſel iſt in Aſien ein viel lebhafteres und muthigeres Thier, und wird da und dort, wenn er zum Reiten taugt, nicht ſelten mit mehr als hundert Thalern bezahlt.

Der wilde Eſel ſtreift in Heerden von Tauſenden auf den Steppen der Tartarei umher, durchwandert die große Wüſte

Kobi, kommt heerdenweiſe bis zum Aralſee, und bis zu den ſüdlichern Gebirgen Indiens. Aber die ſalzigen Steppen und deren ſalzige Kräuter ſind ihnen am liebſten. Aus einem Stück ihrer über dem Schwanze liegenden Rückenhaut wird das beſte Chagrin bereitet.

Vielleicht würde aus unſerm Eſel auch mehr, wenn er beſſer erzogen und ſorgfältiger behandelt würde. Er iſt ſchon durch ſeinen kahlen, am Ende mit einem Büſchel verſehenen Schwanz, durch ſeine langen Ohren, und durch den ſchwarzen Strich über den Rücken, vom Pferde ſattſam unterſchieden. Eine ganz kleine Art deſſelben iſt unter dem Namen Steineſel oder Mülleresel bekannt.

Man hält in Deutſchland nicht viel auf dieſes Thier, mehr in Spanien und Italien, wo es ſich wohl beſſer arten mag, und wo man ſogar ſein Fleiſch nicht verſchmäht. Doch iſt er auch bei uns ein tüchtiges und wohlfeiles Laſtthier, indem es mehrere Centner trägt, und ſeine rauhe Zunge und Gaumen mit ſtachligen Diſteln fürlieb nehmen. Aus ſeiner Haut wird Pergament bereitet.

Der Mauleſel iſt ein Baſtard von Eſelhengſt und Pferdeſtute — das Maulthier von Pferdehengſt und Eſelin. Der erſtere iſt ſchöner und größer, aber ſeltner, als Letzteres. — Nur dadurch bringt man dieſe verſchiedenartigen Thiere dahin, ſich mit einander zu begatten, daß man den Geſchlechtstrieb derſelben, noch ehe er in Begattung mit gleicher Art jemals befriedigt iſt, zur unnatürlichern Befriedigung zwingt.

Obwohl dieſe Art Paarung erkünſtelt iſt, muß ſie doch nicht ſehr ſchwierig ſeyn, da man in Spanien und in einigen Theilen Frankreichs, wie in Italien, der Maulthiere ſo ſehr viel erzieht, welche zum Tragen der Reiſenden und des Gepäcks in Gebirgen, ihres ſichern Trittes wegen eben ſowohl, als wegen der Pracht

für Fürſtenhöfe, deren Gepäcke und Küchenvorräthe ſie auf Reiſen und in Kriegen tragen, ſehr ſchätzt, und das Stück mit 100 ja 200 Thalern bezahlt. Daß das Maulthier ſanfter noch und lenkſamer als ein Pferd ſey, wird behauptet. Sicherer iſt, daß es ſehr ausdauernd und ſehr muthig iſt.

Man ſpricht auch noch von Jumarren, einem Baſtardthiere, das in Piemont und einigen Gegenden Spaniens von einem Hengſt und einer Kuh, oder von Stier und Pferdeſtute, oder von Eſel und Kuh fallen und dem Mauleſel ſehr ähnlich ſeyn ſoll. — Es iſt wohl mehr als wahrſcheinlich, daß dieſes Vorgeben auf einem Mißverſtand beruht.

Das Zebra — der Quagga

beide in Südafrika zu Hauſe. Das erſtere iſt dem Pferde ſehr ähnlich, aber kleiner, Letzteres aber ſoll größer und ſtärker ſeyn als ein Pferd.

Das Zebra hat auf weißem Grunde regelmäßige ſchmale und ſchwarzbraune Streifen, die dem Thiere ein ſchönes Ausſehen geben. Es lebt in Heerden, iſt freilich, wie alle wilden Thiere, auch ſcheu und wild; daß es aber gar nicht ſollte zu zähmen ſeyn, iſt nicht wohl glaublich, man hat es wahrſcheinlich nur nicht recht angefangen. Wenigſtens iſt der Quagga, obwohl er auch ſehr ſcheu, und dabei ſo muthig iſt, daß er es mit Panthern aufnimmt, bald gezähmt, und zum Ziehen und Reiten abgerichtet, und geht mit andern Thieren friedlich auf die Weide.

---

12. a. Das Rindvieh (Stiergeſchlecht), Büffel, Biſon, Biſamochs.

Das Thier gehört zu denjenigen, wo die Zehen in zwei hornartigen Scheiden ſtecken, und hat die bekannten vier Magen,

den Panſen (Wanſt), die Haube (Mütze, Netz), den Pſalter (Buch, Blättermagen, Mannichfalt), den Rohm (Lab oder Fettmagen). Aus dem Panſen gehn die Speiſen wieder zurück, und werden noch einmal gekauet. Nur in der untern Kinnlade ſind 8 Vorderzähne — Eckzähne mangeln.

Unſer bekanntes Rindvieh ſoll von dem Auer- oder Urochſen abſtammen, der ehedem in Deutſchlands ungeheuren Wäldern lebte. Ob derſelbe noch in den großen Wäldern Polens und Sibiriens ſich aufhalte, ſteht dahin, wenigſtens wird man in Reiſebeſchreibungen nicht leicht etwas davon antreffen. — Und in Nordamerika? —

Seine große Nutzbarkeit braucht hier nicht aufgezählt zu werden. Des Pferdes könnten wir vielleicht noch entrathen, ſchwerlich des Rindviehs.

Das geſchnittene männliche Thier heißt Ochſe (man bedient ſich aber des Wortes oft ohne dieſe Beſtimmtheit). Der Zuchtſtier wird auch Bulle, oder gar auch, jedoch ſeltener, Farre (die junge Kuh an einigen Orten Färſe) genannt.

Was dieſes Thier in ſeinem wilden Zuſtand iſt, erſieht ſich im ſüdlichen Amerika, wo von dem wenigen Zuchtvieh, das die Spanier dorthin brachten, wilde Heerden von vielen Tauſenden entſtanden ſind, und wo ſie ſich ſo unglaublich vermehrt haben, daß manche Meiereien weit mehr als 100,000 Stück halten. — Die alten Stiere führen die Heerden an, dann kommen die Kühe, dann die Jungen. Sie treten gegen Raubthiere in einen Kreis zuſammen, mit den Köpfen auswärts. Selbſt in unſern Ländern ſieht man da, wo das Rindvieh den Sommer über in den Wäldern bleibt, wie muthig und zugleich wie verſtändig dieſe Thiere ſind *). Die ganze Heerde, die dem gewohnten Hunde

*) Wenn Vaillants Ochſen im dürren, oft regenloſen Südafrika lange gedürſtet hatten, und es kam ein Gewitterregen, traten ſie dicht zuſammen, und einer trank von dem Rücken des andern den herabrinnenden Regen auf.

gehorcht, geht dem fremden Hunde ſtößig entgegen, und ſelbſt der unbekannte Menſch iſt in Gefahr angegriffen zu werden. Der Stier wenigſtens beobachtet ihn ſcharf und ſtreitfertig.

Die Streitochſen der Mauren in Afrika, und die Ochſen mancher Hottentotten-Horden (Baheleirer) ſind in Schlachten tapfer und muthig, und ſind, wie Hunde, ihren Herren und deſſen Kindern zugethan, ohne daß ſie gewaltthätig dazu angelehrt wären, denn ſie werden von Jugend auf ſanft behandelt. Sie ſtoßen wüthend den Feind mit den Hörnern, treten ihn mit Füßen, und durchbrechen die Reihen deſſelben. Auf Südafrika's Spitze hüten ſie die Heerden, ſchützen ſie gegen Raubthiere, treiben beim geringſten Verdachte die Heerde zuſammen, laſſen keinen Fremden, am wenigſten einen Europäer, zu derſelben hin, da ſie hingegen mit den Einwohnern ihres Kraals (Hottentottendorfs) ſehr vertraut thun. Sie ſtellen ſich auch auf die Termitenbaue, und ſchauen ſich um, ob etwas Bedenkliches in der Nähe iſt, und laſſen dabei die Heerde nicht außer Augen.

Nach Verſchiedenheit der Erdgegend finden ſich bei dieſem Hausthiere freilich mancherlei Abänderungen.

Das Rindvieh in Hindoſtan hat zwiſchen den Schultern einen Buckel und eine Schlotterhaut. Das bengaliſche hat die Hörner vorwärts gebogen, das aber im ſüdlichen Indien Hörner, die faſt in grader Richtung mit dem Vorderkopfe liegen. Es gibt kleinere und größere Arten.

Um Seringapatnam hat der eigentliche Ochſe ſehr große, der Bulle aber ſehr kurze Hörner.

In Hindoſtan überhaupt, wo dieſes Thier in ſo großer Menge vorhanden iſt, daß man ein Stück um 3 Thaler kauft (in Südamerika ſonſt um 4 gr.), dient es als Reit- und Wagenpferd, bearbeitet das Feld und tritt das Korn mit ſeinen Füſ-

ſen aus. Eine Art aber, ſchöner, größer, gelehriger als die gewöhnliche, und durch ſeinen Buckel beſonders ausgezeichnet, ſteht in hohem Preiſe. — Die Buckelochſen aus Berar, Malabar und aus dem Mahrattenlande ſind weiß, von ungemeiner Größe, mit ſehr großen Hörnern, und die Buckel ſo fett und ſchmackhaft, daß man dieſelben nach England eingeſalzen verſendet. Man ſpannt ſie vor die dortigen Staatswagen, belegt ſie mit ſchönen Decken, ſchmückt ſie mit Halsbändern, ſelbſt von Silber, und mit Schellen, und vergoldet ihnen die Hörnerſpizzen. Sie ſollen auch an 800 Pfund tragen können. Man zieht ihnen einen Ring durch den Naſenknorpel, regiert ſie mit einer daran befeſtigten Leine, und bezahlt ein Paar ſolcher Ochſen zuweilen mit tauſend Gulden. Sie ſollen an 60 Tage hintereinander täglich 7 Meilen gehen können (iſt viel!!). Nach jeder vollbrachter halben Tagereiſe gibt man ihnen Klöße von Weitzenmehl, durchknetet mit Butter und Zucker, zu Abend aber gewöhnliches Futter — Erbſen. — — Eine andere kleinere Ochſenart hat am Halſe ein ſeidenartiges, bis auf die Erde herabhangendes, oft rabenſchwarzes Haar; ſie ſind zu gebrauchen wie die vorigen, und werden ſo zahm, daß ſie auf Befehl ſich auf der Erde umwälzen, aus der Hand freſſen, und ſich mit der Hand tief ins Maul faſſen laſſen. — Eine noch andere auch kleinere Art Ochſen iſt nicht gefleckt und ohne Möhne.

Beiſpiele von ungeheuer großen und fetten Ochſen hat man in England häufiger, als in Deutſchland; doch hat man auch 1775 in Nürnberg einen Ochſen geſchlachtet, der über 2700 Pf., deſſen Talg 340 Pf., deſſen Haut 70 Pf. wog.

Eine Art rieſenmäßigen Ochſens — Arno oder Arny — der nur in dem nördlichen Hindoſtan vorzüglich vorkommt, iſt uns wenig bekannt. Er ſoll es mit dem Königstiger aufnehmen, gegen 14 Fuß hoch werden, und zwiſchen 3 und 4000 Pf.

wiegen. Die Hörner halten, nach der Krümmung gemeſſen, 4 Fuß Länge. Das Thier iſt ganz ſchwarz, und nur zwiſchen den Hörnern iſt ein Büſchel rother Haare. Man hat vermuthet, dieſes Thier ſey der Mammuth, den man in der Erde findet; aber es liegt noch Alles allzuſehr im Dunkeln.

Der Biſon und der Biſam- oder Moſchusochſe

haben ihr Vaterland im nördlichen Amerika.

Der Biſon iſt wohl nur eine Art Büffel (ſ. nachher), und pflanzt ſich mit dem gewöhnlichen Hornvieh fort. Er hat einen großen Buckel, und eine lange, weiche Winter-Mähne. Die Thiere weiden in großen Heerden beiſammen, und es werden zuweilen 2000 Stück erlegt. Auch wiegt ein tüchtiger Biſon an 2000 Pfund, und liefert oft an 150 Pfund ſchmackhaftes Fett, und beſonders iſt auch hier wieder das Fett des Höckers ſchmackhaft. Die Haut iſt zuweilen für den ſtärkſten Mann zu ſchwer zum Forttragen. Das Haar der Mähne beträgt oft 8 Pfund, und wird zu feiner Spinnerei verbraucht; das Fell gibt ſchätzbares Lederwerk, und die Hörner geben Pulverhörner und mancherlei Gefäße. — Das Thier ſoll, was man ſchon der Maſſe wegen kaum denken ſollte, im Klettern ſehr geſchickt ſeyn.

Der Biſam- oder Moſchusochſe, der vorzüglich um die Hudſonsbai wohnt, iſt ein ſtarkes Thier, mit Hörnern, die an der Wurzel ſehr breit, und an den Spitzen einwärts gekrümmt ſind. Sein Wollenhaar iſt ebenfalls ſehr ſeidenartig. Das Fleiſch der ältern Thiere hat einen widrigen Biſamgeſchmack. Er erreicht die Höhe unſers Rindviehes.

Der grunzende Ochſe (Yack), vorzüglich heimiſch in Tibet und in angrenzenden Gegenden, ein Verwandter unſers Büffels, war ſchon in den älteſten Zeiten ſeines ſeidenhaarigen Schweifes wegen berühmt, der von der Wurzel an, bis unten auf die Erde herab, ſtark behaart iſt. Das Knochengebäu des Thieres iſt nicht ſtark, aber ſein hoher Buckel, und das weiche, lange Haar, ſcheinen es größer als unſer Hornvieh zu machen, was es denn doch in der That nicht iſt. Eine Art iſt ungehörnt und dunkelfarbig. Man trifft ſie in Sibirien, wo ſie ſich auch wohl mit dem gemeinen Hornvieh begattet. Die gehörnte Art hat eigen gebildete Hörner; der kurze Kopf iſt vorn mit Lockenhaar beſetzt, und die vom Buckel herabhängenden Haare ſind länger, als die vom Rückgrat herabfallenden. Eben der herabgehenden Haare wegen ſcheinen die Beine ſehr kurz. — Iſt der Haarbuſch des Schwanzes weiß und 6 Fuß lang, ſo gilt der Büffel viel Geld, denn ſein Schwanz wird bei den Großen Hindoſtans in Gold eingefaßt, und dient zu Fliegenwedeln.

Das Thier iſt ſchwerfällig, ſtörrig, geht leicht auf Fremde los, und grunzt wie ein Schwein, aber mit tieferm Ton; lebt von kurzem Graſe in den höchſten und kälteſten Gegenden ſeines Landes, und iſt den in Tibet herumwandernden Tartaren ein nützliches Hausvieh, welches bedeutende Laſten trägt. Die Kuh gibt reiche Milch und treffliche Butter, die ſich, in Blaſen und Häuten eingehüllt, in dieſem kalten Klima ein Jahr hält.

Der Büffel

findet ſich in allen wärmern Gegenden, ſelbſt in Italien und Ungarn, meiſtentheils als Hausthier, und wird mittelſt eines Ringes im Naſenknorpel regiert. Immer bleibt es ein böſes ſtörriges Thier, das leicht in Wuth gerathet, namentlich beim Anblick rother Farben. — Es wälzt ſich gern im Schlammwaſſer umher, zieht ſo viel als drei Pferde, muß im Pflug und

Wagen gehen, und wird zuweilen an 2000 Pfund ſchwer. Die Kuh gibt eine überaus fette Milch. Bei dem afrikaniſchen Büffel ſind die Hörner an der Wurzel 1 Fuß breit, und er iſt der gefährlichſte unter allen. — Man gibt vor, die Hörner würden 20 Pfund ſchwer, und hielten 6 Kannen Waſſer. Das Weibchen gibt nicht viel, aber ſehr fette Milch.

Wie groß iſt der Nutzen des Rindviehes! Laſſet uns den Ertrag an Milch nehmen, und an Butter, mit welcher der Handel ſo bedeutend iſt! — Nehmt die verſchiedenen Arten Käſe (Cheſterkäſe in England; den italiſchen Parmeſankäſe, der in der Gegend von Lodi bereitet, aber in Parma vorzüglich verkauft wird; den Limburger; den Schweitzerkäſe; insbeſondere den Glarner oder Schabzieger oder grünen Schweitzerkäſe, welcher Farbe und ſtarken Geſchmack von einer beigemiſchten Kleeart hat; den Emderkäſe u. ſ. w.; die ſtarkſchmeckende Milch der Büffelkuh ſoll auch einen ſehr wohlſchmeckenden Käſe geben); nehmt die Benutzung des Talges zu Licht und Seife nur allein; die tauſendfältige Verarbeitung der Häute, ſelbſt zu Schnupftabacksdoſen, des Horns und der Knochen und Hufe, zu Kämmen, Pfeifenröhren, Mundſtücken, Pulverhörnern Löffeln, Büchſen u. ſ. w. — die Sehnen werden noch zu Leim geſotten, die Haare dienen zum Ausſtopfen der Polſter, Stühle u. ſ. w.; das Blut braucht man zum Abklären des Zuckers in Zuckerſiedereien, u. ſ. w. Wie nutzbar das Rindvieh durch ſeinen Dünger wird, und dergl. m., iſt zu erwähnen völlig unnöthig.

12. b. Der Argali — das Schaf.

Der dem Steinbock ähnliche Argali (Ovis Ammon, Bergſchaf, wildes Schaf) wohnt auf den Höhen der Gebirge in Kamtſchatka, auf den Grenzgebirgen Rußlands und der Tartarei, auf den Aleuten u. ſ. w., und ſoll ſelbſt in Californien zu

treffen ſeyn. Man nimmt ihn für den Stammherrn unſeres Hausſchafes an, aber wer kann das beweiſen? Höchſt verwandt aber ſind Argali und Schaf gewiß.

Es hat dieſes Thier eine hirſchähnliche Geſtalt, die Farbe des Haares iſt obenauf röthlich grau, und unten graulich weiß, und im Winter iſt daſſelbe lang, grobgekräuſelt, und mit vielen eigentlichen Wollhaaren vermiſcht. Der Widder wiegt wohl über 200 Pfund ohne die beiden weißlichen Hörner, die etwas platt und auswärts gewunden ſind, und allein 40 Pfund wiegen. Sie ſind ſo groß, daß die kleinen Steppenfüchſe zuweilen in ihrer Höhlung wohnen. Die Hörner des Mutterſchafs ſind kleiner und anders gebaut, und bei einigen fehlen ſie gänzlich.

Der Hals iſt von mittlerer Höhe, der Körper ſtark und ſtämmig, die Beine, beſonders die Vorderbeine, hoch, und der kurze Schwanz ſteht hoch am Rücken hinauf. — Die Größe iſt die einer kleinen Hirſchkuh, woraus man vielleicht die eben erwähnte hirſchähnliche Geſtalt gemacht haben mag, von welcher man in getreuen Abbildungen doch nicht eben viel erblickt.

Das Thier iſt ſtark und muthig, höchſt ſchnell und gewandt, im Erklettern der gefährlichſten Felſen überaus geſchickt, und deshalb, wie des feinen Geruchs wegen, die Jagd deſſelben überaus ſchwer. Oft ſieht es ruhig von den höchſten Felſenſpitzen auf die um ihn herbellenden Hunde. Kommt ein Jäger zu ihm herauf, ſo ſtürzt es ſich mit gewaltigem Sprunge auf die tiefern Felſen.

Dieſe Thiere weiden in kleinen Heerden, und die Widder kämpfen ſo heftig um die Weibchen, daß die Beſiegten oft zwiſchen die Felſen hinabgeſtürzt werden, wo man ihre Hörner und Gerippe findet. — Das Mutterſchaf bringt zwei Junge, die ſchon im 2ten Monat ſchwärzliche Hörner tragen.

Das Fleiſch der jungen Thiere, beſonders das Rückenfleiſch, iſt ſehr ſchmackhaft, und aus den Fellen deſſelben macht der Kamtſchadale Verbrämungen zu ſeinen Feierkleidern. Man gebraucht

dieſelben aber auch zu Röcken, Hoſen und Bettdecken. Aus den Hörnern werden Löffel und auch andere Gefäße verfertigt.

Ohne Zweifel iſt der Muflon auf Corſika's und Sardiniens Gebirgen kein anderes Thier, als unſer Argali.

Das Schaf

mit 8 Vorderzähnen in der untern Kinnlade, und ohne Eckzähne, und mit vierfachen Magen, iſt eben, weil es ſeit ſo undenklichen Zeiten Hausthier, und der Herrſchaft des Menſchen mithin unterworfen geweſen iſt, ein überaus geduldiges, wehrloſes und furchtſames, d. h. ein entartetes Thier geworden. — Wie? wenn man einmal Schafe wieder, wiewohl unter Beihülfe des Menſchen (da es ſich allein zu erhalten, zu ſchwach und weichlich, und ſeines Naturtriebes zu entwöhnt geworden iſt) der Wildniß und Freiheit überließe, und dann ein neues gezähmtes Geſchlecht davon erzöge? Etwa wie man es mit den Pferden in verſchiedenen Gegenden noch jetzt thut? — Da, wo in den Berg- und Waldgegenden das Thier noch ſeiner natürlichen Freiheit mehr überlaſſen iſt, z. B. auf den Orkneys, iſt es auch ein ganz anderes Thier, und ein Widder beſiegt oft den Hund. Bei größerer Gefahr ſtellen ſie ſich ſogar in einen Kreis, mit vorwärts gekehrtem Kopfe; — die Widder ſtehn im äußerſten Umfang des Kreiſes, und in der Mitte ſind die Weibchen und die Jungen. — Und in den Hochgebirgen von Wallis (in England) ſtellen die Heerden ſogar Wachen aus.

Wer getraut ſich die verſchiedenen Racen oder Abarten der Schafe aufzuzählen, und wem wäre es auch nützlich? — Die ſpaniſchen Schafe ſind in Europa die vorzüglichſten, und weiden in ihrer Heimath in Heerden von vielen Tauſenden in den Gebirgen, während des größeſten Theils des Jahres. Es gibt eigene Triftgerechtigkeiten für die Heerden. Die Wolle, die feinſte in Europa, wird in drei verſchiedene Sorten getheilt. Englands Schäfe-

reien ſind erſt durch ſpaniſche Stäre geworden, was ſie ſind. Die Wolle Englands iſt länger und glänzender als die ſpaniſche, aber nicht ſo fein, worauf das Klima wohl einen bedeutenden Einfluß haben mag. — In der Tartarei mag es hie und da ebenfalls ſehr feine Wolle geben. Man ſagt, daß die Schafe ſogar in Decken eingenäht würden, um von der Wolle nichts umkommen zu laſſen, und dieſelbe zarter und feiner zu erhalten. An einigen Orten verfährt man noch anders.

Ein guter Stär aus Spanien oder England wurde ſonſt mit 3 bis 500 Thaler bezahlt. Im letztern Lande wurde die Ausfuhr derſelben bei Lebensſtrafe verboten.

Die Schafe Islands haben nicht ſelten vier, ja noch mehr Hörner. Ihre Wolle iſt zwar ſpröde, aber dennoch ſehr brauchbar. Sie liefern davon vier bis fünf Pfund, und geben ſehr viele Milch. Bleiben ſie des Nachts auf der Weide, ſo ſuchen ſie ſich eine der Höhlen (Lavahöhlen), die dieſes Land ſo zahlreich hat, zu ihrer Lagerſtäte aus, wobei die jüngern Thiere immer die innerſten, die ältern aber immer die äußerſten, kälteſten und unſicherſten Plätze einnehmen. Werden ſie in Island oder auch auf den Faröerinſeln plötzlich vom Schneegeſtöber überfallen, ſo treten ſie in einen Kreis zuſammen, aber in dieſem Falle alle mit den Köpfen nach dem Mittelpunkt zu. Sie werden zuweilen fußhoch mit Schnee bedeckt, und rettet ſie der Eigenthümer nicht bei Zeiten, ſo freſſen ſie ſich die Wolle ab, und ſterben dann nicht ſelten davon.

Wie mancherlei Abänderungen des Schafs finden ſich nur bei den Steppenvölkern Aſiens, bei den Kalmucken, Kirgiſen, Bucharen und angrenzenden Völkern! Das langgeſchwänzte Tſcherkaſſiſche, das kurzgeſchwänzte, das fettſchwänzige, und andere aus dieſen gemiſchte Arten. Die erſtere ſchöne und hohe Art trifft man auch in der Ukraine und in Podolien, und von ihr vorzüglich kommen die ſchönen und beliebten krauſen gewellten Lämmerpelze, die unter dem

Namen Baranjen oder Baranken bei uns ſo geſchätzt ſind. Sie kommen aber nicht, wie man wohl gewöhnlich geglaubt hat, ſo durchaus von ungebornen, ſondern mehr von neugebornen und ſelbſt von todtgebornen Lämmern. (S. übrigens gleich hinterher.)

Das kurzgeſchwänzte Schaf hat beſonders im nördlichen Rußland ſeine Heimath, und iſt nicht beſonders merkwürdig.

Das fettſchwänzige Schaf aber, der Hauptreichthum der Kalmucken, Kirgiſen, mehrerer Nogaiertartarenſtämme am ſchwarzen und kaspiſchen Meere, auch der Baſchkiren, Buräten, Mongolen und mehrerer Hirtenvölker, iſt uns merkwürdiger, und wiewohl es noch mancherlei Verſchiedenheit hat unter ſich ſelbſt, iſt es doch in einem hirſchähnlichen *) Bau, in der Größe, dem Anſehen und in der Lebhaftigkeit von unſerm Schafe allgemein verſchieden. Die Kirgiſenſchafe ſind die ungeſtaltetſten von allem Wollenvieh, höher als ein junges Kalb, und bis auf 200 Pfund ſchwer. Der ſehr gebogene Ramskopf hat hangende Ohren, eine hervorragende Unterleſze, und die Widder nicht nur, ſondern ſelbſt die Mutterſchafe ſind behörnt. Man findet ſelbſt ſechshörnige Schafe. — Am ausgezeichneteſten iſt der Schwanz, ein Fettpolſter vielmehr, das eine ſtarke Spanne lang, mehr platt als gerundet, faſt kahl, auf dem Hintern liegt, 5 bis 40 Pfund wiegt, und oft an 30 Pfund ſchmalzartigen Talg liefert. — Da und dort mag es wahr ſeyn, daß man dieſen Schafen ein kleines Rollwägelchen unter dem Fettſchwanz anbindet, damit dieſer nicht beſchädigt werde.

Die Farbe dieſes Thieres iſt nach den verſchiedenen Gegenden verſchieden — braun, röthlich, ſchwarz, und bei den Kalmucken weißlich und gefleckt. Bei den Lämmern ſind dieſe Farben viel ſchöner und reinlicher — weiß, ſchwarz, ſilbergrau und glänzend. Die Wolle der Alten iſt mit vielem eigentlichen Haar

*) Alſo wieder etwas Hirſchähnliches.

vermiſcht, und daher eben von erwachſenen Schafen nur zu groben Filzen und Pelzen zu benutzen. — Die Schafhirten dieſer Heerden ziehen mit ihren Thieren in den Wüſten umher, und wohnen ſelbſt unter Zelten. Die neugebornen Lämmer werden in Leinwand genäht, damit das Haar der Felle fein und geblümt bleibe, die denn nach den bucharischen die am meiſten geſchätzten und auch bei uns unter dem Namen Baranje oder Baranke ſattſam bekannt ſind (vergl. vorher). Platzt durch der Wolle Wachsthum die Leinwand, ſo ſchlachtet man die Lämmer der Felle wegen, von welchen die feinſten dem Damaſt ſehr nahe kommen, die geringern aber nur fein gekräuſelt ſind. — Sollen dieſe Thiere gut gedeihen, ſo müſſen ſie, wie alle Schafe, ſehr trockne Weide und Salzpflanzen haben *).

Bei den Kalmucken iſt dieſe Art Schafe von beſonders harter Natur, ſcharret, wie die Pferde, im Winter die Nahrung unter dem Schnee hervor, und iſt ſo tüchtig im Gehen, daß ſie wohl an 5 bis 6 Meilen in einem Tage zurücklegen können. — Die Kirgiſen allein verkaufen ſolcher Schafe jährlich an 450,000 Stück in die benachbarten ruſſiſchen Grenzörter. Die feinſte Wolle auf Erden liefert unſtreitig das tibetaniſche Schaf, deſſen Wolle ſelbſt die überaus feine Wolle von Kaſchmir übertrifft, in ganz Oſtindien mit ſchwerem Gelde bezahlt, und zu den feinſten und wärmſten Tüchern verwebt wird. Dieſes Thier iſt breitſchnauzig und klein, und Kopf und Füße ſind ſchwarz. Das Fleiſch zogen ſelbſt Engländer dem gerühmten Hammelfleiſche ihres Vaterlandes vor. Uebrigens dient dieſes Schaf auch als Laſtthier, und trägt bis 20 Pfund. — Die grauſame Gewohnheit des Tibetaners, kurz vor dem Gebären das Mutterſchaf zu ſchlachten, hat ihren Grund in der ſeidenartigen Sanftheit der

*) Es gibt hie und da im Thüringiſchen einige Dörfer, wo die Schafe, aus Mangel am Waſſer, gar nicht getränkt werden, und ſich recht wohl befinden.

Lämmerfelle, die zum Füttern der Weſten der Großen in China gebraucht werden.

---

13. a. Ziege, Steinbock, Angoraziege.

Unſere muthwillige Hausziege, die in vielen Gebirgsgegenden Europa's in großen Heerden gehalten wird, und dennoch ſehr nützlich iſt, wiewohl ſie ihre Natur nicht ändern kann, durch Nagen und Schälen, welches ja auch einigermaßen den Schafen eigen iſt, dem jungen Waldholz nachtheilig zu werden, bedarf keiner Beſchreibung. Jedermann kennt ihren Bau und ihre Art. In Anſehung der Zähne und des Magens verhält es ſich bei ihr genau ſo, wie bei den Schafen.

Seltſam iſt es immer, daß das Thier einen Bart hat, und kein Naturforſcher weiß genug das Entſtehen und den Zweck deſſelben zu erklären. Eben ſo verhält es ſich mit den zwei ſogenannten Glöckchen unter dem Halſe, die mehrern Ziegen eigen ſind.

Der überaus widrige Geruch des Bockes hat ſeinen Sitz in den Hoden, und iſt zur Begattungszeit am ſtärkſten und unausſtehlichſten. Es iſt bekannt, wie fett die Milch, im Gebrauch der Eſelsmilch für Schwindſüchtige und Bruſtkranke ähnlich, und wie beliebt der Käſe von dieſen Thieren iſt, wie brauchbar und vorzüglich der Talg derſelben, wovon man zuweilen an 10 Pfund bekommt, und wie geſchätzt die Haut, aus welcher ſelbſt Saffian und Korduan, und in Frankreich auch eine Art Chagrin bereitet wird.

Wie von Schafen, ſo hat auch von Ziegen wieder Tibet die edelſte Race, von welcher die feinſten Shawls für die Großen Hindoſtans gewebt werden, die im Preiſe dreimal ſo hoch ſtehen, als die Shawls von Kaſchmirs Wolle, und 150 Gulden (Rupien) gelten. Mitten im Winter fand Turner eine ganze Heerde dieſer Ziegen, die nach ſeiner Behauptung an Schönheit

die Ziegen von Angora übertrafen. Sie waren ſchwarz, weiß, bläulicht, ja zuweilen hellröthlich, die Hörner aufrechtſtehend, und nicht höher als die kleinſten Schafe anderer Gegenden. Ein längeres raucheres Haar ſchützt das darunterliegende feinere, aus welchem eben das genannte feine Gewebe gefertigt wird.

Welche unerklärbare Einwirkungen des Klima's! Wenn man dieſe Thiere nach Bengalen brachte, verloren ſie das ſchöne Haar, und wurden von einem Hautausſatz befallen, und auf der Reiſe nach England kränkelten ſie, und ſtarben bald nach der Ankunft.

Die Ziegen wiſſen ſehr genau, welche Kräuter ihnen dienlich ſind. Von 546 Arten Kräuter, die man ihnen vorlegte, fraßen ſie 449. Schierling ſelbſt ſchadet ihnen nichts.

Die Angoraziege *)

gibt Veranlaſſung zu ähnlichen vorhin bemerkten Betrachtungen über den Einfluß des Klima's. Warum fallen grade in dieſer Erdgegend ſo langhaarige Geſchöpfe, als dieſe Ziege und die Angorakatze, und das Kaninchen?

Dieſes Thier hat ein 8 Zoll langes, glänzendes, ſilberweiſſes, ſeidenartiges Haar, und der Bock zwei ganz anſehnliche Hörner. Zweimal wird jährlich dem Bock ſein Haar, und der Ziege die Wolle geſchoren. Die letztere gibt mehr Milch als unſere Ziegen, von welchen ſie ſich im Bau durch kürzern Leib, höhere Beine und herabhangende Ohren auch noch unterſcheidet.

Man hat dieſe Ziege in verſchiedene Länder und Gegenden Europa's, ſelbſt in die Pfalz verpflanzt, aber man hat nicht gehört, daß aus dieſen Verſetzungen etwas geworden wäre, eben

*) Von der Stadt Angora in Kleinaſien. Sie heißt auch Kämeelziege — Kämeel heißt aber ſelbſt: Ziege. — Das Kameelgarn kommt von derſelben, und die Kamelotte von Brüſſel, wenigſtens die feinſten, werden aus dem Haare derſelben gewebt. Aber dieſe ſind ſehr ſelten.

ſo wenig als aus denen des Rennthiers und anderer Thiere. — Aber mit manchen Pflanzen iſt es auch nicht beſſer gegangen.

Uebrigens begattet ſich dieſe Ziegenart mit der unſrigen, und es möchte wohl leicht auf dieſe Weiſe eine veredelte Ziegenrace zu erhalten ſey, die unſerm Klima beſſer angeeignet wäre, als die reine angoriſche, die doch nur erſt durch Abartung ſich anarten kann.

13. b. Der Steinbock

iſt jetzt überall, wie es ſcheint, da, wo er ſonſt in beträchtlicher Anzahl lebte, ſelten geworden. Das macht der Unverſtand des Menſchen, der ohne Schonung die Natur benutzen will, und ſie dadurch zwar nicht zu vernichten im Stande iſt, aber ſie doch zu ſeinem eigenen Nachtheil ärmer und ſogar dürftig macht.

Noch findet man das Thier auf den hohen Gebirgsfelſen der Schweiz, Tyrols, der Pyrenäen, des Kaukaſus, Sibiriens u. ſ. w. Hätte der Menſch mit ſeinem Geſchoß leichter in dieſe Höhen können eindringen, ſo wäre dieſes Thier wahrſcheinlich ſchon ziemlich vernichtet.

Der Steinbock iſt mit ſeinen längern Hinterfüßen und mit den kürzern aber ſtärkern Vorderfüßen zum Klettern und Srpingen vortrefflich eingerichtet. Die ſchroffſten Felſen, wo kein Fuß haften könnte, ſpringet er hinauf, und ſtürzet ſich, wenn es die Noth erfordert, eben ſo kühn, mit Kopf und Hörnern vorwärts, in große Tiefen hinab. Seine langen nach dem Rücken zu gekrümmten Hörner ſind faſt drei Fuß lang, und wie mit Knoten geringelt. Sie dienen ihn beim Herabſtürzen zum Schutz, wiegen beide zuweilen vielleicht an 30 Pf., und ſind mit Knotenringen verſehen, aus deren Zahl ſich das Alter des Thieres abnehmen läßt. Ein tüchtiger Steinbock kann wohl an zwei Centner wiegen.

Dieſes Thier lebet in Heerden zu zehn und zwölf, und es iſt ſeiner Natur gänzlich entgegen, ſich in Tiefen aufzuhalten,

in welchen es ganz niedergeſchlagen zu ſeyn ſcheint, und ſo zahm werden ſoll, daß es willig ſeinem Herrn nachläuft. Aber der Steinbock ſcheint ſich überhaupt leicht zähmen zu laſſen, wenn er jung gefangen wird. Auf einem Gute eines Grafen in Sibirien führte ein Steinbock ſeine Ziegenheerde an, und belegte die Ziegen. Die Jungen arteten aber mehr nach der Mutter, denn nach dem Vater. Eine ganze Heerde Steinböcke wurde nicht weit von Salzburg in einer angemeſſenen Gegend unterhalten. Das Weibchen wirft nur ein Junges, welches, kaum ſo groß als eine Katze, doch ſogleich laufen und ſpringen kann.

Wenn dieſe Thiere weiden, ſollen ſie zu ihrer Sicherheit Wachen ausſtellen. Ihre Haut wird mehr geſchätzt, als ihr Fleiſch, das zähe und ſchwer verdaulich ſeyn ſoll. Aus dem Horn, das zuweilen 4 Maaß Waſſer befaßt, macht man Trinkgeſchirre.

Der Steinbock in Sibirien, im ſüdlichen Ural und in den höchſten Alpen des Taurusgebirges, iſt auch ſehr ſelten geworden, doch findet man ihn dort noch von vorzüglicher Größe. Er iſt hier rehfarbig, der junge Bock etwas lichtgrauer, und das Haar etwa ſo kurz wie beim Hirſche. Beim ältern Thiere ſind die Bruſt, ein Strich längs der Schenkel und Vorderklauen, ein Fleck zwiſchen den Augen, und die Enden aller vier Beine ſchwarz. Zwiſchen dem Haar läuft, namentlich längs des Rükkens, eine graue Wolle.

14. Gemſen, Antilopen, Gazellen, Bezoarthier.

Wie die vorigen Thiere an die Schafe, ſo grenzen dieſe wieder an die Ziegen an, ſo wie ſie auch unter ſich ſelbſt im Bau und Naturell die Verwandtſchaft, bei allen Verſchiedenheiten, nicht abläugnen können, und wiederum auch von andern Seiten mit den Hirſchen und Rehen verwandt ſind. — Aber frei-

lich kennt Niemand das große Syſtem der Natur, wo Eine Form millionenfaltig abgeändert iſt. Nur in der untern Kinnlade haben ſie 8 Vorderzähne; Eckzähne fehlen. Die hohlen Hörner ſind geringelt. Der Magen iſt vierfach; die Klauen ſind wie bei Schaf und Ziege.

Die Gemſen

ſind an Größe und Geſtalt unſern Ziegen ähnlich, haben aufrechtſtehende, an der Spitze rückwärts hakenförmig gebogene Hörner, die mit dem Alter immer mehr Ringel bekommen, und nur an der Wurzel ein wenig hohl ſind. Die Farbe auf Rücken und Seiten iſt rothbraun, der Schwanz kurz, die Beine ſind hoch, und der Ziegenbart fehlt den Weibchen. Die ſcharfſehenden Augen ſind groß und röthlich. Vor den Hörnern iſt eine kleine Oeffnung in der Haut, die zu einer trocknen Höhle führt. Die Oberlippe iſt ein wenig geſpalten. Heerdenweiſe wohnen und weiden ſie auf den hohen Gebirgen Europa's, in der Nähe der Schneelinie und der Gletſcher, und alſo in reinſter Bergluft, ohne ſich jedoch ſo hoch hinaufzuwagen, als der Steinbock, dem ſie auch in Anſehung der weiten und kühnen Sprünge nachſtehen. Mit dem Winter ziehen ſie ſich in tiefere Gegenden herab. Wenn die Sonne ſteigt, ziehen ſie ſich immer mehr in abgelegene unzugängliche, aber allezeit ſchattige Bergthäler zurück.

Sie nähren ſich von den zarteſten gewürzigſten Alpenkräutern, und auch von den, in langen Bärten von den Tannen herabhangenden, Mooſen; lieben, wie Schafe und Ziegen, das Salz ſehr; lagern ſich unter Felſen und in Höhlen, und warnen einander, wenn Gefahr eintritt, mit durchdringendem Geſchrei. Von der Schnelligkeit, mit der ſie laufen, von der Sicherheit und Gewalt, mit welcher ſie von Felſen auf Felſen ſetzen, kann man ſich ſchwerlich einen Begriff machen. Ob ſie an 30 Jahre

alt werden, wird wohl ſtreng nicht zu beweiſen ſtehen, aber mehrere Böcke haben wenigſtens einen ſehr langen Bart und lange Seitenhaare, und ſind vor Alter ganz weiß. — Die Jungen halten ſich über 2 Jahr zu ihren Müttern. Wird eine Mutter geſchoſſen, ſo ſoll ſich ſogleich eine andere finden, die ſich des verlaſſenen Jungen annimmt.

Uebrigens ſind die Gemſen ſo ähnlich mit unſerer Ziege, daß man ſie für den Stamm derſelben halten könnte. —

Die Ballen, die man ſo häufig in dem Magen dieſer Thiere findet, und die unter dem Namen Gemſenkugeln bekannt ſind, ſind aus den Faſern gewürziger Pflanzen entſtanden, unter welchen man die Bärwurz inſonderheit nennt. Doch mögen auch Haare mit darunter ſeyn, die dann, wenn ſich dieſe Thiere einander belecken, abgehn, und mit in den Magen kommen. Die Unwiſſenheit ſchrieb einſt dieſen Kugeln große und wunderſame Kräfte zu.

Das ebenfalls mit Hörnern verſehene Weibchen iſt 9 Monat trächtig, und bringt 1 bis 2 Junge, welchen die Lämmergeier ſehr nachtrachten. Das Fleiſch des Thieres, ſein Talg, am meiſten aber ſein Fell, werden überaus hoch geſchätzt.

Es wäre zu umſtändlich, hier das Leben eines Gemſenjägers zu beſchreiben, der ſeine Jagd gewöhnlich höchſt leidenſchaftlich treibt, deren Erfolg aber, da er es mit ſo ſcheuen, furchtſamen und geruchfeinen Thieren zu thun hat, höchſt mißlich iſt. Indeſſen achtet er der Mühe und Gefahr ſeines Gewerbes nicht, erklettert mit tauſendfältiger Lebensgefahr die Zinnen und Spizzen der Felſen, hilft ſich über Spalten und Klüfte hinweg, und achtet nicht die Möglichkeit ſich zu verirren. Er kriecht langſam, dicht an Abgründen, über das Gerölle von Steinen und Raſen, über Stellen, die Thau und Regen ſchlüpfrig gemacht haben, immer mehr herauf oder herab, bis er einer kleinen wei-

denden Heerde nahe genug iſt, um ein Thier wenigſtens zum Schuß zu haben. Hat er getroffen, ſo läuft er hin und ſchneidet demſelben die Sehnen ab, damit es nicht entlaufe, ladet es auf ſeine Achſeln, wo es anders möglich iſt, das ganze zuweilen 70 ja 80 Pfund ſchwere Thier fortzubringen, und verzehrt mit Freunden und Verwandten das Fleiſch. Iſt aber das Thier nicht fortzubringen, zieht er ihm wenigſtens die Haut ab.

Entdecken die Thiere den ſchleichenden Jäger, ſo ſetzen ſie über Felſen und Abgründe hin, und wenn dieſer, wie oft geſchieht, zu hitzig dieſelben verfolgt, gerathet er in unbekannte Gegenden, wo jeder Schritt Gefahr droht, wo nicht nur tagelange Nebel, Schneeſtürme, Lawinen oder der Sturz in Abgründe und das Abgleiten von ſteilen Höhen und Gletſchern ihm gefährlich werden, ſondern auch die Gemſen wohl gar ſelbſt, können ſie ſich nicht mehr retten, in Maſſe auf ihn einſtürmen, und ihn in Abgründe ſtürzen.

Die Antilopen und Gazellen

haben im wärmern Aſien und Afrika ihre Heimath, und kommen, ihrer Leichtigkeit, Schlankheit und beſonders ihrer ſchönen Augen wegen, in den Gedichten der Morgenländer überall vor.

Die Familie dieſer Thiere hat ſehr viele Zweige und Arten, die uns noch nicht alle bekannt ſind. Man zählt deren etwa 40. Sie haben, wie Schafe und Ziegen, nur 8 Vorderzähne in der untern Kinnlade, und keine Eckzähne; leben in Heerden von 100 und einigen Hunderten beiſammen, und wenn ſie aus den Steppen und Flachebenen, in welchen ſie ſich aufhalten, wegen Waſſer- und Weide-Mangel, in andere grasreichere Gegenden ziehen — in Heeren von 20 und mehr, ja von 50 Tauſenden vielleicht, ziehen ihnen auch Heerden von Löwen, Panthern, Hyänen u. ſ. w. nach.

Die hohlen Hörner, welche nie abgeworfen werden, ſind meiſtentheils gewunden, und ein Bocksgeruch iſt mehrern Arten dieſer Thiere eigen.

Die Saiga Antilope oder Suhac iſt von der Größe eines Damhirſches, und hat 11 Zoll lange Hörner, mit Ringeln. Sie wird leicht zahm und ſoll zu den ſchnellſten und flüchtigſten gehören; der Springbock aber gar Sätze von 20 Fuß weit machen (vielleicht von Höhen in die Tiefen herab).

Die kameelähnliche Antilope oder Biggel in Hindoſtan iſt ſehr ſelten. Sie ſoll einem Rennthier ähnlich, aber am Halſe mit Haaren, wie der Eſel verſehen ſeyn, ſo wie auch der Hinterleib wie am Eſel, und der Schwanz ganz dem Eſelſchwanze ähnlich iſt. Sie hat einen Buckel auf dem Rücken. Das aſchfarbene Fell iſt kurzhaarig. Das Thier läßt einen knurrenden Ton hören; ſteht auf, und legt ſich wieder nieder, nach Art der Kameele. Der Biggel ſcheint gewiſſermaßen ein Zwiſchending zwiſchen Ochſen und Antilope.

Das ſcheint ebenfalls der erſt neuerlichſt bekannt gewordene Nil-ghau oder der blaugraue Stier (weißfüßige Antilope) zu ſeyn, welcher, wie das vorige Thier, etwa vorn am Bug 5 F. hoch iſt. Nur die Männchen haben vorwärts gekrümmte Hörner. Weiße Flecken findet man an dieſer Antilope oberhalb der Hüften, und über dem Haarzopf des Halſes. Der Kopf iſt hirſchähnlich. Dieſe Thiere, und der Gnou in Afrika, haben die Eigenheit, ſich auf die Knie zu legen, wenn ſie mit einander kämpfen. — Alſo iſt hier, was ſonſt die Form der friedlichen Ruhe iſt, Zeichen des Streites. Das Thier wird leicht zahm, leicht aber auch aufgebracht, und ſäuft an zwei Eimer Waſſer. Man hat es in England gehabt, wohin es aus Bengalen gebracht wurde.

Der Gnou hat 19 Zoll lange, an der Wurzel 17 Zoll Umfang haltende Hörner, hirſchartiges Haar und eine Mähne.

Der weiße Schwanz iſt wie ein Pferdeſchweif. Auch das Weibchen iſt gehörnt. Das Thier iſt wild und ſtößig, und hat eine zweifache Stimme, die eine der Stimme des Ochſen ähnlich, die andere dem Pfeifen eines Rehes, aber viel durchdringender.

Die Bezoar oder gemeine Gazelle (Bezoarbock) findet ſich im ganzen wärmern Orient, und iſt von der Größe eines Damhirſches. Von dieſem Thiere kommt der ehemals, vermeintlicher arzeneilicher Kraft wegen, ſo hoch angeſehene Bezoarſtein, den man im dritten Magen dieſes Thieres findet, und von deſſen Entſtehen man eigentlich nichts weiß. — Mag er vielleicht eine Zuſammenhäufung harziger Pflanzenfaſern ſeyn? — Genug, daß ſich ähnliche ſogenannte Steine in ähnlichen Thieren (ſ. vorher) finden, wiewohl nicht in allen und jeden. Die Unze vom vermeintlichen ächten orientaliſchen Stein wurde mit 12 Thalern bezahlt.

Ein ſeltſames Thier, in der Mogolei und in den Wüſten zwiſchen China und Tibet, iſt die Kropfgazelle, die ſich dadurch auszeichnet, daß das Männchen einen großen Kehlkropf hat. Das Thier hat den Bau und die Größe eines Rehes. Die ſchönen geringelten Hörner meſſen etwa 10 Zoll. Es iſt ein echtes Steppenthier, denn es ſcheut ſich vor Wald und Waſſer, und ſtreicht heerdenweiſe in den höhern Steppen der Tartarei umher. So lebhaft es auch iſt, ſo leicht wird es auch zahm. Außer ſeinem Fleiſche und Felle benutzt man auch die Hörner zu Laternen.

Die ſehr ſchnelle Zwergantilope (Guevei), in Hinterindien am Senegal und in ganz Guinea, wird kaum 10 Zoll hoch. Die ſchwarzglänzenden aufrechten Hörner ſind 2 Z. hoch.

15. Der Hirſch — Damhirſch — das Reh — das Rennthier — das Elenn — (das Mooſethier).

Die erſtern dieſer Thiere wenigſtens, ſchließen ſich wieder von vielen Seiten an die vorigen an. Das ganze Geſchlecht der Hirſche, wiewohl es nach den Himmelsſtrichen mancherlei Veränderungen erleidet, bleibt ſich doch im Weſentlichen immer gleich. Der Vorderzähne ſind unten 8, einige Arten haben auch oben einzelne Eckzähne; die äſtigen Hörner der Männchen werden jährlich abgeworfen; die Weibchen ſind meiſtens ungehörnt; der Magen iſt vierfach.

Der Hirſch — edle Hirſch — Rothhirſch,

der die kältern Gegenden bewohnt, doch aber die kälteſten nicht liebt, iſt ſehr weit verbreitet, und daher bekannt genug. Nur das Männchen hat Geweihe, und Zacken daran oder Enden, *) nicht aber die Hirſchkuh. Im Februar und März wirft der Hirſch alljährlich ſein Geweihe ab, — er wechſelt ſie — und erhält in 12 bis 16 Wochen ein neues, das anfangs ſehr weich iſt (daher es auch von den rohen Nordindiern, wenigſtens im Nothfall, gegeſſen wird). Es iſt mit einer wolligen Haut umgeben. Nach 8 Monaten Trächtigkeit wirft die Hirſchkuh meiſtentheils nur Ein Junges (Kalb), das im erſten Jahre rothbraun, und weißgefleckt iſt, und im 6ten Monat ein Schmalthier heißt. Iſt der Hirſch ein Jahr alt, ſo wachſen ihm ein Paar Kolben auf dem Kopfe, und es kommen die erſten Spitzen der Hörner hervor. Er heißt dann Spießer. Im zweiten Jahr erſcheint der erſte Nebenſproſſe, und dann nennt man ihn Gabelhirſch; nachmals kommt alljährlich an jedem Horne ein Zacken

*) Möchte uns doch irgend einmal Jemand einigermaßen befriedigend erklären, wie und woher die beſondere und zum Theil ſeltſame Jägerſprache entſtanden iſt? — Das Bedürfniß hat ſie wenigſtens nicht hervorgebracht.

oder ein Ende mehr, und ſo giebt es denn. Zwölf Ender, welches ſchon ein prächtiger Hirſch iſt, und ſogar Sechszehn-Ender, die aber höchſt ſelten ſind. In ältern Zeiten hat man ſogar Hirſche von 42, ja, von 66 Enden gehabt, welche denn auch wohl ein großes Gewicht gehabt haben mögen. Gewöhnlich wiegt ein Hirſch etwa drei Centner, allein man hat ihrer auch ſchon von 8 Centner geſchoſſen.*) Im fünften Jahre iſt eigentlich der Hirſch erſt recht jagdbar.

Das Thier iſt bekanntlich blos ein pflanzenfreſſendes, und weidet in Trupps oder Rudeln von 10 bis zwölf zuſammen, die von einem alten muthigen Hirſchſtier angeführt werden, der denn auch kühn und gewandt genug iſt, es mit ſtarken Raubthieren aufzunehmen, und ſelbſt mit geſchoſſenem Vorderlaufte (Fuße) noch unter die Hunde um ſich ſchlägt, und ſich tapfer vertheidigt.

Zwar wird der Hirſch, jung eingefangen, leicht zahm; ſo zahm, daß er ſeinem Herrn nachläuft, allein man muß ihm nicht trauen, denn wir haben mehrere traurige Beiſpiele, wie leicht er aufgebracht wird und auf Menſchen losgeht. Es hat Mancher durch ihn ſein Leben eingebüßt. Vielleicht hängt das mit der Brunftzeit zuſammen, die bei dem in der Wildniß gebliebenen Hirſch im September eintritt. Dann durchſtreicht derſelbe mit lautem Gebrüll die Wälder, die Hindin oder das Thier (Hirſchkuh) zu rufen, und ſie zu beſchlagen. Er iſt in dieſer Zeit höchſt wüthend, kämpft nicht nur grimmig mit ſeinen Nebenbuhlern, ſondern ſtößt auch den Menſchen nieder, und frißt faſt gar nicht. —

*) Wo iſt der Naturkundige, der uns dieſes Abwerfen und Zunehmen ſo großer Geweihe erklären kann? Was liegt für ein eigenes Spiel der Kräfte, und welche eigene Anlage des Baues dazu in dem Hirſche? Und warum bekommt der verſchnittene Hirſch kein Geweihe, ſo wie etwa der Hämling keinen rechten Bart? — Hat der verſchnittene Hirſch aber einmal ein Geweih, ſo wirft er es nie ab. O! wie Viel verſtehn wir nicht!

Die Jungen werden freilich nur drei Monate geſäugt, folgen aber der Mutter wohl zwei Jahre und drüber. *)

Zu einigen Merkwürdigkeiten, die wir noch erwähnen müſſen, gehören die Hirſchthränen oder der Hirſchbezoar, den viele Jäger für ein untrügliches Gegengift halten. Es ſammelt ſich dieſe Materie in einer Höhle unter dem Vorderwinkel der Augen; iſt faſt wie Ohrenſchmalz beſchaffen, riecht widrig, wird aber in dem Maaße wohlriechender, als ſie an der Luft verhärtet. Sie wird dem Hirſche oft läſtig, und daher reibt er ſie ſich an Bäumen und Sträuchern aus. Eine ähnliche Materie findet man zuweilen im Magen.

Man hat noch keine Gallenblaſe im Thiere entdeckt, es iſt aber gewiß genug, daß Gallengänge in der Leber vorhanden ſind.

Sein Gebrüll iſt dem Gebrülle einer Kuh ähnlich, doch nicht ſo tief, und auch anhaltender. Entdeckt er einen Menſchen, oder ſonſt etwas Unheimliches, ſo giebt er, ſowohl der Stier, als auch die alte Hirſchkuh oder Hindin, eine Art kläffenden kurzabgebrochenen Laut (Schmälen; Melden) von ſich.

Der Stier wird höchſtens 30 Jahr alt, die Hindin aber kann älter werden. Es kann ſeyn, daß ſich der erſtere in der Brunſtzeit durch ſeine Leidenſchaftlichkeit früher aufreibt.

Ihre im Winter verlornen Kräfte (aus Mangel an Nahrungsmitteln) erſetzen ſie leicht im Frühling wieder.

Ob ſie Schildwachen ausſtellen, die mit dem Aufſchlagen der Vorderfüße die Gefahr anzeigen, wenn ſie Feld und Wieſen berauben, mögen Andere ausmachen.

Daß ſie in der Brunſtzeit ſelbſt den giftigen Fliegenſchwamm freſſen, und ſogar aufſuchen ſollen, iſt wohl bemerkenswerth.

*) Ein ganz weißer, dem unſrigen übrigens ganz ähnlicher Hirſch, findet ſich im ſüdlichen Amerika, wo er in einer Höhe von 12000 F. ſich auf den Kordilleren aufhält.

Sie ſchwimmen gut, trinken wenig, außer zur Brunftzeit, wo ſie ſich auch in Teichen umherwälzen, und ſcheinen den Duft der Ameiſenneſter ſehr zu lieben, denn ſie zerſcharren dieſelben, und ziehen ſtundenlang den Duft davon ein.

Wie das Rennthier, ſo hat auch der Hirſch an zwei Arten Brehmen (Oestrus) einen böſen Feind. Die eine dieſer Fliegen legt ihre Eier in den Naſenſchleim, und fällt im Julius als Larve aus der Naſe. Die Ohrenbrehme legt ihre Eier in die Haut.

Wir erwähnen nichts von der Unmenſchlichkeit der Parforcejagd, die noch immer nicht ganz aufgehört hat —, wo eine Beſtie (der Menſch) auf einer Beſtie (dem Pferde) mit Beſtien (den Hunden) eine arme Beſtie (den Hirſch) zu Tode hetzt.

Den Werth der Hirſchhaut und des Fleiſches brauchen wir nicht zu erwähnen. Die Sehnen gebrauchen manche nördliche Nationen als Nähzwirn, auch wohl, mehrere zuſammengeflochten, als Bogenſehnen. Die Geweihe, deren inneres Gewebe locker und ſchwammig iſt, werden vielfältig zu Meſſerheften oder Schalen, und die abgängigen Stücke, nachdem ſie gebrannt ſind, zum Poliren der Metalle, zum Aufklären des Kaffees u. ſ. w. benutzt. Man raspelt auch das Hirſchhorn und bereitet eine nährende Gallerte daraus (unſere Gallerte von andern Thierknochen iſt hierbei zu erwähnen). Auch aus den Geweihen junger Hirſche (Hirſchkolben) bereitete man ſonſt für alte Perſonen ein gerühmtes Stärkungsmittel! — Das Hirſchhorntalg wird zu Salben und Pflaſtern verwendet; ſonſt machte man auch Lichter daraus, als man der Hirſche mehr hatte, als jetzt. Nichts hier von dem ehemaligen mediciniſchen Gebrauch des Hirſchhorngeiſtes, Salzes u. ſ. w.

Der Damhirſch

wird auch däniſcher Hirſch genannt, auch wohl Tannenhirſch, als ob er nur in Tannenwäldern wohnte, welches ſowohl naturhiſtoriſch als ſprachirrig iſt, indem in keiner Sprache

die Benennung des Thieres von „Tannen" hergenommen iſt (im Franzöſiſchen Daim, im Italiſchen Dama u. ſ. w.) Dama ſoll eine Gemſe geheißen haben. Uebrigens laſſen wir es dahingeſtellt ſeyn, ob Jacob der Erſte zuerſt dieſes Thier aus Dänemark nach England gebracht habe. Es ſoll wild in Litthauen, Moldau, Griechenland, ja ſelbſt in China anzutreffen ſeyn.

Dieſe Thiere ſind kleiner als die Edelhirſche, mit welchen ſie jedoch die ganze Lebensweiſe und den Bau gemein haben. Die Hörner ſind platter (ſchaufelige Geweihe), und die Farbe iſt wie beim Edelhirſch, aber auch weiß und weißgefleckt. Ueberhaupt giebt es in Anſehung der Farbe viele Varietäten. — Sie leben in Rudeln, die oft um den Beſitz eines Weideplatzes tagelang kämpfen, wobei die Aelteſten und Stärkſten Anführer des Trupps ſind. Dieſe Thiere werden leicht zahm.

Das Zwerghirſchchen,

vielleicht oft nicht über 10 Zoll hoch, höchſtens ſo hoch als ein mäßiger Hund, findet ſich nur in Einer Provinz China's, und iſt unſerm gewöhnlichen Hirſche übrigens ganz gleich. —

Axis.

Eine wahrſcheinlich verwandte Art des Zwerghirſchchens iſt das Zwerghirſchchen in Bengalen, und auf Ceylon, eins der ſchönſten und ſanfteſten Thiere, deſſen leichter, kaum auf 15 Zoll langer, Körper auf den niedlichſten kaum federkielsſtarken Beinen ruht. Der wohlgeſtaltete Kopf wird vom feinen Hals ſchön getragen, und über den großen ſtrahlenden Augen ſtehen Augenbrahnen mit langen Wimpern, und zwei darunter befindliche helle Striche haben ihm dem Namen Nalaiman zugezogen, d. h. der Hirſch mit vier Augen. Die braunrothe Farbe des Körpers iſt an der Kehle und an andern Orten mit weißlichen Strichen und Flecken verſchönert.

Selten wird dieſes Thierchen die Beute der Raubthiere, weil es ſo ſchnell uud behende iſt. Es nährt ſich von Blumen und jungen Kräutern, und liebt vorzüglich Honig und Milch. Vielleicht iſt dieſer kleine Hirſch derſelbe, mit dem Zwergmoſchus, den man auf Java und in andern Gegenden Hindoſtans findet, häufig in Schlingen gefangen, und für zwei Groſchen verkauft wird. — Der Axis ſoll nie mehr als 6 Enden am Geweihe haben.

Ein Miſſionar in Südamerika hatte einen ſehr zahmen Hirſch, der, ob er wohl am Tage zu Wald und Weide ging, des Abends allezeit wiederkehrte, und, zum Einlaß, an die Thür anpochte. Einmal hatte er ſich doch, ohne Zweifel mit andern Hirſchen, verlaufen. Man fand ihn wieder, aber er wollte nicht zurückkehren. Nur dadurch wurde er zurückgebracht, daß ihm ſein Herr einen Bogen Papier vorhielt, welches ſo ſehr ſein Leckerbiſſen war, daß er dem Herrn einmal mehrere Hefte Geſchriebenes aufgefreſſen hatte. — Wie ſehr übrigens unſere Hirſche auch zu Künſten können abgerichtet werden, iſt allbekannt.

Das Reh,

den Hirſchen ſehr ähnlich, iſt kleiner als dieſe, und der Rehbock hat auch ein knotiges, kleines, aufrechtſtehendes Geweihe, das ſich in zwei Spitzen endigt, im Herbſte abgeworfen, und im Winter durch ein neues erſetzt wird. Im vierten Jahre bekommt es Enden, die aber nachmals über die Zahl 6 bis 8 nicht leicht hinausgehen. Den Baſt, womit das junge Geweihe umhüllt iſt, ſucht es an den Bäumen abzureiben. Daß es nach den Farben mancherlei Abänderungen giebt, braucht kaum erwähnt zu werden. Man hat ſogar in Deutſchland ſchwarze Rehe gehabt, und hat ſie wahrſcheinlich noch. — Man will Baſtarde von Reh und

Schaf oder Ziege haben! Das Reh hält ſich nur in kleinern Truppen zuſammen; das weibliche Reh heißt: Ricke.

Das Elenn,

oder Elent oder Elk, welches ein kräftiges ſtarkes Thier bedeuten ſoll, wohnt nicht ſo weit nach Norden hinauf, als das Rennthier (nicht über den 64. Grad nördlicher Breite), hat aber, wie dieſes, mit dem Hirſche gleiche Lebensweiſe, und die Größe eines mittlern Pferdes. An Schnelle giebt es dem Hirſche nichts nach. Alte Elennhirſche (Männchen) haben noch, neben einem Barte, eine Mähne, mit 7 Zoll langen Haaren.

Das Männchen hat große Hörner, die breit und platt gedrückt, und ſehr ausgezackt ſind. Die Naſenlöcher ſind überaus weit, und von der Kehle hängt ein Fleiſchlappen herab. Die Haare ſind aſchgrau; die Beine höher, der Hals kürzer, die Ohren länger als beim Hirſch. Die Geweihe werfen ſie im Winter ab, und erhalten neue dafür. Die Jungen ſind leicht gezähmt, und können, wie Ziegen, auf die Weide getrieben werden. Den Holzungen ſind ſie ſehr ſchädlich. Nach 9 Monaten wirft das Weibchen meiſtens nur Ein Junges. Das Fleiſch, welches grobfaſerig iſt, wird genoſſen, die Haut ſehr hoch geſchätzt, und die Knochen ſollen wie Elfenbein verarbeitet werden; das Geweihe wird benutzt, wie Hirſchgeweihe.

Man trifft vorgeblich das Elenn ſelbſt noch in Polen und Preußen. Das amerikaniſche Elenn*) — Original — das aſiatiſche, bei Samojeden, Oſtjaken u. ſ. w. iſt ein beliebtes Jagdthier. Wenn im Frühling der höher geſtiegene Sonnenſtrahl dem Schnee eine harte Rinde geſchmolzen hat, jagt man daſſelbe auf den bekannten, kahnförmigen Schneeſchuhen. Das verfolgte ſchwere Thier bricht durch die leichte Rindendecke, und der Jäger behält Zeit, es zum Schuß zu brin-

*) Man hat es in den nordamerikaniſchen Ländern über 6 Fuß lang, und eben ſo viel hoch, und bis 660 Pfund ſchwer gefunden.

gen, oder es durch Hunde zu umſtellen. Man fängt es auch in Gruben. Man hält die Zunge und das Mark für Leckerbiſſen und benutzt die Knochen zu Drechslerarbeiten.

Oftmals tödtet das Elenn den Hund mit ſeinem Hufe. — Was hilft aber ſein Muth und ſeine Stärke gegen Menſchenliſt und Kunſt? — Auch dieſe ewig verfolgte Thierart vermindert ſich, und die Zahl der exportirten Häute aus den Handelscomtoiren iſt immerdar geringer geworden. Es iſt die Frage, ob man jetzt noch, wie vor 50 Jahren, ein Paar Beinkleider von Elennshaut überhaupt wird haben können? — Gewiß jedoch nur zu einem enormen Preiſe.

Höchſt nahe verwandt mit dem Elenn iſt

das Mooſethier, und doch nach neueſten Unterſuchungen immer noch ſehr von demſelben unterſchieden. Die Geweihe, die kürzere und geſtrecktere Geſtalt beider Thiere, und die dunklern und hellern Farben derſelben, werden als Unterſchiede angegeben. In Irland wurden ſonſt auch Mooſethiere erwähnt. — Ungewiß und räthſelhaft ſcheint im Ganzen das Thier dennoch zu ſeyn!

Indeſſen muß es erwähnt werden. Es wird an 1200 Pf. ſchwer.

Bei Drunmore in Irland findet man bei verſteinerten Eichbäumen ſeltſam große, auch mit Steinrinde überzogene Geweihe von 6 Schuh 5 Zoll lang. Die größeſte Breite des Geweihes betrug bei einigen in der Mitte (im Queerdurchmeſſer von einem Zinken zum andern) 9 Schuh. Man iſt einig, daß dieſelben einer Art Elenn — oder dem ehemals in Irland heimiſchen Mooſedeer angehören, aber man iſt keineswegs einig, ob dieſes Elenn unſer gewöhnliches, nur durch lange Zeit und bei reichem Fraß ſo herangewachſenes, oder ein ganz anderes ſey. Letzteres möchte wohl das Wahrſcheinlichere ſeyn, obwohl man Elenne von faſt gleichem Längen- und Breitendurchmeſſer, ja von noch größerm, und von 12 Fuß Höhe gefunden haben will,

wovon aber die Nachrichten vielerlei Zweifeln unterworfen ſind *): Hätte man nur eins ſolcher Geweihe gefunden, ſo möchte eine leichtere Erklärung zu verſuchen ſtehn, aber man trifft ihrer viele beiſammen, welches den Schluß auf einzelne Außerordentlichkeit nicht erlaubt.

Das Rennthier

iſt beträchtlich kleiner **), lebt im höhern Norden, als das vorige, und zwar in beiden Welten, der alten und neuen, und iſt hier den Beſitzern eben ſo ſchätzbar und nützlich, als das Kameel dem Morgenländer. Es war einſt in Deutſchland und im funfzehnten Jahrhunderte noch in den Pyrenäen. Daß es auch in Spitzbergen noch vorhanden ſey, macht ſich der Vf. wenigſtens nicht anheiſchig zu beweiſen. Sein liebſter Aufenthalt ſind Gebirge und Wälder, wo es ſich von Baum und Geſträuch, und im harten Winter von einigen Flechten und Moosarten erhält, die es mit Füßen und ſchaufligem Geweihe zum Theil unter tiefem Schnee hervorſcharrt, zum Theil von Bäumen nimmt. — Einen beſondern Appetit ſoll es zum Harn der Menſchen haben, den ihm die Lappen in Gefäßen aufheben, und dadurch zugleich verhüten, daß es ſich nicht von ihren Hütten weit verläuft.

Das Thier hat viel Aehnlichkeit mit den Hirſchen, und zwar in aller und jeder Art, trägt aber den Kopf nicht ſo hoch, ſondern mehr vorwärts, und der Hals hat eine Art Mähne. Die zahmen Rennthiere ſind an Farbe viel verſchiedener, als die wilden, die auch viel muthiger ſind. Sie haben unter allen ähnlichen Thieren das größeſte Geweihe, ſelbſt von 80 Enden, und wechſeln dieſelben ebenfalls alljährlich. Selbſt die Weibchen ſind mit Geweihen verſehen, wiewohl mit kleineren, ja ſogar

*) Herrn von Hontans Nachrichten über ſolche außerordentliche Elenne ſind in ſich ſelbſt zu ſehr widerſprechend.

**) Doch etwa 50 Meilen von Archangel findet man Rennthiere von 6 Fuß 2 Zoll Länge.

den verſchnittenen ſollen dieſelben wieder wachſen. So haben ſie denn immerdar ihre Schaufeln bei ſich, um unter dem Schnee ihre Nahrung zu ſuchen.

Gewöhnlich ſind dieſe Thiere im Winter am wohlbeleibteſten. Iſt jedoch der Winter zu ſtreng, und die Eisrinde zu hart, als daß ſie dieſelbe durchbrechen könnten, ſo gehen ſie auch zu Hunderten drauf. Außerordentlich nachtheilig iſt dieſen Thieren auch eine *Brehme* (eigentlich *zwei* Arten Brehmen) (Oestrus) von der Größe einer Wespe, und haarig wie eine Hummel, welche ihr Ei in der Haut des Rückens, oder wohl gar in der Naſe anzubringen ſucht. Die aus dem Ei kommende Larve (Made) frißt ſich in die Haut ein und verurſacht große Geſchwüre, an welchen ſehr viele Thiere ſterben. Deshalb ziehn die Lappen mit ihren Thieren während der Sommermonate in die höhern Gebirge, wo die Brehme nicht hinkommt.

Was würden ſo viele Völker nördlicher Gegenden ſeyn ohne das Rennthier, zumal diejenigen, bei welchen oft kein anderes Hausthier mehr fortkommt, z. B. in den nördlichſten Gegenden des aſiatiſchen Rußlands, wo Manche Eigenthümer von mehrern tauſend Stück ſind, die in den Wäldern Winter und Sommer ſich ihre Nahrung ſuchen müſſen, und die oft nur von Hunden beſchützt und des Abends in die Horden zurückgetrieben werden. Sie ſind die Zug-, Reit- und Laſtthiere, geben Fleiſch und Felle zu Kleidungen und Zelten und eine überaus fette Milch, die durch bloßes Schütteln ſich gleichſam in Butter verwandeln ſoll. Die Knochen dienen als Nadeln, Meſſer und Löffel; die Sehnen als Zwirn; die Klauen als Trinkgefäße, und das Blut ſelbſt als ein Göttertrank. Der Käſe von der Rennthiermilch ſoll überaus ſchmackhaft ſeyn.

Man gewöhnt in Sibirien Rennthierweibchen, gleichſam ſpielend wilde Rennthiere dadurch einzufangen, daß dieſe jenen

Schlingen über die Geweihe werfen, und ſie mit ſich fortſchleppen *).

16. Das Moſchus- oder Biſamthier,

mit 8 Vorderzähnen in der untern Kinnlade, einzelnen Eckzähnen beim Männchen in der obern, hat vorzüglich in Tibet, aber auch in der Tartarei, und in den angrenzenden Gegenden ſeinem Sitz. Es zeichnet ſich vor den ihm ähnlichen rehartigen Thieren noch außer den zwei pfriemenförmigen Eckzähnen in der obern Kinnlade, die weiß wie Elfenbein ſind, auch durch den, zwiſchen Nabel und Zeugungsglied befindlichen Sack oder Beutel aus, in welchem die bekannte höchſt ſtarkriechende und ſchmierige und unter dem Namen Biſam bekannte Feuchtigkeit enthalten iſt. Das Weibchen hat dieſen Beutel eben ſo wenig, als jene Spitzzähne.

Die meiſten Nachrichten ſtimmen dahin, daß das Thier dem Reh ſehr ähnlich, aber viel kleiner und niedriger von Beinen iſt. Andere fanden es mehr mit einem dachsähnlichen Körper, namentlich das tibetaniſche Biſamthier. Man will 8 Arten davon aufführen.

Ein ſibiriſches ſchönes Thier hatte, von der Kehle bis zur Bruſt herab, einen ſchönen weißen Streif, in der Mitte mit dunkelbraunen Haaren. Längs des Rückens und nach hinten zu war es mit mehrern weißlichen Flecken beſtreut. Die Jungen ſind geſtreift. Man will auch ganz weiße Biſamthiere gefunden haben.

Der Beutel, welcher den Moſchus enthält, hat die Größe und Geſtalt eines Hünereies, und der braune dickliche Saft in

*) Die Zucht des Rennthiers in Europa iſt in mehrern Ländern z. B. Mecklenburg verſucht, ſchien zu glücken, hatte aber keinen Beſtand. Man mußte dieſe Thiere im heißen Sommer in kühle Ställe führen, und mit Waſſer begießen. Dabei kann freilich kein ökonomiſcher Nutzen ſeyn.

demſelben ein halb Quentchen bis drei Quentchen am Gewicht, und eben um dieſer köſtlichen Waare willen wird das Thier ſo ſehr verfolgt, denn das Fleiſch, namentlich das Fleiſch ausgewachſener Thiere, wird des ſtarken Geruchs wegen wenig oder vielmehr gar nicht geſchätzt. Doch der Chineſe, der ſelbſt Aas nicht verſchmäht, und der Tartare eſſen es, und das Fleiſch jüngerer Thiere hat auch den ſtarken Geſchmack noch nicht.

Man verfolgt das Thier bis in die hohen Schneegebirge, und legt ihm auch Schlingen. Sobald es erlegt iſt, ſchneidet man ihm den Beutel ab, wobei der Jäger Mund und Naſe verbindet, weil er ſonſt in Gefahr eines Blutſturzes kommt, oder doch mindeſtens ganz betäubt wird. Tavernier brachte ein Moſchusthier mit nach Paris, wovon die Leute in ſeinem Hauſe betäubt wurden, und das Moſchusthier, das im Park von Verſailles vor einigen 40 Jahren lebte, konnte man im Winde weit riechen.

Die Stärke des Biſams und die Güte deſſelben ſind verſchieden. Der beſte iſt der tibetaniſche, den aber die nichtswürdigen Chineſen, die einmal nichts ohne Lug und Trug thun können, verfälſchen; ja ſie kaufen ſelbſt ruſſiſchen Biſam, um ihn, mit zu Pulver geriebener Ochſenleber verfälſcht, wieder zu verkaufen. Sie wiſſen ſogar dem Biſam, der durch Länge der Zeit ſeinen ſtärkſten Geruch verloren hat, wieder mit dem Harn von Kindern auf eine Zeitlang zu helfen.

Der gute Moſchus hat dunkelröthlichbraune, oder dunkle Leberfarbe, und beſteht aus kleinen, rundlichen Körnern, die etwas zähe und hart ſind. Mit einem Meſſer auf Papier gerieben, erſcheint er glatt und glänzend, gelblich und frei vom körnigen Weſen oder Gries, und verbrennt auf Kohlenfeuer faſt gänzlich; dahingegen der verfälſchte, einen kohlenartigen Rückſtand läßt. Die Jäger oder Kaufleute thun auch wohl Blei in die Beutel, damit dieſe ſchwerer wiegen.

In neueſten Zeiten, wo der Handel mit England unterbrochen war, und die Nervenfieber wütheten, war der Preis des Moſchus außerordentlich, und ſchon früherhin galt eine Unze (2 Loth) in Blaſen 12 und ohne dieſelben 22 Thlr. — Der reinſte Biſam mag wohl der ſeyn, welchen das Thier, zumal in der Brunftzeit, wo ſich derſelbe am häufigſten erzeugt, unſtreitig durch deſſen Ueberfluß gereizt, durch Reiben gegen Steine abſetzt *).

Tavernier kaufte auf ſeinen Reiſen in Oſtindien 1663 Blaſen, an Gewicht 2551 Unzen, der Biſam ſelbſt aber wog nur 452 Unzen. Ohne Zweifel war viel verfälſchter darunter.

In ſehr verſchiedenartigen Krankheiten wird der Moſchus als ein höchſt kräftiges Mittel gebraucht, in Nervenzufällen, Krämpfen, zu Stärkungen u. ſ. w. Wie lange ein Zimmer, ein Käſtchen riecht, in welchem nur ein Gran Moſchus geweſen iſt, weiß Jedermann.

17. Löwe — Tiger — Panther — Leopard — Unzen — Syah-guſh — Puma — Yaguar — Luchs — Katze (Angora), (Raubthiere).

Sämmtliche dieſe räuberiſchen Thiere bilden das Katzengeſchlecht, haben in beiden Kinnladen 6 Vorderzähne, die Seitenzähne ſtehn einzeln, Backenzähne finden ſich auf jeder Seite. Die krummen Krallen können in eine Scheide zurückgezogen werden.

Der Löwe.

wohnt nur im wärmern Aſien, und wohl überall in Afrika. Das ſtarke Thier, mit ſeinem großen Kopfe, ſeinem platten Geſicht,

*) Dieſe, und ſo manche andere geruchsangenehme ſowohl, als geruchswidrige Abſonderung hängt faſt immerdar mit dem Geſchlechtstriebe zuſammen. — Aber unſere Beobachtungen darüber ſind in der That zu dürftig.

ſeiner gelb und braunen Farbe, und ſeiner Mähne, die aber der kleinern Löwin fehlt, iſt bekannt genug. Seine Höhe beträgt etwa vier Fuß, ſeine Länge das Doppelte. Die breite, vorn rund zulaufende Zunge iſt mit ſtarken Stacheln beſetzt, mit welchen er die Haut eines Menſchen leicht auflecken kann, ſo daß das Blut hervordringt, in welchem Falle er aber auch dann nicht ſeines Wärters ſchonen wird, weil ſeine Blutgier einmal aufgeregt iſt.

Mit ſeiner furchtbaren Stärke ſchlägt er auf einen Schlag der gewaltigen Tatze ſelbſt große Thiere nieder, ſchleppt einen Ochſen mit großer Leichtigkeit im Maule fort, und zermalmt die ſtärkſten Knochen mit ſeinen Zähnen. Seine furchtbare Stimme ertönt weit umher. — Er brüllt nur des Nachts *), wenn er auf den Raub ausgehen will, wobei er den Kopf tief zur Erde niederhält. Dann werden die Thiere aufgeſchreckt, fliehen ängſtlich nach allen Seiten, oder ſtehen auch vor Todesangſt ſtill.

Sein Raub ſind Affen, Gazellen, und überhaupt Thiere, unter welchen er die größern vorzieht, ohne ſich an die größeſten (Tiger, Elephant u. ſ. w.) zu wagen. Selbſt der afrikaniſche Büffel treibt denſelben oft in die Flucht, und ein Maulthier in Neapel wußte ſo gut mit den Hinterhufen dem Löwen die Zähne in den Rachen zu ſchlagen, daß er zu einem zweiten Angriffe nicht Luſt hatte. Er erhaſcht ſeinen Raub, auf welchen er im Hinterhalte lauert, mit zwei oder drei Sprüngen, grade wie die Katzen, ſo wie er denn auch, wie dieſe, in der Dunkelheit noch gut ſieht. Bei unerwartetem Widerſtand nimmt er oft die Flucht. Man erzählt, daß er in der Barbarei, wo er wahrſcheinlich oft die Ueberlegenheit des Menſchen erfahren hat,

*) Woher kommt es? und worin iſt es begründet, daß alle vierfüßigen Raubthiere, faſt ohne Ausnahme, nur die Nacht ihr Raubgewerbe treiben? — Warum nicht die Raubvögel? — Daß der Bau der Augen zu dieſem Nachtgewerbe ſtimmt, wiſſen wir Alle.

ſelbſt vor Knaben fliehen ſoll, die ihm nur mit einem Stöckchen zu Leibe gehn.

Daß er das Hahnengeſchrei nicht leiden könne, iſt vielleicht nicht ſo ſehr Fabel, als man es in unſern Zeiten ausgegeben hat. Wir finden ja auch bei andern Thieren wohl noch ähnliche ſeltſame Eigenheiten. Vaillants Hahn ſaß bei der Annäherung eines Löwen ruhig auf dem Rüſt- und Reiſewagen, wenn Kees, der Affe, ängſtlich ſich zu retten ſuchte.

Sein Magenſaft ſoll überaus ſcharf ſeyn, woher eben ſein wüthender Hunger rührt. Er braucht täglich an 15 Pfund friſches Fleiſch. Iſt er aufgebracht, ſo murrt er, wie die Katzen gegen Hunde, ſchlägt mit ſeinem Schweif die Erde, und ſchüttelt die Mähne.

Die Löwin ſoll etwa 6 Monat tragen, und wirft 2 bis 4 Junge.

Das dem Europäer widrige Fleiſch wird von mehreren Afrikanern gegeſſen, das Fell dient zu Decken. Einen anderweitigen Gebrauch macht der Menſch eben nicht von ihm.

Die allbekannten Geſchichten von der Großmuth des Löwen, die oft vielleicht in einem ſtumpfen Erſtaunen des Thieres den Grund gehabt haben mögen, und von ſeiner Dankbarkeit müſſen hier nicht wiederholt werden. — Weniger bekannt iſt, daß ein Löwe ſeinen Wärter, dem er ſehr zugethan war, zerriß, weil dieſer in dem ſchwarzen Abendmahlskleide zu ihm trat, welches der Löwe nicht kannte. —

In einer Thierbude bemerkte ich, daß ein großer Löwe, der in ſeiner Vergatterung bei allen Zuſchauern ruhig da lag, höchſt aufmerkſam wurde, als ein Mann in einem grünen Rocke hereintrat, und denſelben unaufhörlich mit ſeinen Augen ſoweit verfolgte, als ihm ſein Behältniß zu ſehen erlaubte. Dachte der Löwe vielleicht an einen Jäger? Ehedem traf man Löwen in Europa an. Sie haben ſich nach heißern Gegenden zurückgezogen (ſo wie andere vom Menſchen verfolgte Thiere nach nördlichern).

In Aegypten findet man faſt keinen Löwen mehr — ſonſt waren ihrer ſehr viele da. — Wir können uns hier nicht auf die Erklärung dieſer Erſcheinung einlaſſen, an welcher ſchwerlich allein die Menſchen und ihr Feuergewehr Schuld ſind. Die mächtigſten Löwen findet man in Afrika.

Der Tiger.

Der eigentliche Königstiger, oder der Tiger von Bengalen iſt ein entſetzlicher Wüthrich, der nicht allein, wie der Löwe, aus Hunger, ſondern aus wahrhafter Mordluſt würgt, *) und nicht nur den jungen Elephanten (nie aber das Nashorn) überfällt, ſondern ſelbſt wie unſer Kater (vielleicht von der Natur wohlberechnet) ſeinen eigenen Jungen nachtrachtet, und ſelbſt Menſchen ſo wenig achtet, daß er vielmehr in ganze Geſellſchaften von Menſchen einbricht.

Er iſt größer als der Löwe. Auf dem gelblichbraunen Felle laufen über den ganzen Leib, und ſelbſt über den langen Schwanz, ſchwarzbraune Querſtreifen hin.

Aſiens warme Striche ſind ſeine Heimath, wo er ſich in Wäldern im Dickicht und an Flüſſen, ſelbſt im Schilfe, aufhält. Trotz ſeiner wilden Natur, kann er doch einigermaßen gezähmt werden. Ein Wärter durfte mit ſeinem Tiger faſt wie mit einem Hunde ſpielen. — Aber war es auch ein wirklicher Tiger? Ein Königstiger?

So kühn er iſt, erſchrickt er doch vor unerwarteten Dingen; aber freilich Menſchen und Thiere aller Art ſtutzen im ähnlichen Falle auch. Eine gemiſchte Geſellſchaft ſaß an einem Fluſſe in Bengalen. Unbemerkt ſchlich ein Tiger heran; ein Frauenzimmer bemerkte ihn glücklich, wie er eben im Begriff war, auf Einen in der Geſellſchaft den tödtlichen Sprung zu thun, ſchob

*) Vielleicht liegt dieſes darin, daß er ſich lieber vom Blute als vom Fleiſche der Thiere ernährt.

ſchnell ihren Sonnenſchirm auf, indem ſie denſelben ihm entgegen hielt. Der Tiger erſchrak, und floh aufs ſchnellſte davon. — Ein ruſſiſcher ſchlafender Trompeter (es war im Kriege gegen Perſien) erwachte grade, da ihn ein Tiger überfallen wollte, ergriff in der Angſt ſeine Trompete, ſtieß hinein, und — der Tiger entfloh *).

Selbſt den geübteſten Jägern entgeht er, auch getroffen, durch die beſondere Elaſtizität ſeines Felles, wo anders die Kugel nicht grade einen Hauptlebenstheil des Körpers trifft, wo zugleich die Haut dicht anliegt. Er wird durch den Schuß, der ihn nur leicht verwundet, wüthend, und dringt auf die Jäger ein, welche nur des Pferdes Schnelligkeit rettet, die ohnedies durch die Furcht vor dem ſchrecklichen Thiere aufs höchſte getrieben wird. Nur der Sprung des Tigers iſt gewaltig — bis 12 Fuß — nicht ſein Lauf, und ſo kann ihm das Pferd entkommen.

Das Thier mißt ohne Schwanz 10 ſtarke Fuß, und iſt ſo ſtark, daß es einen Büffel ſo leicht davonträgt, als wäre ihm derſelbe im Laufe gar nicht hinderlich. Im Schwimmen iſt er, ganz gegen Katzennatur, höchſt geſchickt. Man macht Jagdpartheien auf mühſam dazu abgerichteten Elephanten gegen ihn, mit welchen einige Jäger in den Fluß ſelbſt hineingehen, indem andere Jäger ihn auf leichten Booten verfolgen.

Dieſe faſt allenthalben ſeltenen Thiere ſind in Bengalen in großer Zahl vorhanden. Ein Engländer, der an einem Fluſſe auf die Tigerjagd ging, erlegte 23 in Einer Woche. Uebrigens iſt oft der eigentliche Tiger zu oft mit den ihm verwandten Arten verwechſelt worden, und die ſogenannten Tigerdecken ſind meiſtens von Panthern und Leoparden. Zwei Fälle müſſen wir anführen.

*) Von Wölfen hat man ähnliche Fälle. — Alle Arten fremder Töne, und mithin alles fremdartige Getöſe, machen ſeltſame Einwirkungen.

Ein ziemlich großer Tiger brach aus ſeinem Kerker hervor, warf ſich über ſeinen Wärter hin, packte ihn mit den Krallen, ohne ihn jedoch weiter zu beſchädigen. Aber da ein Mitwärter eine Büchſe holte, auf den Tiger mit glücklichem Schuſſe ſchoß, zerriß auch das grimmige Thier den Wärter in dem Augenblicke, als es tödtlich getroffen war.

Ein junger Tiger wurde aus Bengalen mit nach England genommen, und gewöhnte ſich ſo ſehr an die Matroſen, daß ſie alle mit ihm ſpielten. Mit den Hunden ſpielte er Fackeball, wobei ſich dieſe freilich ſehr übel befanden. — Indeſſen wagte es Niemand, ihm etwas zu thun; nur der Schiffszimmermann, dem er ein tüchtiges Stück Fleiſch genommen hatte, prügelte ihn einmal wacker durch, und nahm ihm das Fleiſch wieder aus dem Rachen, ohne daß ſich der Tiger widerſetzte. — Nach zwei Jahren fand der Schiffszimmermann dieſen Tiger in einem Käfig. Der Tiger erkannte ſeinen alten Schiffskameraden ebenfalls, mit vielen Zeichen der Freude. Der Schiffszimmermann, obwohl ſorgfältig von Allen abgemahnt, ſtieg zu dem Tiger in den Käfig hinein — wurde von demſelben mit großer Liebe heftig umarmt. Aber das Thier wollte ihn nicht wieder loslaſſen! Es koſtete viele Mühe, den Mann frei zu machen.

Panther, Leopard, Unze, Syah-guſh *)

ſind in Hindoſtan, und der erſtere auch in Afrika zu Hauſe.

Der **Leopard** hat zugerundete ſchwarze Flecken auf gelbem Grunde; die **Unze** ſchwärzliche, unregelmäßige Flecken, und der eigentliche **Jagd-Leopard** hat einen hellern Grund und eine Mähne. Der **Panther**, nur in Afrika zu Hauſe, wird für größer ausgegeben, als die andern, und iſt auf dem

*) Einige Namenverwirrungen dürfen uns nicht wundern. Mehrere Thiere, namentlich von dieſer bedenklichen Art, ſind lange noch nicht genau genug beſchrieben, und mithin auch nicht beſtimmt genug unterſchieden.

Rücken und an den Seiten mit unregelmäßigen ſchwarzen Flekken gezeichnet. Der beſtimmte und genaue Unterſchied dieſer Thiere untereinander, ſowohl der Größe, als der Abzeichnung nach, ſteht noch zu erwarten. In der Lebensart ſind ſie den vorigen ganz gleich, ſtehen ihnen aber an Größe und Stärke weit nach.

Man zähmt Leoparden und Unze ſo weit, daß man dieſelben zur Jagd der Antilopen gebrauchen kann. Beſonders ſoll die gutmüthigere Unze zur Jagd am tauglichſten ſeyn. Der Jäger zieht ihnen eine Kappe übers Geſicht und nimmt ſie mit ſich hinten aufs Pferd, zieht ihnen, wenn eine Antilope naht, die Kappe ab, wo das Thier ſodann zu derſelben hinſchleicht, zuſpringt und ihr die Augen ausreißt, ſo daß es leicht iſt, das Thier zu erlegen. Mißlingt dem Thiere der Sprung, ſchleicht es beſchämt zum Jäger zurück. Eine Art Leopard aber ſoll das Jagdthier wie ein Hund verfolgen. Die Unzen führt man in Hindoſtan zur Jagd auch in Kaſten mit, welche auf Rädern ſtehn, und läßt ſie heraus, wenn Antilopen aufgetrieben ſind.

Von den größern Leoparden muß es eine Art mit gänzlich ſchwärzlichem Körper geben, und dunklern Stellen darauf. Eine andere dunkle Art hat zwiſchen den Augen ein Paar weiße Streifen, einige gelbliche Flecke am Leibe, und einen geringelten Schwanz.

Der Syah-guſh, oder das Schwarzohr in Hindoſtan [Felis Caracal L.], ſcheint wohl mit dem Luchs am verwandteſten, und iſt vielleicht daſſelbe Thier, was man ſonſt, wie der Name auch anzeigt, Karakal *) nennt, oder eine ſehr verwandte Art. Das Thier hat nur eine bräunlich gelbe Farbe, ohne Flecken darauf, und ſchwarze Haarzöpfe an den langen

*) Der Karakal wird von der Größe eines Fuchſes beſchrieben, mit langem ſchwarz geringelten Schwanz, wohnend in der Mongolei und mehrern Ländern Aſiens, aber auch in Afrika, lebend von Haſen.

Ohren, und gehört, ſeiner geringen Größe ungeachtet, zu den kühnſten und gewandteſten, und daher dem Jagdwilde furchtbarſten Thieren. Es bietet ſelbſt dem Königstiger Trotz. Hyder Ali, der Thierkämpfe liebte, wie Römer und andere blutgierige Menſchen, ließ einen Syah=gush gegen einen Königstiger im umzäunten Kampfplatz los. Der Tiger ſtürzte ſogleich auf ſeinen ſchwachen Gegner los, aber dieſer wich ihm keineswegs aus, ſondern drückte ſich auf den Boden nieder, und ließ den Sprung des Tigers über ſich hingehen. Dieſen Augenblick benutzte er, ſaß pfeilſchnell dem Tiger auf dem Rücken und zerfleiſchte ihm das Genick. Der Tiger wälzte ſich auf dem Sand, den Gegner zu erdrücken, aber dieſer rettete ſich durch ſchnellen Sprung, erneuerte den Kampf unter grellem Geſchrei, und beſiegte das große Thier, indem er ſelbſt mit einigen Wunden und Quetſchungen davonkam.

Der Luchs,

der auch nun bei uns in Deutſchland ſelten geworden iſt, und mit welchem nicht nur der Karakal [ſ. vorher], ſondern auch der Serval in Hindoſtan, der etwas größer als unſere wilde Katze, braungelb und ſchwarz gefleckt iſt, höchſt nahe verwandt ſind, iſt vielleicht noch größer als ein mittelmäßiger Hund, hat einen viel kürzern Schwanz als die vorigen Katzenarten, lange und zugeſpitzte Ohren, mit Haarbüſcheln daran, gelblichgraue Haare mit Flecken über den ganzen Leib, und iſt faſt überall in der alten Welt, am meiſten jedoch in den Waldungen nördlicher Gegenden, verbreitet. Seine großen, funkelnden und ſcharfen Augen haben ſchon von uralten Zeiten zu einer ſprüchwörtlichen Redensart Gelegenheit gegeben.

Er geht in Abend= und Morgendämmerung auf Raub aus, ſpringt ſogar auf Hirſche vom Baume herab und tödtet

ſie *); kennt, wie Wieſel und manche andere Raubthiere, die Stelle des Nackens genau, wo ſich die Nerven des Rückens durchkreuzen, wo jeder Biß, wie der Stich des Jägers mit dem kurzen Meſſer, tödtlich iſt; ſpringt 12 Schuh, haut mit ſeinen Klauen in den Nacken der Thiere ein, und ſaugt ihnen — auch ächt katzenartig — das Blut aus, ohne viel vom Fleiſch zu freſſen, welches er jedoch für den Nothfall verſcharrt. Er hat eine heulende Stimme, wie der Wolf, kratzt ſich, wie dieſer, unter die Schwellen der Ställe ein, wohnt, wie der Fuchs in Dachsbauen, in Höhlen, aus welchen man ihn mit Rauch vertreibt, und in Schilfbrüchen ſehr dichter Wälder. Das Weibchen wirft nach 10 Wochen 2 bis 3 Junge, die 9 Tage blind ſind. Das Pelzwerk ſchätzt man ſehr, beſonders das, was aus Rußland kommt.

Hirſche, Rehe, Schafe, Hünerwild gehören zu ſeinem Raub, und für den Nothfall auch Eichhörnchen und Mäuſe.

Der Puma, und der Yaguar (Yaguar und Yaguarette)

im wärmern Amerika, wovon der erſtere dem Löwen und der andere dem Tiger der alten Welt verglichen wird, gehören unſtreitig zwar zum Katzengeſchlecht, ſind aber faſt gar nicht beſchrieben, und ſtehen tief unter den beiden Hauptwürgern der alten Welt, ſowohl der Größe, als der Stärke und dem Muthe nach. Es mögen Thiere wie Panther, Leopard und Unze ſeyn, und demnach doch immer gefährlich genug, ja der Yaguar oder Tiger Braſiliens ſoll ſogar junge Stiere (aber: wie jung denn?) erwürgen, und Anhöhen heraufſchleppen. Dem Puma fehlt die Mähne. — Uebrigens ſcheinen in Guiana und Braſilien die kräftigern dieſer ſchwächern Raubthiere ſich zu finden.

---

*) Die gewöhnlichere Art zu rauben iſt, wie bei Katzen, das Beſchleichen, und dann mit einigen Sprüngen erhaſchen.

Die Katze

hat, wie alle Thiere dieſes Geſchlechts, 6 ſpitze Vorderzähne, in beiden Kinnladen einzelne kegelförmige Eckzähne, drei Backenzähne auf jeder Seite. Die Hinterfüße haben nur vier Zehen, deren Krallen in Scheiden liegen, und beim Schleichen eingezogen werden. Die wilde, von der die zahme abſtammt, iſt in den meiſten Ländern Europa's, und des benachbarten Aſiens zu Hauſe, iſt größer als die Hauskatze, grau, mit einigen ſchwarzen Streifen am Leibe, und mit ähnlichen am Schwanze geringelt, hat längere Haare, und Gedärme, die um ein Drittheil kürzer, als bei der Hauskatze ſind, mit der ſie die Nahrungsmittel gemein hat. Auf junge Rehe und Haſen, Kaninchen, aber auch auf Mäuſe, Maulwürfe, ſtürzen ſie ſich, wie der Luchs, vom Baume herab, beſchleichen das Federwild, und im Schilfe lauern ſie auf die Fiſche. Sogar mit tüchtigen Hunden, ja mit dem Jäger ſelbſt, nehmen ſie es auf. Ihr Fell wird hochgeſchätzt.

Die Hauskatze

behält immer einen Theil ihrer tigerartigen, d. i. nicht ganz bezähmbaren, raub- und blutgierigen Natur, die ſelbſt dann würgt, wo ſie ſatt iſt. Grade dadurch wird ſie uns nützlich.

Der Hund hält ſich an die Perſon ſeines Herrn, die Katze aber ans Haus, wo ſie nur mit vieler Mühe Schliche, Gänge, Winkel, Löcher und Umgebungen kennen gelernt hat. Die Kazzen ziehen nicht mit, wenn die Herrſchaft fortzieht, und gewöhnen ſich durchaus nicht an menſchliche Art und Thun, wie der Hund, und handeln nie nach Wunſch und Befehl, ſondern aus Naturtrieb, und thun was ihnen gefällt. Eingeſperrt mauſen ſie nicht leicht. Als die Franzoſen im ſiebenjährigen Kriege, für ihre von Ratten und Mäuſen bedroheten Magazine, von den Hannoveranern Katzen liefern, und dieſelben einſperren ließen,

blieben der Mäuſe ſo viel ihrer waren. Man mußte Füchſe und Igel requiriren.

Was die Barthaare bei dieſen Thieren ſollen, iſt, was man auch darüber vermuthet hat [z. B. damit gleichſam zu meſſen, oder zu fühlen, ob ſie durch manche Löcher hindurchkommen werden, oder gar, lächerlich beinahe, den Biß der Wieſeln und Ratten abzuhalten], höchſt unausgemacht. Alle übrigen Thiere ihres Geſchlechts, und mehrere andere, ſind ja auch mit ſolchen Haaren verſehen. Daß Nerven zu dieſen Haaren hinführen, iſt wohl nicht zu bezweifeln, aber dadurch iſt dennoch Zweck und Gebrauch derſelben nicht klar *). Der beim Springen und Klettern hochaufgerichtete Schwanz thut die Dienſte, wie die Balanzirſtange dem Seiltänzer, daher ſie im Herabfallen immer auf die Füße zu ſtehen kommen, zumal da ſie alsdann auch den Buckel krümmen. Eben wie ſie den Schwanz hin und her drehen, wenn ſie auf einen Raub ſchießen wollen, ſchlägt im ähnlichen Falle der Löwe mit dem Schwanze um ſich her.

Das Geſicht iſt ſcharf, und im Finſtern iſt der Augenſtern rund und groß, der beim Sonnenlicht wie ein feiner Spalt erſchien. Das bekannte Schnurren hat ſeinen Grund in zwei pergamentartigen geſpannten Häuten in der Kehle [im Kehlkopfe].

Es wäre überflüſſig, von ihrer Nahrung zu ſprechen, und nur zu bemerken, daß ſie auch Fiſche ſehr lieben, und dieſelben, wie waſſerſcheu ſie auch ſeyn mögen, aus flachem Waſſer herauspföteln. Kleine Fiſche, deren Gräten ihnen den Magen reinigen, und rohes Fleiſch, ſind ihnen bei mancherlei Zufällen, nach meinen Erfahrungen, ſehr dienlich. — Ihre große Liebe zur Reinlichkeit, und daß ſie ihren Unrath ſo ſorgfältig verſcharren, hat beides unſtreitig den Grund darin, daß die Mäuſe keine Witterung von ihnen bekommen. Eben darin liegt es auch wohl, daß ſie aus Naturtrieb ſich gern auf ſtarkriechenden Pflanzen z. B.

*) Was machen denn die ähnlichen Haare im Geſichte des Hundes? — Was beim Seehund u. ſ. w.

Baldrian, Marum verum u. dgl. herumwälzen. Doch ſoll ihnen der Geruch der Raute und mancher andern Kräuter ſehr entgegen ſeyn.

Wie ſie ihre Jungen zum Fang abrichtet, iſt höchſt intereſſant zu ſehen; wie ſie ihnen Mäuſe zuſchleppt, dieſe laufen läßt, und knurrend den Jungen wieder zuträgt; den Baum vorankletttert, auch die Kleinen, die nicht nachklettern wollen, heraufträgt, herabſpringt, und erwartet, daß dieſelben nachkommen u. ſ. w. Uebrigens werden die Katzen, wie viele bereits erwähnte Thiere, blind geboren, wie man gewöhnlich zu ſagen pflegt. Sie können 12 und mehr Jahre alt werden.

Ob man die Eigenſchaft des Leuchtens und Kniſterns der Haare, die man beſonders bei ſchwarzen und Fuchskatzen im Dunkeln leicht bemerkt, wenn dieſelben am Ofen gelegen haben, auch bei andern Thieren dieſes Geſchlechts findet, weiß ich nicht. Bei Pferden aber findet ſie ſich, und ſehr ſtark bei Fiſchottern. Ob in dieſer elektriſchen Eigenſchaft, oder nicht vielmehr in einer widrigen Ausdünſtung die Urſach liege, daß die Katzen vielen Perſonen höchſt, ja bis zu Ohnmachten widrig ſind, mögen Andere entſcheiden. Ich glaube vor der Hand das Letztere. Bei Gewittern ſind die Katzen ſehr unruhig, und ob ſie wohl ſchwerlich den Blitz anziehen können, wie häufig iſt vorgegeben worden, thut man doch wohl, dieſelben zu entfernen, wie man denn überhaupt ſich dieſe Thiere vom Leibe halten ſollte, ſowohl ihrer Falſchheit und Tücke wegen, womit ſie namentlich Kindern ſogar lebensgefährlich geworden ſind, als auch wegen ihrer ungeſunden Ausdünſtung. Wie ſchwer heilt ihr Biß, und ſelbſt die Verwundung durch ihre Krallen; wie furchtbar iſt das Erbrechen, oder wie lange leidet der Magen, hat man ein Katzenhaar verſchluckt! Ein Mann wurde raſend, weil er, aus Einfalt, gegen böſe Augen pulveriſirtes Katzenhirn verſchluckt hatte.

Seltſam iſt es, wie lange Maus und Katze einander ſtockſtill gegen über ſitzen. Ehe die Maus ſich nicht bewegt, rührt ſich

die Katze auch nicht, dann aber ſind es zwei oder drei Sprünge und die Maus iſt gefangen. Und warum ſpielt ſie erſt ſo lange ihr martervolles Spiel mit der Maus — warum ſpielt ſie nicht mit einem Stück rohem Fleiſch, auch mit einem Vogel nicht ſo leicht und ſo ſehr?

Der Nutzen dieſer Thiere iſt bekannt, ſelbſt der von ihren Fellen. Sollen ſie des Nachts, wo ſie als Raubthiere am thätigſten ſind, nicht im Felde und in den Wäldern umherſtreichen, ſo verſtutzt man ihnen die Ohren. Sie können den nun hereinfallenden Thau nicht leiden.

Hie und da finden ſich, außer den Geſchichten von ihrer Liſt und Verſchlagenheit, auch einige von ihrer Anhänglichkeit. So ſtarb eine Katze vor Gram über den Tod eines Kindes.

Sehr willkührlich und ſchwankend ſpricht man nach Verſchiedenheit der Farben von Cyperkatzen (die gewöhnlichſten, mit ſchwarzen Queerſtreifen auf grauem Grunde), von ſpaniſchen (meiſtentheils fuchſig), von Kartheuſern [mit großen meiſtens gelben Flecken].

In Japan und auch in China findet ſich eine faſt ganz weiße Katze mit gelben und ſchwarzen Flecken und abgeſtumpftem Schwanze, die das Lieblingsthier der Japanerinnen iſt, aber ſich nichts mit Ratten und Mäuſen zu ſchaffen macht, obwohl es daran gar nicht fehlt.

Die Angorakatze, die in Perſien vorzüglich gezogen wird, hat ein langes, glänzendes, ſeidenartiges Haar, vorzüglich am Halſe, das ſchneeweiß, oder gelblich oder grau iſt. Ihre Felle werden ſehr hoch geſchätzt. — Sie ſoll bei uns leicht ausarten.

18. Hund — Wolf — Schakal — Fuchs — Hyäne — Krabbenfreſſer.

Lauter Raubthiere, die wieder ein Geſchlecht zuſammen bilden.

Der Hund

hat, mit allen ſeinen Geſchlechtsverwandten, in beiden Kinnladen 6 Vorderzähne, die Eckzähne ſtehen einzeln, der Backenzähne ſind oben 6 und unten 7. Ueberhaupt rechnet man 42 Zähne. Das Uebrige kann jeder leicht ſelbſt ſehen.

Wie ſichtbar iſt es, daß der Hund recht eigentlich für den Menſchen gemacht iſt. Er hilft ihm ziehen und tragen, hüthet ſeine Heerden, bewacht ſein Haus und Gut, wird ſein Jäger, iſt überall, ſelbſt wenn er von der Barbarei gemißhandelt wird, ſein treuer Begleiter, der ihn ſelbſt mit ſeinem Leben ſchützt. Darum, weil er für den Menſchen geboren iſt, iſt er auch faſt überall heimiſch, wo die Erde noch einigermaßen für uns bewohnbar iſt, oder kann doch daſelbſt ausdauern, welches ſich wohl ſchwerlich von irgend einem Thiere wird behaupten laſſen können; darum iſt er ſo überaus gelehrig, und der größeſte Bullenbeißer noch ſo gehorſam; darum hat er ſo leiſen Schlaf, dieſen überaus feinen Geruch, mit dem er der Spur des Wildes und ſeines Herrn folgt; und dieſe Einrichtung, daß er nach ſtarkem Laufen nicht durch die Haut, ſondern durch den aufgeſperrten Rachen ausdünſtet, aus welchem die Zunge alsdann lang hervorhängt, und daß er, vielleicht um Lungenentzündungen vorzubeugen, nur leckend ſaufen kann.

Es wäre eine unfruchtbare Mühe, hier alle Spielarten des Hundes, vom engländiſchen Bullenbeißer [Bull Dog] an bis zum kleinſten Bologneſer herab, aufzuzählen; und aus der Frage, welcher Hund der urſprüngliche Stamm aller dieſer Varietäten ſey? iſt auch wohl ſchwerlich herauszukommen *). Aber

*) Man theilt ab, in Hunde mit langem Kopf und dicker Schnauze, als den Bauernhund, den Däniſchen, den Jagd-, Spür- und Hühnerhund, den Dachs und Pudel; mit langer und enger Schnauze, als Spitz und Windhund; mit rundem Kopf, Rundſchnauze und Stumpfnaſe, als Dogge und Mops; und mit Rundkopf, Langſchnauze und Lang-

das iſt doch wieder beachtenswerth, daß mehrere dieſer Spielarten wieder für beſondere Verrichtungen und Zwecke gleichſam ganz eigends ſcheinen gefallen zu ſeyn, z. B. der Windhund, der Hühnerhund, der Saufänger und Trüffelſucher, der Dachshund u. ſ. w. Man will an 37 Spielarten von dieſem Thiere herzählen, die aber wohl ſchwerlich reichen möchten, zumal wenn man die Verſchiedenheiten der wilden — oder vielleicht nur verwilderten Hunde mit in Anſchlag bringen will, welche wie Wölfe heerdenweiſe auf den Raub ausgehen.

Einer der größern Hunde iſt der ſchöne ſehr gelehrige Neufoundländer, der bei uns noch ziemlich unbekannt iſt, und vor allen Hunden das Eigene hat, daß er mit einer Schwimmhaut an den Zehen verſehen iſt.

Aegypten, und wohl noch manche andere Erdgegenden, haben ganz unbehaarte Hunde, deren Haut im erſtern Lande ſchwarz oder kupferroth iſt.

Die Hunde Tibets, und wahrſcheinlich auch der Tartarei, werden überaus groß, und ſind ungemein ſtark. Turner ſagt, wenn ihr Muth ihrer Größe gleich käme, ſo müßten ſie ſtark genug ſeyn, einen Löwen zu zerreißen. Ihre Wildheit war fürchterlich, und ſo gefährlich, daß man ſich ihnen ſelbſt zu ihrem Käfig nicht nähern durfte. In Butan (einem Theile Tibets) ſahe er eine ganze Heerde ſolcher Hunde.

Unſere in Paraguay, in Südamerika, wild gewordenen Hunde haben ſich in unglaublicher Anzahl vermehrt. Sie vereinigen ſich in Trupps und greifen den größeſten Stier und jedes wilde Pferd, ja, im Fall großen Hungers, auch den Menſchen an. Man mußte ſogar einmal Soldaten gegen ſie ausſenden. Alle dieſe Hunde ſind von größerer Race, und haben die Gewohnheit angenommen, ſich Baue unter der Erde zu graben, daſelbſt ihre Jungen zu werfen und mit ihnen geſellig

haar, als kleine Pudel, Seidenhund, Bologneſer. — Möge ſich der daran letzen, dem ſolches Abtheilen gefällt.

zu leben *). Den Viehheerden werden ſie ſehr nachtheilig. Es iſt merkwürdig, daß die Haushunde in dieſen Gegenden zwar von verſchiedenen Racen ſind, nur trifft man weder Pudel noch Doggen an, obwohl die Spanier bei ihrer Ankunſt grade die größeſten Hundearten mitbrachten. — Ein abermaliger Beweis von Einfluſſe des Klima's. — Auch das iſt bemerkenswerth, daß, obwohl ſie ihrem Herrn ſehr treu ſind, und ſtets bellen, ſie dennoch, wie die wilden, unter der Erde bauen, und daß die Hündinnen 12 Junge werfen.

Die Hunde in einigen nördlichen Gegenden bellen nicht mehr, ſondern muchſen nur noch. In einigen ſüdlichen Gegenden ſoll das derſelbe Fall ſeyn.

Auch im Kriege wurden dieſe Thiere, wenigſtens von den Spaniern in Amerika, einſt gebraucht, und der Dogge Bezerillo, der von den Soldaten ſeiner Tapferkeit und Klugheit wegen allgemein geachtet war, ſoll ſogar Lieutenants-Gehalt gehabt haben. In neuern Zeiten richtete man auch noch — große Wolfshunde, wie man ſagt — zum Zerfleiſchen der Maronneger auf Jamaika ab. Sobald die jungen Hunde der Mutter genommen waren, ſperrte man ſie ſofort in einen Stall, deſſen Vordertheil aus Gitterwerk beſtand, und fütterte ſie, aber nur ſpärlich, mit friſchem Fleiſch. Wurden ſie größer, ſo ſtellte man eine von Weiden geflochtene Geſtalt, die einem Neger glich, und deren Bauch mit Blut und Eingeweiden gefüllt war, nur ſo weit von dem Stalle hin, daß dieſe Thiere das Fleiſch noch

*) In Konſtantinopel, wo ſie ſich, da kein Muſelmann dieſes unreine Thier in ſeinem Hauſe leidet, auf den Straßen aufhalten müſſen, ſtehen ſie einander treulich bei. Sie vertreiben beißig den fremden Hund, der ſich in ihren Bezirk eindrängen will, und wird ein Hund von einem Kameele getreten, und erhebt ein Klagegeſchrei, kommen ſie von allen Seiten zu ſeiner Hülfe herbei, und fallen das Kameel und ſelbſt ſeinen Führer an.

gut riechen konnten. Heftig trieb ſie der Hunger zu der Geſtalt hin, und da man das Futter immer ſchmälerte, nahm ihre Wuth zu, bis man ihnen die Negergeſtalt Preis gab, die ſie zerfleiſchten, wobei ſie von ihren weißen Herren geliebkoſt wurden. — Schreckliche Kunſt des Menſchen im Morden!

Wie brauchbar der Hund iſt, ſieht man vielleicht am klarſten an den Hunden Kamtſchatka's. Wiewohl bei mehrern nördlichen Völkern der Hund Schlitten ziehen (auch Laſten tragen) muß, iſt dieß doch bei dem Kamtſchadalen am meiſten der Fall. Ohne dieſes Thier, das ihm ſelbſt Kleider liefern mußte, hätte der Kamtſchadale kaum beſtehen können. Der daſige Hund iſt eine ſtarke Art Pommer oder Spitz, nur größer, und meiſtens ſchmutzig gelb. — Von Mai an müſſen ſich dieſe Thiere ſelbſt ernähren, und da der Fiſche, beſonders der Lachſe, in Bächen und Strömen ſo viel ſind, daß ſie faſt über die Ufer hervortreten, ſo werden ſie, bei leichtem Fang, überaus wohlbeleibt. Fiſche freſſen ſie gern, und dieſe machen, getrocknet und geſtampft, auch im Winter ihre Hauptnahrung.

Ein Hund zieht an 80 Pfund. Der leichte nette Schlitten wiegt nicht über 16 Pfund, und man beſpannt ihn mit vier bis 8 Hunden, die paarweiſe gehn, um Einen Menſchen und noch 80 Pfund Bagage leicht fortzubringen, und bei guter Fahrt an 14 Meilen in 15 Stunden zu machen. Es iſt indeſſen immer eine ſchwere, höchſt mißliche Fahrt, und der Treiber muß äußerſt geſchickt ſeyn, um vielfältiges Umwerfen zu verhüten. — Bei Sturm und Schneegeſtöber, wo ſie ſtill liegen müſſen, und nichts zu freſſen haben, freſſen ſie das Riemenzeug entzwei. In der Fahrt ſelbſt ſind ſie wild und unbändig. Nur in dieſen Gegenden iſt es möglich, mit dieſen Thieren zu reiſen.

Schade, daß dieſes Thier, welches, wie wir geſehen haben, faſt zu Allem zu gebrauchen iſt, deſſen Fleiſch wir eben ſowohl

genießen könnten, als es in den Südſeeinſeln, in China, auf den Küſten Guinea's genoſſen wird, deſſen Felle ſich vortrefflich, ſelbſt wohlthätig für die Geſundheit benutzen laſſen, der ſchrecklichen Wuth unterworfen iſt, und unerklärbar, wie der Geifer deſſelben alsdann auf jeden Gebiſſenen ſo fürchterlich einwirkt.

Es gehört nicht hieher, zu erörtern, woher dieſe entſetzliche Krankheit entſteht, und daß man im ganzen Morgenlande, wo dieſes Thier herrenlos überall frei umherläuft, nirgends von einer Hundswuth hört. Auch möchte dieſelbe wohl bei denjenigen unſerer Hunde, die ungefeſſelt, frei ihren Naturtrieben folgen können, und des friſchen Waſſers nicht entbehren, ſelten ſeyn *]. — Doch iſt nicht zu überſehen, daß auch andere ganz frei lebende Thiere, z. B. der Wolf, der Tollheit unterworfen ſind; das ſind jedoch große Seltenheiten!

Der Hund wird zuerſt traurig, verkriecht ſich, frißt und ſäuft nicht, Schwanz und Ohren hangen herab; er wird ſtumm, und beißt, ohne zu bellen, tückiſch Menſchen und Thiere. Schon jetzt ſollte man ihn ſchießen. — Aber er fängt an zu keuchen, der Mund mit ausgeſtreckter Zunge ſchäumt, die Augen ſind trübe, der Gang taumelnd, jetzt langſam, jetzt ſchnell, und die andern Hunde fliehen. — Je näher dem Tode, deſto giftiger der Biß. — Es iſt übrigens leider wohl gewiß, daß bei einem gebiſſenen Menſchen oft erſt nach Jahren die Wuth ausbricht. — Auf jeden Fall nehme man das Sichere für das Unſichere.

Mittel gegen die Wuth? — Man hat ihrer zu Hunderten vorgeſchlagen, aber noch nie gehört, daß Eins in wirklicher Hundswuth ſich bewährt hätte, ſelbſt die hochgeprieſene Maiwürmerlatwerge, und die Anagallis [Gauchheil] eben ſo wenig, als der vom Aberglauben einſt hochgeprieſene St. Huberts-Schlüſſel. Immer iſts noch das ſicherſte, die Wunde ſogleich,

*) Es iſt fürwahr ſehr die Frage, wem die Hunde angehört haben? und wie ſie behandelt worden ſind? welche toll wurden.

zumal wenn eine Schmiede in der Nähe iſt, ausbrennen, oder ſie ausſchneiden zu laſſen, wo denn hinterher die Eiterung ſehr unterhalten werden muß. Auch mag das ſchnelle Auswaſchen der Wunde mit Salz und Eſſig, und dann die Anwendung von Schröpfköpfen auf derſelben, nicht unnütz ſeyn. Doch iſt es wohl nur ein vorläufiges Mittel.

Von ſo vielen Geſchichten, die Anhänglichkeit, Treue, Gelehrigkeit und Klugheit der Hunde betreffend, kann hier nur wenig beigebracht werden. — Nur Einige.

Ein Hund, den ein Jägerburſche 20 Meilen weit auf offner Poſt bis nach Hamburg an einer Leine brachte, um ihn dort einem Freunde ſeines Herrn zu überliefern, und den der Burſche, im feſten Vertrauen, daß der des Weges unkundige Hund ſchon bei ihm bleiben würde, in Hamburg ungefeſſelt mitgehen ließ, war früher wieder zu Hauſe, als ſein Führer.

Einer meiner eigenen Hunde, an einen Knaben verſchenkt, und von demſelben drei Stunden Wegs weit auf dem Arme, zwiſchen hohem Kornfeld, und auf ſtets wechſelnden, bald links, bald rechts abgehenden Rainen hin getragen — es war ein kleines Thier — dann an den Strick gelegt, fand ſich bei der erſten Loslaſſung vom Strick ſogleich wieder ein.

Ein Hund in Gattersleben [unweit Halberſtadt], ein großer ſchwarzer Pudel, ſucht ſeinen Herrn, den er begleitet hatte, im Eßſaal auf, wo dieſer nebſt andern Gäſten zu Tiſche war, und bellt ungeſtüm. Dem Bedienten, der ihn hinausbringen ſoll, ſetzt er ſich drohend entgegen. Ein Stück angebotenes Fleiſch, womit man ihn beruhigen will, verſchmäht er, gleichſam als ſey es nicht Zeit, an dergleichen Dinge jetzt zu denken. Er bleibt zudringlich, bis ſein Herr bemerkt, daß der Hund ganz naß iſt, etwas Unerwartetes vermuthet, aufſteht und dem Pudel folgt.

Dieſer führt ihn, nebſt der ganzen begleitenden Geſellſchaft, auf die Schloßbrücke, ſtürzt ſich dann eilfertig ins Waſſer, und ſchwimmt auf einen Sandhügel zu. Unweit des Ufers ſteht ein etwa ſiebenjähriges Mädchen, mit Weinen klagend, das kleine Brüderchen ſey von der Brücke gefallen, und der ſchwarze Hund da, der auf der Brücke geſchlafen habe, ſey nachgeſprungen, und habe es todt gebiſſen und auf den Sand geſchleppt. — Man ſahe hin, der Pudel ſtand dabei und leckte das Kind, und ſchien nur auf einen Wink zu warten, daſſelbe zu apportiren. Da dies bedenklich ſchien, rief man ihm: „Kuſch!" zu. Er legte ſich neben das Kind hin, und leckte es ſo lange, bis es mit einem Kahn geholt wurde. Das Kind war ganz unverletzt.

Wiewohl manche Geſchichten von der Klugheit des Hundes etwas verſchönert ſeyn mögen, ſind doch die meiſten in der Hauptſache wohl wahr, und ſo iſt vielleicht auch folgende nicht unwahr, zumal da in der That der Hund, nächſt dem Elephanten, wohl das Thier iſt, das einen Rechtsſinn hat, worüber ich ſelbſt aus eigenen Beobachtungen mehrere Beiſpiele beibringen könnte.

In einer Küche mußten mehrere Hunde nach der Reihe den Bratenwender treten, und jeder Hund hatte ſeinen beſtimmten Tag. Der Hund, an dem der Tag war, fehlt einsmals. Der Koch will einen andern eben in der Küche befindlichen nehmen, aber dieſer widerſetzt ſich, beißt den Koch mehrmals heftig ins Bein, und entläuft. Aber in wenigen Augenblicken bringt er den Hund herbei, an dem die Reihe war, der denn auch ohne Widerſpenſtigkeit in den Bratenwender geht.

Der neufoundländiſche Hund, welcher in ſeinem Vaterlande, oft ohne Treiber, täglich 300 Pfund Holz an den beſtimmten Ort hinzieht, und zur Koſt mit einer Schüſſel getrockneter Fiſche fürlieb nimmt, hat in England ſein Genie mehrfältig gezeigt. — Bei einem Schiffbruch an Yarmouths Küſten in England [i. J. 1789.] rettete ſich nur ein Neufoundländer, der

die Brieftaſche ſeines Herrn, des Kapitains, im Munde trug, ſich von Niemandem dieſelbe abnehmen ließ, aber ſie einem Manne übergab, der ſeine Aufmerkſamkeit und ſein Vertrauen ſchien gewonnen zu haben, und dem er ſie, an ihn hinanſpringend, darbot, und ſodann wieder an die Küſte lief, und was ſich von dem Wrack lostrennte, zu retten ſuchte.

Ein ſolcher Hund rettete ungeheißen einen Knaben, der in einen Waſſergraben gefallen war, und legte ihn zu den Füßen ſeines Herrn nieder.

Warum hat man in Deutſchland die Bluthunde (ſo wurden ſie genannt) abkommen laſſen? die ſonſt zur Entdeckung der Mörder und Diebe häufig gehalten wurden, und in England noch gehalten werden. Der Neufoundländer, der gute Witterung, viel Stärke und einen halben Menſchenverſtand zu haben ſcheint, dürfte vielleicht zum Bluthund recht geeignet ſeyn.

Hätten wir nicht ſeit den urälteſten Zeiten von des Hundes Treue, Klugheit, Einſicht rc. ſo viel ähnliche Fälle, ſo möchten wir eine Art Recht haben, die auffallendſten dieſer Geſchichten für bloße Fabel zu erklären. — Es wäre ſehr zu wünſchen, es möchte dieſes Thier, bei welchem es am leichteſten angeht, einmal ganz vollſtändig beobachtet werden; es würde vielleicht zu Aufſchlüſſen über die Thierwelt überhaupt führen.

Der Wolf,

ein auch in nicht zu kalten und zu heißen Ländern faſt überall verbreitetes grimmiges Thier, lebt nicht nur mit Menſchen und Thieren, ſondern ſelbſt mit ſeinem nahen Verwandten, dem Hunde, in Feindſchaft, aber in ſeinen Räubereien in ſo großem Einverſtändniß mit andern Wölfen, daß es faſt ſcheint, es fände eine Verabredung Statt.

Sein dickhaariger Schwanz hängt faſt immer herab; ſeine dicken, langen Haare ſind gelbbraun mit Weißgrau melirt, aber auch weiß und ſchwarz; ſeine Ausdünſtung übelriechend, ſein Alter geht bis 20 Jahr, und die 11 Wochen trächtige Wölfin wirft 3 bis 8 Junge, nachdem ſie ſich ein Lager, faſt wie einen Keſſel, ausgehöhlt hat *). Ihren Jungen bringt ſie bald Haaſen und andere Thiere zur Aaſung, und nach zwei Monaten gehn dieſelben mit ihr auf Raub aus.

Der Wolf erreicht die Größe eines Fleiſcherhundes, hat feinen Geruch und vortreffliches Gehör, frißt ſehr viel, kann dann aber auch, wie mehrere andere Raubthiere, lange hungern. Nur in Geſellſchaft mit ſeines Gleichen, und in ſehr großem Hunger, iſt er ſehr furchtbar. Er ſcheuet das Feuer und das Klirren von Ketten; iſt in Europa in großen Waldgegenden, ſelbſt noch vielleicht im Schwarzwalde, zu treffen, und verläuft ſich in großer Kälte, oder aber auch, wenn Kriegsheere eine Gegend beunruhigen, ſehr weit, daher noch, vor nicht vielen Jahren, ein Wolf am Harze erlegt werden konnte.

Sein Geheul, welches man vorzüglich zur Zeit der Kälte und des Hungers hört, iſt widrig, und wo erſt einer heult, ſtimmen die andern mit ein.

Daß man Beiſpiele hat, wo ſich Wolf und Hund belaufen haben, iſt nicht unglaublich. Aber höchſt merkwürdig wäre es, wenn ſich um Moskau eine Nachzucht der Baſtarden des ſchwar=

*) Wie arg können ſich dieſe Thiere vermehren. Franz der Erſte in Frankreich mußte ſtehende Miliz gegen ſie errichten – Louvetiers oder Wolfsjäger — die noch zu Napoleons Zeit beſtanden. Nach dem weſtphäliſchen Frieden wimmelte in Deutſchland Alles von Wölfen. In der Revolution in Frankreich hatten ſie ſich auch ungeheuer vermehrt, und 1797 wurden 6000 Stück, und 1805 in drei Vierteljahren noch an 1500 Stück erlegt. In dieſen Zeiten wanderten im Winter viele Wölfe über den gefrornen Rhein, und erſchienen in Gegenden, wo ſie fremd geworden waren. Im Jahr 1813 drangen im Oktober einige Wölfe am hellen Tage in die Stadt Bar ein, und fielen Menſchen an.

zen Wolfes mit Hunden fände. So wären denn Wolf und Hund ſehr viel näher mit einander verwandt, als Pferd und Eſel.

Man benutzt von demſelben faſt nur die Häute, deren Preis immer anſehnlich iſt.

Wie viele Abänderungen dieſer Thiere es nach der Verſchiedenheit der Himmelsgegenden gibt, lohnte zu wenig hier aufzuführen.

Daß das Thier, jung gewöhnt, ſo ziemlich zahm werde, leidet keinen Zweifel. Ein Wolf, der einem Herzog von Würtemberg zugehörte, folgte ſeinem Herrn (d. h. doch wohl, er folgte dem guten Fraß?) ſelbſt in das Feldlager; aber bei einer Kaiſerkrönung zu Frankfurt am Main ſchien ihm der Freudendonner der Kanonen nicht zu gefallen. Er ging wieder nach Hauſe. Nur ſeinem Herrn war er treu, gegen Andere aber ein Wolf, und einem Offizier riß er die Wange auf, ohne daß dieſer ihn gereizt hatte. — Er blieb ein Wolf.

Der Schakal

(Jakal, Goldwolf), am meiſten in Aſien, aber auch in Afrika heimiſch, dem Fuchs am meiſten, ſelbſt in der Größe ähnlich, hat ein goldgelbes mit Grau vermiſchtes Fell, wird völlig zahm, und lernt ſogar tanzen wie ein Hund, dem er auch an Stimme und Inſtinkt ähnlich iſt, daher man ihn für einen der Stammväter unſers Hundes gehalten hat (indem man den Wolf als den zweiten Stammvater anſahe).

Er gewöhnt ſich, wie der Hund, an alle Speiſen, obwohl er, wie dieſer, urſprünglich nur fleiſchfreſſend iſt; geht in Heerden von funfzig ja hundert des Nachts auf Raub aus [Lämmer, junge Thiere aller Art, und ſelbſt, fuchsartig, auf Geflügel]; frißt aber auch Aas, und ſcharrt ſogar, wie man ſagt, todte Leichname aus. Des Nachts machen dieſe Thiere ſelbſt auf den

Straßen der Städte ein abſcheuliches Geheul, welches den Stimmen von Kindern verſchiedenen Alters ähnlich klingt, ja zuweilen dringen ſie ſogar in die Häuſer ein. Der Schakal fürchtet ſich ſehr vor Feuer, hat einen ſehr übeln Geruch, und ſoll, falls er einmal erſt Menſchenfleiſch gekoſtet hat, ſehr gefährlich werden. — Daß er die größern katzenartigen Raubthiere in Oſtindien begleite, um ihnen gleichſam das Wild aufzutreiben, bedarf wohl noch Beſtätigung; er mag wohl denjenigen Raubthieren vielmehr nachfolgen, die, wie z. B. der Luchs, ihren Raub lange nicht völlig aufzehren.

Der Fuchs

ein Thier, von dem man ſehr viel verſchiedene Racen kennt, von welchen einige in dem entfernteſten Norden noch anzutreffen ſind, wie denn das Thier faſt überall verbreitet iſt.

Das Thier hat etwa die Größe eines Spitzhundes, eine traurig bellende Stimme, einen langen rauch behaarten Schwanz [*Lunte*], und einen widrigen Geruch. Ein Fleckchen Haare über dem Schwanze ſoll einen Violengeruch haben, wenn man ſie ausrupft, der die Folge einer ſchleimigen Feuchtigkeit aus einer Drüſe ſeyn ſoll, nach welcher vorgeblich, der Fuchs beißt, wenn er verwundet iſt. (Aehnliche Drüſen haben nicht nur mehrere Vierfüßler, ſondern auch Vögel in der Gegend des Afters.)

In unſern Gegenden unterſcheidet man den *Rothfuchs*, mit roth und gelbbraunem Fell, und mit weißer Schwanzſpitze (*Blume*), welcher der gemeinſte iſt, und den *Brand-* oder *Birkfuchs*, mit grauem Rücken, und ſchwarzem Bauche, Ohren und Schwanzſpitze.

Sein Aufenthalt iſt unter der Erde, wo er ſich ſeinen Bau mit mehreren Ausgängen ſelbſt gräbt, wenn er ſich dieſe Mühe nicht dadurch erſparen kann, daß er einen Dachs mit Liſt und Kunſt und beſonders dadurch aus der Höhle treibt, daß er ſei-

nen Koth in die Dachshöhle legt, welchen dieſer durchaus nicht ſoll leiden können.

Das Weibchen trägt neun Wochen, bringt 6 Junge, die an vierzehn Jahr alt werden, und junge Rehe, Haſen, Kaninchen, beſonders gern Geflügel, aber auch Weintrauben, Honig und im Nothfall auch Eidechſen, Ratten und Mäuſe verzehren.

Bei ſeinen tauſendfältigen Liſten und Künſten kommt ihm ſein feiner Geruch, und ſein leiſes Gehör überaus zu Statten. Es iſt unmöglich, hier die Züge ſeiner Gewandtheit und Verſchlagenheit zu erzählen. Er ſoll den Schwanz ins Waſſer ſtecken, *) und wenn ſich Krebſe einkneipen, denſelben herausziehen, und dieſe verzehren; von Hunden verfolgt, den Schwanz mit ſeinem Urin netzen, und den Verfolgern ins Geſicht ſchlagen; über eine vor ſeiner Höhle geſtellte Falle unbedenklich hingehen, wenn ſich bereits ein anderes Thier darin gefangen hat, widrigenfalls aber ſo lange ſich innehalten, bis ihn die äußerſte Noth zum Herausgehen zwingt.

Jung gefangen, wird das Thier zahm, und läuft ſeinem Herrn wie ein Hund nach. Man ſchätzt von dem Fuchſe nur den Balg; aber die Bälge der Füchſe nördlicher Gegenden ſind zum Theil unſchätzbar, namentlich die vom Kreuzfuchſe (er hat einen ſchwarzen Querſtreif auf dem Rücken, durch welchen ein Längenſtreif geht), von dem blaugrauen und ſilbergrauen, am meiſten aber von dem ſchwarzen Fuchſe, von dem ein gewöhnlicher Balg an 50 Thaler, ein ausgeſuchter aber mehrere Hundert Thaler koſtet **).

In den nördlichſten Gegenden findet ſich auch ein ganz weißer Fuchs, (canis lagopus) Isatis, Steinfuchs, den man

*) Ich weiß nicht, warum man dies grade ſo ſeltſam von dem Fuchſe findet, da es doch noch einige andere Thiere auch thun, und dem Fuchſe ein ſolcher Kniff eben nicht unähnlich ſieht.

**) Von einer Art grauer Füchſe wurden einmal in Einem Jahre 10200 Felle aus dem nördlichen Amerika nach Europa gebracht.

für beſonders ſchlau hält. Er ſoll ſich rückwärts unter das wilde Geflügel ſchleichen, und, um dieſes deſto beſſer zu täuſchen, den weißen Schwanz immer aufrecht halten. Eine Art dieſer Thiere nährt ſich von Pflanzen, und heißt deswegen Grasfuchs. —

Die Art und Natur dieſes Steinfuchſes hatte der treffliche Steller Gelegenheit auf der Beringsinſel genauer zu beobachten, ſeine Frechheit, Verwegenheit, Poſſirlichkeit und Schalkhaftigkeit, zumal da dieſe Thiere in ganz unglaublicher Menge vorhanden waren.

„Bei Tage und Nacht, ſagt Steller, ſtahlen ſie ſich in unſere Wohnungen, und ſtahlen alles, was ſie nur fortbringen konnten, ſelbſt Dinge, die ihnen gar nichts nützen konnten: Meſſer, Stöcke, Säcke, Schuhe, Strümpfe, Mützen. Sie wußten ſo unglaublich künſtlich eine Laſt von 40 Pfund von unſern Proviantfäſſern abzuwälzen, daß wir es ihnen anfangs nicht zutrauen konnten. — Wenn wir einem Thiere das Fell abzogen, ſo geſchahe es oft, daß wir zwei bis drei dieſer Füchſe mit Meſſern erſtachen, weil ſie uns das Fleiſch aus den Händen reißen wollten. Vergruben wir etwas noch ſo gut, und beſchwerten es mit Steinen, ſo ſchoben ſie, wie Menſchen, mit den Schultern die Steine hinweg, und halfen, unter denſelben liegend, einer dem andern aus allen Kräften. Verwahrten wir etwas in der Luft, ſo untergruben ſie die Säule, worauf es lag, ſo daß dieſelbe umfallen mußte, oder Einer kletterte wie eine Katze hinauf, und warf das darauf Verwahrte mit unglaublicher Geſchicklichkeit hinab. Sie beobachteten all' unſer Thun, und begleiteten uns, wir mochten vornehmen, was wir wollten. Warf die See ein Thier aus, ſo verzehrten ſie es, ehe ein Menſch herbei kam, oder, wenn ſie es nicht ſogleich auffreſſen konnten, ſchleppten ſie es theilweiſe in die Gebirge, vergruben es unter Steinen, und liefen ab und zu, ſo lange noch etwas zu holen war. Dabei ſtanden andere auf Poſten, und beobachteten die Ankunft des Menſchen. Sahen ſie dieſe, ſo vereinigten ſich mehrere gemeinſchaftlich, und vergruben es

in den Sand. Zur Nachtzeit, wenn wir auf dem Felde ſchliefen, zogen ſie uns die Schlafmützen und Handſchuhe ab, und die Biberdecken und Häute unter dem Leibe weg. Schliefen wir auf friſch erſchlagenen Seeottern, ſo fraßen ſie ihnen, unter den Menſchen, Fleiſch und Eingeweide aus. Wo wir uns auf dem Wege hinſetzten, trieben ſie vor unſern Augen tauſenderlei Poſſen. Legten wir uns hin, ſo berochen ſie uns bei der Naſe, ob noch Odem in uns ſey. Niemand durfte, ohne einen Stock in der Hand, ſeine Nothdurft verrichten. Da ſie uns weder Tag noch Nacht Ruhe ließen, ſchlugen wir jung und alt todt, machten Gruben, warfen Fleiſch hinein, und fingen eine Menge lebendig von weißer und blauer Farbe, und vorzüglicher Schönheit.“ (Sie marterten und verſtümmelten dieſe armen Gefangenen auf ſehr unmenſchliche Weiſe.) „Dennoch ließen ſie ſich nicht abhalten; man ſahe zuletzt viele ohne Schwänze, und mit drei Beinen uns in unſern Wohnungen eben ſo beſchwerlich fallen, als zuvor.“

„Dieſe Thiere haben eine unglaubliche Liebe für ihre Jungen. Glauben ſie ihr Lager entdeckt, ſo bellen ſie den Menſchen an, wie ein Hund, und ſchleppen die Jungen gleich im Maule fort, um ſie an einem andern Orte zu verbergen.“

Dieſer Bericht, über den ſich vielerlei Betrachtungen anſtellen ließen, diene ſtatt aller Geſchichten vom Fuchſe, und nur das werde noch bemerkt, daß es in Kamtſchatka überaus ſchöne kaſtanienbraune Füchſe giebt.

Ein Fuchs mit zwei Schwänzen (Ruthen) gehört zu den ſeltſamen Monſtroſitäten. Man ſchoß einen ſolchen 1734 bei Oranienburg, unweit Berlin. Eben ſo ſelten ſind Schecken, die man zuweilen doch auch antrifft.

Daß Füchſe mitunter die Wuth bekommen, leidet keinen Zweifel. Indeſſen ſcheint ja faſt kein Thier davon ausgenommen.

Die jungen Füchſe ſpielen neckend und jagend miteinander, und, faſt wie Katzen, ſelbſt zuvor erſt mit dem Raube, den ihnen die Mutter lebendig zuträgt. Glaubt dieſe ihren Bau

entdeckt, ſo trägt ſie ſogleich die Kinder fort, und verſteckt ſie in einen hohlen Baum, ins Dickicht, oder ins Getreide.

Auf dem Donenſtriche nimmt Reineke ſehr häufig die in den Schleißen oder Schlingen gefangenen Vögel früher aus, als der Jäger.

Einen Theil des Raubes, den er nicht verzehren kann, verſcharrt er mit der Schnauze und den Füßen, und ſcharrt ſelbſt mit der Naſe noch Moos und Erde darüber her; betrachtet ſich aber die Stelle ſehr genau.

Ein Fuchs kam in eine Stadt, und richtete daſelbſt unter Gänſen und Hühnern nicht kleine Verwüſtungen an. Wer der Räuber war, entdeckte man an der Fährte auf dem Schnee.

Die Hyäne,

in Aſien und Afrika zu Hauſe, iſt von der Größe eines ſtarken Hundes, und ein höchſt räuberiſches Thier, das des Nachts nicht nur in die Ställe anderer Thiere einbricht, ſondern ſelbſt in die Hütten der Menſchen, und das dennoch ſoll gezähmt werden können. Gehet es auf den Raub aus, ſo macht es ein fürchterliches Geheul. Selbſt Leichname ſcharret es aus, und verzehret dieſelben.

Der Hals des Thieres ſoll ſteif ſeyn, daher es ſich mit ſeinem ganzen Leib umdrehen müſſe. Ueber Hals und Rücken läuft eine Mähne hin, die es nach Gefallen heben und niederlaſſen kann. Die borſtenartigen Haare ſind weißgrau mit ſchwärzlich braunen Querſtreifen. Die Beine ſind höher als beim Hunde, und die vordern höher als die hintern; an jedem derſelben hat es vier Zehen mit langen Klauen. Der Schwanz iſt langbehaart. Am After findet ſich eine Drüſe, worin eine ſchmierige ſehr übelriechende Materie ſich ſammelt. Die Stimme iſt ein heiſeres Brüllen, welches aber mit verſchiedenen andern Tönen abwechſelt.

Merkwürdig iſt, was Bruce erzählt. Es war eine Hyäne mit einem Eſel und einer Ziege eingeſperrt, allein am Tage machte das Raubthier keinen Verſuch, den Miteingeſperrten etwas zu Leide zu thun, aber in der Nacht hatte es dieſe Thiere aufgefreſſen. — Alſo offenbar recht nur für die Nacht beſtimmt. In der Barbarei, ſagt Bruce, habe er oft geſehen, daß die Mauren am Tage eine Hyäne beim Ohr gefaßt, und zu ſich hingezogen hätten. Doch ſagt er auch, daß dieſe Thiere in Habeſſinien auch am Tage höchſt dreiſt wären, und ſelbſt Menſchen anfielen, zumal wenn ſie einmal das Fleiſch derſelben gekoſtet hätten.

Der Krabbenfreſſer.

Es nähert ſich dieſes amerikaniſche Thier wohl mehr dem Hunde, als dem Bäre, zu deſſen Geſchlecht es Einige rechnen. Man kennt drei Arten davon. Der in Chili ſoll in offenem Felde ſchwer vom Hunde zu unterſcheiden ſeyn, doch ſind ſeine aufrechtſtehenden Ohren höher (mehr dem Eſelsohr ähnlich) und breiter, und die Beine feiner gebildet. Ein ſolches Thier hielt faſt 6 Fuß Länge, bei 30 Zoll Höhe. Der Schwanz war über 15 Zoll. Das Fell iſt rothbraun, das Gebiß dem des Hundes ähnlich, und ſcharf. Ein weißer Fleck an der Kehle iſt von einem dunkeln umgeben, und einige haben einen ſchwarzen Streifen auf dem Rücken.

Das Thier bewohnt Sumpfgegenden und ſchwimmt vortrefflich; lebt von Thieren, ſelbſt von Vögeln, Schlangen, Inſekten, aber auch vom Zuckerrohr. Sein klagendes Geheul lautet, wie: Gu — a — a. — Man macht ſeines Felles wegen Jagd darauf.

Eine kleinere Art kommt, zumal des dicken Schwanzes wegen, unſerm Fuchſe näher, und wird ſo zahm, daß ſie mit den ihr bekannten Hunden im Hauſe ſpielt, gleichwohl aber keine Fremden leiden will.

Aber in Suriname befindet ſich eine eigene Art, die einen mit Schuppen bedeckten Schwanz und kurze Ohren hat. Vielleicht hat dieſes Thier mit den beiden vorigen gar nichts gemein, und macht in der That eine wirkliche eigene Art aus.

19. Der Bär — der Dachs — der Vielfraß — der Waſchbär — die Wolverene — oder das Geſchlecht der Bären (Raubthiere).

Die Thiere dieſes Geſchlechts haben 6 Vorderzähne in der obern Kinnlade, wovon die beiden äußerſten größer ſind, und eben ſo viel in der untern Kinnlade, auf jeder Seite einen Seitenzahn, der lang, ſtark und größtentheils kegelförmig iſt. Die Zahl der Backenzähne iſt nicht gleich; bei dem Bär ſelbſt finden ſich oben vier, und noch zwei ſehr kleine, und unten vier, nebſt noch drei ſehr kleinen. Der Zehen ſind fünf, ſowohl an den Vorder= als an den Hinterfüßen.

Der Landbär

iſt faſt jedem Kinde bekannt. Er geht auf dem ganzen Fuß, bis auf die Ferſen, hat unter allen Thieren die breiteſten Fußſohlen, deren Tapfen ſich von den menſchlichen vorzüglich nur durch die eingeſchlagenen Klauen unterſcheiden. Er erreicht eine Länge von 6 Fuß, und ein Gewicht von 250 Pfund. Es wurde aber noch vor etwa 40 Jahren zu Inſterburg in Preußen ein Bär von 10 Fuß Länge erlegt; und ein anderer Bär im Dingerwalde im Brandenburgiſchen wog 1024 Pfund.

Die Verſchiedenheiten des Bären an Größe, Farbe, und ſelbſt mitunter an Lebensweiſe, hier aufzuführen, iſt beinahe nicht möglich. Man unterſcheidet gewöhnlich ſchwarze, die ſich in den nördlichen Gegenden Europa's und Aſiens aufhalten; noch weiter verbreitet ſich der braune Bär, den man zum Tanzen aus Oeſtreichs, Polens und Ungarns Waldgebirgen einfängt, und der eben an ſechs Fuß lang wird, und ſich von

Thieren ernährt, dahingegen der ſchwarze Bär [oder der amerikaniſche, wie der kamtſchadaliſche] mehr pflanzenfreſſend iſt, und ſich von Wurzeln, Beeren, ſaftigen Stängeln, wildem Obſte, ja ſelbſt von Blättern nährt. Der Bär auf Kamtſchatka nimmt den beerenſuchenden Mädchen die Beeren weg, ohne ihnen ſelbſt etwas zu Leide zu thun, ſo wie überhaupt der Bär wohl nicht leicht einen Menſchen anfällt, den Fall des großen Hungers ausgenommen, oder auch den, daß man ihn aufbringt. Honig iſt eine Lieblingsſpeiſe aller Bären, daher ſie denn die Bienenſtöcke aufſtöbern.

Der weiße Bär (nicht etwa der Eisbär), mit weißen Haarſpitzen, ſoll eine Ausart vom ſchwarzen ſeyn, und beide ſollen nur in nördlichern Gegenden wohnen, dahingegen der braune auch in ſüdlichern Gegenden ſich aufhält, (aber doch auch nur gern auf Gebirgen, wodurch denn wohl der Aufenthalt meiſtentheils ausgeglichen wird).

Der Bär ſcheint ein ehrlicher Kerl — nur freilich iſt er empfindlich, und läßt ſich nicht gern beleidigen, am wenigſten in der Brunftzeit. Er ſcheint träge — wozu ſein Körperbau wohl den Schein hergibt — ohne es zu ſeyn; iſt nicht ſo langſam, als man vorgibt, denn die wenigſten Menſchen möchten ihm entlaufen können, wenn er ſie einmal verfolgt; klettert höchſt geſchickt die Bäume hinan, und geht ſehr leicht auf den Hinterfüßen, in welcher Stellung er auch ſeinen Gegner umarmt, und oft ſo feſt, daß ihm der Athem ausfährt. — In den Vordertatzen (Pratzen) hat er eine gewaltige Stärke, und der braune Bär ſtrecket ein Rind damit zu Boden, welches er denn ſehr leicht fortſchleppt.

Seine Sinne ſind höchſt fein, beſonders wohl ſein Geruch, denn mit dieſem wittert er, indem er zuvor eine Anhöhe, oder einen Baum erſteigt, eine ganze Gegend aus, um zu wiſſen, wo Raub und Fraß zu erlangen ſtehn.

Der Bär lebt mit ſeiner Frau, vorzüglich zur Paarungszeit, allein, nicht aber in Geſellſchaft mit ſeines Gleichen, und ſucht oder aber macht ſich gegen den Herbſt, wo er ſehr fett geworden iſt, eine Höhle, die er mit Moos belegt, welches er in aufrechter Stellung mit den Vorderpfoten herbeiträgt. Im Winter liegt er, jedoch ohne Winterſchlaf, ohne Nahrung und ohne Ausleerung, ſaugt an ſeinen Pratzen, und iſt im Frühjahr, wo ſich ohnedies noch ſeine Fußſohlen ſchälen, ſehr dürre geworden. In dieſer Zeit iſt es ſehr leicht, ihn zu jagen.

Die Bärin trägt ſechs Monat, wirft drei Junge, die anfangs blind, und unverhältnißmäßig klein ſind, und die ſie ein halb Jahr ſäugt und zum Spiel ins Grüne führt. Der Bär ſoll 30 Jahr alt werden.

Das Thier wird, wenn man es von Jugend auf gewöhnt, leicht zahm, beſonders der amerikaniſche Bär *).

Die Bären Hindoſtans, die ohne Zweifel auch wirkliche Bären ſind, verdienen beſondere Erwähnung. Sie wohnen in den Hügeln, in Höhlen und unter Felſenſtücken, ſind ſchwarz, leben harmlos und ohne Jemand anzufallen, wenn man ſie ungereizt läßt. Früchte und weiße Ameiſen ſind ihre Hauptnahrung. Nur einer Art Hirſe thun ſie zuweilen großen Schaden, und es iſt gefährlich, ſie dabei zu ſtören. Sie ſollen ſo ſtark und muthig ſeyn, daß ſie ſelbſt den Tiger nicht fürchten.

Von der verſchiedenen Art Bären zu erlegen, wie ihn der Finne mit ſeinem Jagdſpieß erſticht, und wie man im ruſſiſchen

*) Von dem letztern iſt es merkwürdig, daß er, wie mehrere andere Thiere, zu manchen Zeiten, aus dem höhern Norden auswandert, und in Zügen nach Kanada kommt. Er ſetzt dabei über Ströme und fällt ſelbſt Kanots an.

Aſien Schlingen legt, an welchen ſchwere Klötze befeſtigt ſind, die er mit Wuth die Anhöhe mehrmals herabwirft, und ſich dadurch endlich erdroſſelt; wie man Gruben, auf deren Boden ſpitze Pfähle eingeſchlagen ſind, überdeckt; wie man ein Schaukelbrett an ſchwankenden Zweigen auf Bäumen befeſtigt, auf welchen Bienenſtöcke ſind, und wie der Bär, der das Brett zu ſeinem Fange recht bequem findet, hin und her geſchwungen wird, in der Wuth ſich herabſtürzt, und ſich auf die unten eingeſchlagenen ſpitzen Pfähle ſpießt; wie der Kamtſchadale des Bären Höhle aufſucht, ihm ein Stück Holz nach dem andern hinhält, das er an ſich zieht, und womit er ſich ſo ſehr verbaut, daß er ſich nicht regen noch rühren kann, wie dann der Kamtſchadale von oben hinein ſeine Höhle aufgräbt, und ihn erſticht; oder wie der Lappe vor ſeine Höhle ein Geſchoß hinſtellt, um ihn in der Höhle feſtzuhalten, dann ihm dieſelbe mit Holz verbaut, und nur ein Loch für ſeinen Kopf läßt, hierauf ihn reizt, bis er den Kopf vorſteckt, und ihn alsdann mit ſeiner Axt erſchlägt — das Alles kann hier nur angeführt werden.

Wie bedeutend aber die Jagd dieſer Thiere in manchen Gegenden ſeyn mag, erhellt daraus, daß die Engländer im J. 1799 blos aus dem nördlichern Amerika 21,000 Bärenfelle nach England einführten. —

Das Bärenfleiſch wird von vielen Nationen gegeſſen; Schinken, Zunge und Kopf werden allenthalben geſchätzt; die Pratzen ſind ein Leckerbiſſen für große Herren; das Fett wird vielfältig gebraucht.

Der Eisbär,

oder der weiße Bär, wohnt nur in den Polargegenden, in der Nähe des Meeres, wo Fiſche, todte Wallfiſche, Seehunde und andere Seethiere ſeine Nahrung ausmachen.

Sein größerer Kopf, ſein längerer Hals, die ſchneeweißen längern Haare, der kürzere Schwanz unterſcheiden ihn von ſeinem Vetter, dem Landbär. Er wird über vier Fuß hoch, und noch eins ſo lang. Seine Stimme iſt mehr eine Art heiſeres Gebrüll, denn ein Brummen.

Es iſt ein grimmiges Thier, welches ungereizt Alles anfällt, ſelbſt ganze Geſellſchaften. Wer weiß, ob das Letztere der Fall ſeyn würde, wenn an den Küſten Grönlands und des nördlichſten Sibiriens mehr Menſchen wohnten. Er mag ſich dort wohl unumſchränkter Herr glauben; dazu kommt, daß er höchſt gefräßig, und alſo immer hungrig iſt *).

Wenn in den Polargegenden die Sonne untergeht, und die lange, monatelange bekannte Winternacht eintritt, macht er ſich ſein Lager unter dem Schnee, und liegt ſo lange, bis die Sonne wieder am Horizonte herauf tritt. — Selbſt auf den Eisſchollen geht er ſeinem Fraße nach, aber dafür iſt er auch ein trefflicher Schwimmer, der ſelbſt untertauchen kann, zum Beweis, daß die Meeresgeſtade ihm angewieſen ſind.

Die Bärin bringt zwei Junge, die ihr, ſo lange ſie klein ſind, überall folgen. Sie hat eine außerordentliche Liebe zu denſelben, und ein Vorfall, den uns Reiſende darüber erzählen, iſt wirklich herzzerreißend.

Das Thier hat einen ſehr feinen Geruch, mit welchem es auf 3 bis 4 Stunden einen todten Wallfiſch wittert. Der Bär ſtellt ſich, um recht zu wittern, auf ſeine Hinterfüße in die Höhe, ſchnuppert nach allen Seiten, treibt die Luft mit den Vorder=

*) Die Mannſchaft eines Schiffs wurde von 3 Eisbären überfallen. Einer wurde getödtet, die beiden andern flohen, kamen aber am andern Tage zurück, und Einer ſchleppte den Getödteten auf eine Eisſcholle. Alle beide fingen an zu freſſen. Sie gaben ihren Fraß auf, als man auf ſie ſchoß. In dieſen wenigen Augenblicken hatten ſie ſchon die Hälfte des Kameraden aufgefreſſen. Vier Männer hatten vollauf zu thun, die andere Hälfte fortzubringen.

pratzen, gleichſam wie mit Fächern fort, bis er die Gegend, wo ſich der Wallfiſch befindet, heraus hat.

Es iſt zu vermuthen, das Lebensalter des Eisbärs ſey etwa mit dem des Landbärs gleich, und laufe an 30 Jahr hinauf. Der Thran ſeines Fettes iſt mehrern Nationen ein Göttertrank. Sein Fell wird ebenfalls benutzt.

Der Dachs

mit ſpitz dünner Schnauze, kurzem Hals, länglicht rundem Ohr, und mit langbehaartem Bauch, und daher kurz ſcheinenden Füßen. Der Schwanz iſt kurz und hält etwa 6 Zoll, und was die Drüſen am After deſſelben betrifft, ſo iſt die Feuchtigkeit weiß, welche ſie abſondern. Fünf Zehen, mit ſtarken an den Vorderfüßen merklich längeren Krallen, finden ſich an jedem Fuße. Des Kopfes Grundfarbe iſt weiß; ein ſchwarzer Streif fängt hinter der Naſe an, geht zu beiden Seiten über Augen und Ohren immer breiter werdend hin, und verliert ſich auf dem Halſe. Der weißgraue Rücken iſt ſchwarz melirt. Die Länge beträgt zwei Fuß und etwa zehn Zoll, die Höhe weit weniger. — Er hat 34 Zähne, unter welchen bie 6 obern Vorderzähne merklich größer ſind, als die untern. Sein Gebiß iſt ſehr ſtark, und ſeine Stimme einem hellen Schweinegeſchrei ähnlich.

Die Eintheilung in Hunde- und Schweinedachs iſt wahrſcheinlich ganz irrig.

Der Dachs gehört vorzüglich in den gemäßigten Gegenden Europa's und Aſiens zu Hauſe, wo er in Höhlen meiſtentheils ſehr einſiedleriſch wohnt, zu welchen, als Eingang und Ausgang, zwei Gänge (Röhren) führen *). Dieſe Höhlen (Keſſel)

*) In ſehr großen Bauen findet man noch Luftröhren, die grade in die Höhe gehen. Die gewöhnlichen Röhren liegen oft 30 Schritte von einander.

ſind bis 5 Fuß tief, und mit Gras, Kräutern, Blättern und Moos ausgefüttert. Hier wirft die Dächſin nach 10 — 12 Wochen Trächtigkeit 3 — 5 blinde Jungen. In ſolchen Höhlen ſchläft auch der Dachs, und geht nur des Nachts auf ſeine Nahrung aus, die in Haſen, Kaninchen, Geflügel, Obſt, Wurzeln u. dgl. beſteht. Um die Wurzeln zu erhalten, wühlt er die Erde mit ſeiner ſpitzen Schnauze auf; und ob er wohl wenig frißt, macht doch ſeine Trägheit und ſein Schlaf ihn wohlbeleibt (wie das geſchehen möge? — iſt nicht hier zu unterſuchen), und gegen den Herbſt iſt er ſehr fett. Gegen dieſe Zeit trägt er ſich eben Laub in ſeinen Bau, um ſich ein Lager zu machen, auf welchem er, in einer Art Schlaf, wie der Bär, über Winters ruht, und beim Erwachen die ſchmierige Feuchtigkeit aus ſeinem, mit jenen erwähnten Drüſen beſetzten, Fettſacke ſaugt. [Iſt hier vielleicht ein concentrirter Nahrungsſaft?] Die Oeffnung des Sackes iſt grade ſo groß, daß er ſeine Naſe hineinſtecken kann, die Tiefe deſſelben aber etwa von 1 Zoll.

Sein Fell iſt der Näſſe faſt undurchdringlich, und wird daher zu Jägertaſchen und aber auch noch ſonſt gebraucht; die Haare geben Malerpinſel; das Fett, womit er im Herbſt ganz überzogen iſt, wird auch gebraucht, namentlich in Lampen und in Apotheken, und das Fleiſch einiger Orten gegeſſen, z. B. in Frankreich, wo man ihm den ekelſüßlichen Geſchmack durch Gewürz zu benehmen ſucht.

Der Vielfraß

ſoll, vorgeblich, eigentlich in der Sprache der Lappen Fiälfraß, d. i. Felſenbeſucher, heißen. Gleichwohl bedurfte ein eingefangener Vielfraß täglich 13 Pfund Fleiſch, und hätte gern noch mehr gehabt. Er ſchien alſo wohl die deutſche Bedeutung des Namens zu rechtfertigen.

Das Thier hat einen kurzen Hals, kaſtanienbraune Haare, mit einem großen Fleck auf dem Rücken, kurze ſtarke Beine,

graden und kurzen Schwanz, und wird 2 Fuß hoch. Die nördlichſten Gegenden Norwegens, Schwedens und Siberiens ſind ſein Aufenthalt. Zuweilen verirrt es ſich noch nach Deutſchland.

Sein liebſter Fraß iſt Rothwild und das Rennthier, auf welche er von den Bäumen herabſtürzt. Doch frißt er auch Haſen, Mäuſe, Beeren, Eier, Brodt, Käſe. Er kann dennoch gezähmt werden, obwohl er ſehr räuberiſch, liſtig und ſtark iſt; doch ſoll er mit den Jahren wieder ſehr wild und unbändig werden.

Nur von den jüngern Thieren ſchätzt man das Fell vorzüglich.

Das Weibchen bringt eins bis drei Junge.

Die Wolverene,

oder der Quickhatſch (Ursus luscus), findet ſich nur im nördlichſten Amerika, und wird von vielen Naturforſchern für den Vielfraß der neuen Welt gehalten. Es iſt ein ſtarkes und räuberiſches Thier, welches die Bären mit dem Dachſe zu verbinden ſcheint, und deſſen Pelzwerk ſo hoch geſchätzt wird, daß man zwei Biberfelle gegen Ein Fell vom Quickhatſch rechnet. Doch ſcheint das Thier nicht eben häufig, denn die engländiſche Nordweſtcompagnie führt nicht mehr als 6 bis 700 Felle nach dem Vaterlande ein.

Ob der Carcajou in Canada mit dieſem Thier ganz eins, oder nur ihm höchſt ähnlich ſey, müſſen wir dahingeſtellt ſeyn laſſen, bis ſich nähere Aufklärung findet.

Der Waſchbär

[Schupp, Raton] [Ursus lotor], lebt nur in den wärmern Theilen des nördlichen Amerika's, und hat die Eigenheit, daß er jeden Biſſen, den er frißt, mit Ausnahme des friſchen bluti-

gen Fleiſches, ins Waſſer taucht, und ihn mit den Pfoten abreibt, als wollt er ihn waſchen.

Er hat die Größe und faſt auch das Ausſehen eines kleinen Dachſes, hat aber einen langen Schwanz von der Länge ſeines Körpers. Sein weiches, langes und graues Haar iſt an den Spitzen ſchwärzlich; der Kopf iſt wie beim Fuchs, aber die Ohren daran ſind kürzer und rund; die Zähne wie beim Hunde; die vier Füße, von welchen die vordern kürzer ſind als die hintern, haben fünf Zehen, die mit feſten und ſpitzen Krallen bewaffnet ſind, und ihm das Erklettern der Bäume, auf welchen er Früchte und Vögel ſucht, ſehr leicht machen. Zuckerrohr und Zucker, und auch ſtarke Getränke, liebt er ſehr. Ueberhaupt frißt er faſt Alles, ſelbſt Spinnen, Schnecken u. dgl.

Er iſt leicht gezähmt, gutmüthig, ſpringt zu den Leuten hin, die er lieb hat, iſt ſpielig, behend, ſtets in Bewegung und poſſirlich wie ein Affe, aber höchſt empfindlich gegen Mißhandlungen.

Das Thier iſt erſt ſeit dem Kriege Englands mit Nordamerika bekannter geworden.

Anhang.

Das bärenartige Faulthier

[Bradypus ursinus] iſt ſchon bei den Faulthieren aufgeführt, wiewohl Andere wünſchen könnten, es möchte lieber zu den Bären gerechnet worden ſeyn.

20. Die Marder, Wieſel und Stinkthiere,

oder

Marder, Iltis, Wieſel, Zobel, Fretten, Honigdachs, Skunk, Zibethkatze, Ichneumon (Mungos) und Wickelſchwanz (Raubthiere),

haben ſechs Vorderzähne in jeder Kinnlade, wovon die in der

obern die längeren ſind; an jeder Seite befindet ſich ein Eckzahn, und der Backzähne ſind oben vier bis fünf, unten fünf bis ſechs. Die Füße ſind mit fünf Zehen, und dieſe mit ſpitzen Krallen verſehen.

Der Bau aller Thiere dieſes Geſchlechtes ſtimmt vortrefflich mit ihrer Lebensart überein. Der ſpitze Kopf mit dem ſchlanken Leibe und den kurzen Füßen zwängt ſich durch ganz unglaublich kleine Oeffnungen und Löcher, und ihre Krallen ſind vortrefflich zum Klettern eingerichtet. Sie ſind alle blutgierig und mordluſtig, und würgen nicht blos, um ihren Hunger zu ſtillen, ſondern ſie würgen, um zu würgen. Das letzte Huhn auf dem Hühnerſtall muß erſt todt ſeyn, ehe ſie aufhören.

Ihre Nahrung ſind kleinere Thiere, Geflügel, und auch wohl nur das Blut von beiden, Eier und Obſt. Sie lieben das Trockne, wohnen in Höhlen und Mauern, und kommen, als ächte Raubthiere, nur des Nachts hervor, indem ſie dagegen am Tage ruhen. Sie haben alle einen übeln und ſtarken Geruch.

Das Weibchen wirft mehrere Junge.

Der Marder.

Man hat bei uns zwei Verſchiedenheiten von dieſem Thiere, den Steinmarder und den Baummarder.

Der Steinmarder hat eine weiße Kehle, einen braunen Kopf, und die Haare des übrigen Körpers ſind ſchwarzbraun, mit röthlich aſchgrauer Grundfarbe. Der etwa 8 Zoll lange Schwanz iſt mit zottigen Haaren bewachſen, und am After ſondern zwei Drüſen eine ſchmierige Feuchtigkeit ab, die, wie auch ſein Auswurf, einen Biſam-Geruch hat.

Er lebt in den gemäßigten Gegenden Europa's und Aſiens, und ſcheint mithin, trotz ſeines vortrefflichen Pelzes, nicht für ſehr kalte Gegenden gemacht. Seine Wohnung nimmt er in

den Höhlen der Felſen, in Steinhaufen, alten Gemäuern und Kirchthürmen, und auch in Häuſern und Scheunen, falls er ſich nur darin verbergen kann. Des Nachts beſucht er Ställe, Felder und Hölzer, um Mäuſe, Maulwürfe, Vögel und anderes kleines Geflügel, und deren Eier, zu ſuchen. Die Eier trägt er weg, um ſie auszuſaufen. Er iſt aber auch ein Liebhaber von Kirſchen und Weintrauben.

Das Thier mag ſich wohl zu mehrern Zeiten begatten, denn man trifft in jeglicher Jahreszeit Junge an. Das Weibchen bringt 7 bis 8 Junge, die blind zur Welt kommen. Das Lebensalter nimmt man auf 8 bis 10 Jahre an.

Merkwürdig iſt es, daß dieſes Thier nicht dicht in der Nähe ſeines Aufenthalts rauben ſoll (welches man auch vom Fuchſe und einigen andern Raubthieren ſagt), oder daß, wie man zu ſagen pflegt, der Marder ſein Neſt rein hält — eine Redensart, die aber freilich einen ganz andern Sinn zuließe *), und alſo wohl gänzlich mißverſtanden ſeyn könnte.

Seine Stimme iſt im Spiel, und wenn er in Noth iſt, ein helles, kurz abgebrochenes Geſchrei, zur Zeit der Liebe aber auch ein dumpfes Mauen.

Man fängt ihn in verſchiedenen Arten von Fallen (namentlich im ſogenannten Schwanenhals), und ſoll ihn, welches aber hier nicht verbürgt wird, mit Hanfſaamen einlocken können. Findet ein Marder eine Falle, ſo legt er ſeine Loſung [ſeinen Unrath] dabei, und wenn er dieſe den andern, oder auch wohl den dritten Tag unberührt findet, dann erſt wagt er an dem Köder [Lockſpeiſe] anzubeißen.

Der Baummarder unterſcheidet ſich von dem vorigen durch eine rothgelbe, feuerfarbene Kehle, und etwas längere Beine und kürzeren Kopf. Er wohnt weit höher nördlich hinauf in den dickſten Waldungen, wo er ſich in den Höhlungen der Bäume aufhält, und ſelbſt Eichhörner verzehrt, aber auch

*) Der Dachs hält ſeinen Bau, die Schwalbe ihr Neſt rein.

alle übrigen ſchwächern Thiere, namentlich das Federwild, machen die Nahrung des Baummarders aus. Er ſoll es vorzüglich ſeyn, der ſich im Winter zu den bewohnten Oertern hinſchleicht, und den Hühnerſtällen und Taubenſchlägen ſo gefährlich wird. In der Jugend iſt er ſehr ſpielig und wird ohne große Schwierigkeit leicht gezähmt, welches vorzüglich auf Sardinien üblich iſt.

Das Pelzwerk des Baummarders, das, wie faſt alles Fell der Pelzthiere, im Winter am beſten iſt, wird weit höher geſchätzt, als das vom Steinmarder. Aus Nordamerika, wo ſich mehrere Spielarten entweder, oder höchſt nahe verwandte Arten von unſerm Marder finden, deren Naturgeſchichte aber noch faſt völlig im Dunkeln liegt, wurden von Engländern und Franzoſen an 45,000 Marderfelle ausgeführt, und im Jahre 1799 allein von der engländiſchen Nordweſtcompagnie, die nur mit Peltereien handelt, 32,000 Stück Felle.

Der Iltis,

oder Stinkmarder [Stänkermard, in einigen Gegenden auch Ratz], iſt durch dickern Kopf, ſpitzere Schnauze, kürzern Schwanz, und beſonders durch die Farbe, von dem Marder unterſchieden. Seine längern Barthaare ſind ſchwarzbraun die kürzern aber weiß, ſo wie auch die Haare um den Mund und am Rande der Ohren weiß ſind; die Grundfarbe am Leibe iſt lichtgelb, und das längere Haar dunkelkaſtanienbraun.

Seine Lebensart und Sitte kommen faſt überein mit der des Steinmarders, und die Wiederholung derſelben wäre unnütz. Doch iſt zu bemerken, daß er ſich vorzüglich von Mäuſen, Ratten, Hamſtern nährt; Eier, und ſogar auch Fröſche, als Vorrath einträgt; Gartenſchnecken und Heuſchrecken verzehrt, und nicht ſo grauſam, als der Marder, Alles ohne Aufhören ab-

würgt *), ſondern das Erſte, Beſte nimmt, und damit forteilt. Im Winter geht er auch fiſchen, namentlich in Forellenbächen.

Sein übler Geruch, der vorzüglich dann merklich wird, wenn er böſe geworden iſt, hat ihm eben den Namen Stinkmarder zugezogen, und ſein ſonſt wohl ſehr ſchätzenswerthes Fell wird eben darum, weil es nie den übeln Geruch verliert, ſehr geringe geſchätzt.

Sein Aufenthalt ſind beſonders ausgehöhlte Baumſtämme und Kaninchenhöhlen, aber er gräbt auch Höhlen in die Dämme der Flüſſe, untergräbt Scheunen und Ställe, ja er ſoll es ſeyn, der die großen Haufen in den Kellern aufwirft, welches doch wohl mehr der Wanderratte zur Laſt fallen möchte. Den Kaninchen iſt er äußerſt gefährlich, und vertilgt ganze Heerden in kurzer Zeit. Der Honig iſt ihm eine köſtliche Speiſe, daher er ſich auch in die Bienenſtöcke einfrißt.

Man hat einen Fall, wo ein Iltis aus ſeiner Baumhöhle wüthend hervorbrach, weil ein Arbeiter auf einem Steine ſein Meſſer wetzte, beim Aufhören des Wetzens ſich zurückzog, aber bei Erneuerung deſſelben wiederkam. Ob das bei allen Iltiſſen der nämliche Fall ſeyn, und daher das Meſſerwetzen ein Mittel zur Vertilgung derſelben abgeben werde, ſteht erſt noch durch Verſuche zu erforſchen, indem eine Einzelnheit nichts entſcheidet.

Das große und kleine Wieſel.

Das große Wieſel oder das Hermelin, von etwa 10 Zoll Länge, mit einem halb ſo langen Schwanze, lebt in den gemäßigtern und nördlichern Gegenden (Rußland, Norwegen, Lappland u. ſ. w.), und hat mit den übrigen Thieren ſeines Geſchlechts Bau und Lebensart gemein. Sie fiſchen ſogar wie der Iltis, benutzen aber aus dem Pflanzenreiche nichts als Pilze.

*) Welcher Angabe jedoch viele Erfahrungen, ſogar zum Theil von gezähmten Iltiſſen, widerſprechen möchten!

Den Ratten iſt es, wie das kleine Wieſel, höchſt gefährlich, und beide treffen, obwohl ſich die kühne Ratte widerſetzen will, mit ihrem Biß das Genick dieſer Thiere genau, ſaugen, und laſſen mit Saugen nicht nach, bis das Blut ausgeſogen iſt, und das gewürgte Thier todt bleibt, mit welchem ſie ſich ſodann nicht weiter abzugeben ſcheinen. — Eier wiſſen ſie ſo künſtlich auszuſaufen, daß man kaum das hineingebiſſene Loch entdeckt. Ebenfalls mit dem Genickbiſſe tödten ſie das Waldgeflügel, und wagen ſich ſogar, auf gleiche Weiſe, an junge Rehe. — Was ihnen nicht zu ſchwer iſt, tragen ſie in ihre Wohnung. — Wie alle Raubthiere ſind auch ſie vorzüglich nur des Nachts mit ihrem Raub beſchäftigt.

Das große Wieſel wohnt in abgelegenen, verfallenen Häuſern, alten Mauern, Steinhaufen, hohlen Bäumen, und an den Ufern der Flüſſe, vielleicht wohl gar in erweiterten Mäuſelöchern, da es ja den Mäuſen bis in die letzten Winkel ihrer Löcher nachſchleicht, und ſelbſt in den Höhlen der Maulwürfe und Waſſerratten das mit Federn, Wolle und Moos weichbereitete Wochenbette nimmt, wo es, nach 5 Wochen Trächtigkeit, die Jungen wirft, die 9 Tage blind liegen. Die Jungen ſpielen mit den von der Mutter zugetragenen Mäuſen, faſt wie die Katzen.

Von mehreren Thieren nördlicher Gegenden, z. B. vom Haaſen, weiß man, daß ſich im Winter ihre dunkeln Farben in weiße umändern. Bei unſerm großen Wieſel iſt das derſelbe Fall. Es hat im Sommer ſchwärzlich braune, und unter dem Bauche gelbliche Farbe, wird aber im Winter ganz weiß, mit Ausnahme der völlig ſchwarzen Schwanzſpitze, die im Winter, wie im Sommer, ſich gleich bleibt *). Dann heißt es H e r m e l i n, und giebt ſeit langer Zeit den Fürſten, zur Auszeichnung ihrer Für-

*) Nach andern ſehr guten Angaben iſt das große weiße Wieſel, oder das Hermelin, eine ſich immer gleichbleibende Varietät, und alſo weder Winter noch Sommer in der Farbe verſchieden! — Aber ſo unausgemacht ſind mehrere Dinge in der Naturgeſchichte, von welchen man denken ſollte, ſie wären längſt aufs Reine.

ſtenmäntel, das Pelzwerk; beſonders werden die aus lauter Hermelinſchwänzen zuſammengeſetzten Pelze hoch geſchätzt, aber auch durch Kunſt und Pfiff häufig nachgemacht. In Deutſchland wird man dieſe Farbenänderung wohl nur allein im Waldeckiſchen finden, wenigſtens fand man ſie ehedem daſelbſt.

Das kleine Wieſel, welches auch das gemeine Wieſel heißt, unterſcheidet ſich vom vorigen faſt nur durch ſeine Kleinheit, indem es nicht über ſechs bis ſieben Zoll lang wird, und hält einen Schwanz von etwa höchſtens 2 Zoll, der nie, oder ſelten, nur etwas ſchwarzes Haar hat. Seine Farbe wechſelt im Winter gar nicht, oder ſo wenig, daß es etwas matt weiß ausſieht. Die ganz weißen Wieſelfelle ſind vielleicht eben ſo durch Krankheit oder Alter der Thiere entſtanden, als bei manchen Sperlingen die ganz weißen Federn, welches jedoch von Mehreren geleugnet wird.

Felſen, Scheunen, hohle Bäume, Ufer der Flüſſe, und Raſenraine ſind ſein Aufenthalt. Es ſchwimmt ſogar über Flüſſe, ſpielt gern mit ſeines Gleichen, und ſcheuet den Geruch der Raute, wie die Katze und wie der Marder angeblich auch thun ſollen.

Das Hermelin ſoll, aller angewandten Mühe ungeachtet, ſich nie haben zähmen laſſen, aber vom gemeinen Wieſel weiß man doch einen merkwürdigen Fall, bei einer Dame in Frankreich, wo ich nicht irre. Es ſchlürfte ſeiner Herrin die Milch aus der Hand, machte vor Freuden tauſend luſtige Streiche, hüpfte ihr auf Kopf und Hand, und ſahe es ſehr ungern, wenn dieſelbe ausging, und es zurückbleiben ſollte. Es war höchſt neugierig, und mußte bei Allem zuſehen, z. B. wenn eine Schachtel, oder ein Buch geöffnet wurde. Seine Stimme war ein Murren oder auch ein Quiken. Nie wollte es Waſſer ſaufen. Wahrſcheinlich, weil es die Natur einmal zu Blutſaufen beſtimmt hat. *)

*) In Deutſchland zähmte Jemand ein Wieſel ſo ſehr, daß es in den Garten mit ſpazieren ging, ohne durch ein Band gehalten zu ſeyn.

Uebrigens iſt bei beiden Wieſelarten das Naturell und die Lebensart, wie man ohnedies vermuthen kann, gar ſehr ähnlich. — Die Wohnung, beim großen Wieſel oft mit vier Eingängen verſehen, iſt in der erweiterten Mitte mit Gras und Moos gepolſtert; der Jungen ſind 6 bis 8; in der Kunſt Bäume zu erklettern ſind beide Arten gleich ſehr geſchickt. Beide Arten ſollen in Ställen und Kellern große Haufen aufwerfen; ſollen, wenn man vor ihren Höhlen wie eine Maus pfeift, eiligſt hervorkommen, was wohl ſehr wahrſcheinlich iſt; beide haben Drüſen unter dem After, deren Abſonderungen bei dem kleinen Wieſel ſtärkern Geruch haben ſollen, und beide ſind wohl weit nützlicher als ſchädlich.

Die beſten und meiſten Hermelinfelle kommen aus den nördlichen Gegenden Europa's. —

Uebrigens iſt es merkwürdig, daß die Felle weißer Wieſel, nicht nur von unſern Landleuten, ſondern auch von manchen Tartaren, als ſympathetiſches Heilmittel gebraucht werden.

Der Zobel,

am meiſten ähnlich mit unſerm Baummarder, iſt in ganz Sibirien bis an Kamtſchatka, in China's nördlichern Gegenden, und in Amerika, — mit einem Worte nur unter höhern Breitengraden zu Hauſe. Seine Länge beträgt 16 Zoll; ſeine ſchwarzbraunen, langen und glänzenden Haare, ſein geſtreckterer Kopf, und ſeine höheren ſpitzeren Ohren unterſcheiden ihn vom Baummarder ſattſam; aber mehr noch ſind beide Thiere dadurch unterſchieden, daß der Schwanz beim Zobel kürzer, beim Marder aber länger iſt, als die Hinterfüße.

Es kam auf den Ruf ſeines Herrn, ließ ſich wieder in die Taſche deſſelben ſtecken, und verhielt ſich ruhig darin. Es war aber anfangs ſehr wild, und hörte es nicht auf zu ſeyn, bis man ihm die Zahnſpitzen abfeilte. Gegen Fremde jedoch behielt es ſeine alte Wildheit.

Der Rücken iſt ſchwärzlich braun, der Schwanz hat ein längeres Haar, der Bauch eine lichtere Farbe, als der Rücken. Indeſſen ändert die Farbe mit der Jahreszeit, und iſt im Winter dunkler, glänzender und überhaupt ſchöner, als im Sommer, zugleich iſt das Haar dichter. — Man vergleiche hiemit was zuvor von den ähnlichen Thieren dieſes Geſchlechts geſagt iſt, namentlich vom Hermelin, und bemerke jedoch zugleich, daß es auch, wiewohl ſehr ſelten, weiße Zobel giebt, die aber, da es hier den Pelz gilt, weniger gelten, indem das Haar ſehr ſteif iſt.

Der lebhafte, fein gebildete Zobel iſt ein höchſt gewandtes, aber freilich nur, wie die übrigen ſeines Geſchlechts, nächtlichthätiges Raubthier, welches aber ſogar ſelbſt dem Hermelin und dem gemeinen Wieſel, nebſt Haſen, Wald- und Birkhünern und den Eiern des Geflügels nachſtellt. Nur im Nothfall entſchließt es ſich zu mancherlei Beeren und Knospen.

Er wird gezähmt, ſchläft aber auch ſelbſt dann am Tage, und oftmals ſo feſt, daß man ihn ſchlafend forttragen kann.

Der Unrath des Zobels hat einen ſehr übeln Geruch; iſt mithin der beſſerriechenden Loſung des Marders gar nicht ähnlich.

In der Ranzzeit, die im Januar fällt, und dieſen Monat über dauert, beißen und kratzen ſich die Männchen, wie die Kater unter den Katzen. Die Mutter iſt 9 bis 10 Wochen trächtig, und wirft 3 bis 5 Junge, die ſchon im nächſten Winter jagdbar ſind.

Es iſt nicht ſo gar lange her, daß der Zobel noch ſehr häufig war; aber durch das unaufhörliche Jagen hat die Zahl dieſer Thierart ſehr abgenommen, und iſt nur noch jenſeit des Urals in Sibirien in einiger Menge, und meiſtentheils in um ſo größerer vorhanden, als man mehr nach Oſten zu geht, obwohl nicht in allen Gegenden dieſes ungeheuren Gebietes gleich ſehr.

Die geſuchteſten Zobel findet man in Rußland jetzt, am Ob oder Obi, in der Gegend Bereſow und Kusnitz; am Jeniſei, nördlich Jeniſeiſk nach Mangaſea oder Tu-

ruranſk; um den Baikal, im Nertſchinskiſchen, am Ud, wo er in die Tunguſka fließt, und in Kamtſchatka nebſt angrenzenden Gegenden. Die letztern ſind die größeſten, allein die am höchſten geſchätzten ſchwärzeſten, glänzendſten und langhaarigſten finden ſich vorzüglich am Ud und im Gebiet von Nertſchinſk. — Das lange Haar macht, nebſt der Schwärze, den höchſten Werth. — Vorzüglich haben die Männchen den ſchönſten Pelz. Einer der beſten Bälge kommt an 70 Rubel und drüber, und ſo iſt es begreiflich, wie ein ganzer Pelz von Zobeln an 10,000 Rubel zu ſtehen kommen kann.

Daß ſo koſtbare Waare den Verſuchen der Verfälſchung nicht entgehen wird, läßt ſich leicht vermuthen. Man färbt, man räuchert die Felle. Der erſtere Betrug ſoll ſich entdecken laſſen, indem man die Felle an weiße Leinewand reibt, wo ſich die falſche Farbe abſchwärzt. Doch die argliſtigen Chineſer, die ſelbſt Schinken und Perlen nachmachen, ſollen in dieſer Kunſt ſo geſchickt ſeyn, daß man den Betrug nicht entdecken kann *).

Mannichfaltig ſind die Arten, den Zobel zu erlegen, wobei man immer auf die Schonung des Balges die ſorgfältigſte Rückſicht nimmt, daher man denn dieſelben meiſtentheils mit ſtumpfen Bolzen ſchießt.

Die Ruſſen gehen gewöhnlich in Geſellſchaften auf die Zobeljagd aus, wobei der Attaman oder Anführer, dem Jeder unbedingt gehorcht, zwei Theile der Beute erhält, ohne daß er ſelbſt dabei Etwas thut, als daß er Alles anordnet. Zu Anfang Winters tritt die Geſellſchaft die Reiſe an; nimmt ſo viel Lebensmittel mit, als auf Handſchlitten fortzubringen iſt, und entfernt ſich vielleicht an 60 Meilen von der Heimath; vertheilt ſich in den jagdbaren Wildniſſen in kleinere Geſellſchaften, wo

*) Das wäre denn wohl kein großer Schade! — Wenn ein nachgemachter Wein dem urſprünglichen in Allem gleich iſt, ſo iſt's denn doch, bis auf die Art des Entſtehens, derſelbe Wein.

ſich dann Jeder ſeine Hütte errichtet, um in der umliegenden Gegend zu jagen.

Wie wichtig muß der Gewinn der Jagd ſeyn können, da man vorher um Glück in derſelben betet, und irgend einem Heiligen, oder einer Kirche, den erſten Ertrag der Jagd gelobt. Um den ungewiſſen Rückweg nicht zu verfehlen — denn an Landſtraßen iſt hier ja kein Gedanke — werden Merkzeichen in die Bäume gehauen. Wenn der Proviant ausgeht, müſſen die Jäger oft mit den elendeſten Beeren und andern ſchlechten Nahrungsmitteln ſich behelfen, und bei mancherlei Widerwärtigkeiten, der Witterung zumal, ſelbſt Lebensgefahr ausſtehen.

Außer dem Geſchoß mit Bolzen oder ſtumpfen Pfeilen, womit man den Zobel auf den Bäumen erlegt, hat man auch verſchiedene Arten von Fallen, die das Fell ebenfalls nicht beſchädigen; auch ſtellt man Netze um das Revier des Thieres aus, welches man zuvor durch ſeine Fährte aufgeſpürt hat.

Seltſam war die von Leſſep erzählte Art, wie ein Kamtſchadale, der ihn auf ſeiner Reiſe begleitete, einen Zobel fing. Die Hunde hatten den Baum umſtellt, auf welchem der Zobel ſaß. Sogleich machte der Kamtſchadale eine Schlinge und hielt ſie dem Zobel vor. Das Thier ſteckte auch wirklich den Kopf hinein, aber die Schlinge zerriß. Mit einer zweiten Schlinge ging es nicht beſſer, und eben ſo wenig mit einer dritten, und doch wurde beim viertenmale, da der Zobel ſchon auf einen andern Baum geflüchtet war, derſelbe gefangen. — Wie vielerlei Gedanken kann man über einen ſolchen Vorfall haben!

Die Fretten (Viverren)

werden, als eigenes Geſchlecht, zwar von dem Geſchlecht der Wieſel unterſchieden, ſind aber mit demſelben, ſowohl im Bau, als in der räuberiſchen Natur, und mithin in der ganzen Lebensweiſe, wie in dem widrigen Geruch, höchſt übereinkommend.

Das Frettchen

mit weißgelblicher Farbe und blutrothem Augenſtern, welches auch bei uns bekannt genug iſt, ſtammt aus Afrika, und liebt daher ſehr große Wärme. Man muß es mithin im Winter in geheizten Stuben halten *). Bei Kälte geht es ſehr leicht zu Grunde. Es hat gegen Kaninchen einen angebornen Haß, und verfolgt dieſelben in die innerſten und letzten Schlupfwinkel ihrer Höhlen, weshalb es denn zur Kaninchenjagd gebraucht wird; doch zerſtört es auch die Vogelneſter.

Man unterhält das kleine Thier mit Brodt, Milch, Kleien u. dgl. und gibt ihm einen wohl ausgefütterten Kaſten zur Wohnung. — Es iſt gut, ein Paar derſelben beiſammen zu haben, namentlich, weil das Weibchen ſehr hitzig ſeyn, und, unbefriedigt, vor Verlangen ſterben ſoll. Es wirft zweimal im Jahre fünf und ſechs Junge, die an 14 Tage blind bleiben, und manche, welche den jungen Wurf auffreſſen, werfen ſogar dreimal.

Wenn man einem jungen Frettchen ein todtes Kaninchen hingibt, ſtürzt es ſich auf daſſelbe, und beißt wüthig darauf ein; und das lebende Kaninchen faßt es beim Halſe, bei der Naſe, und ſaugt ihm das Blut aus. — Sie ſcheinen recht eigends auf und gegen Kaninchen angewieſen zu ſeyn!

Ein alter Naturforſcher erzählt, man habe dieſe Thiere aus Afrika zuerſt nach Spanien gebracht, wo die Kaninchen in groſſer Menge vorhanden waren. Wenigſtens gebrauchten die Römer ſchon dieſe Thiere zur Kaninchenjagd.

Uebrigens hat dieſes Thier die Eigenſchaft der vorigen, wie bereits im Ganzen bemerkt iſt; den übeln, ſehr biſamartigen

*) Wie es einige achtungswerthe Naturforſcher nur als eine weißliche Varietät des Iltis haben anſehn können, zumal da dieſelben den Varietäten bei den Wieſeln nicht günſtig ſind, weiß der Verfaſſer nicht. — Doch möglich iſt es freilich noch, unabgeſehen, daß das Frettchen eine Rippe mehr habe, als der Iltis (mit welchem es 34 Zähne gemein hat), und eine ganz andere Natur.

Geruch aber, vorzüglich wenn es böſe wird, mit dem Iltis gemein. — Es ſoll 12 und 14 Jahr leben.

Der Honigdachs oder Ratel

(Viverra mellivora) gehört ungeachtet ſeines Dachsnamens hieher, und iſt vorzüglich im ſüdlichern Afrika zu Hauſe. Das Thier iſt 40 Zoll, der Schwanz 12 Zoll lang, die fünfzehigen Beine ſind kurz und zum Aufſcharren der Erde mit ſtarken Krallen verſehen. Die Farbe iſt theils aſchgrau, theils ſchwarz. Es lebt vom Honig und Wachs wilder Bienen, gegen deren Stiche es von der Natur durch das dichte Zottenfell, und durch die darunterliegende ſehr ſtarke Haut hinlänglich verwahrt iſt, zumal da dieſelbe, etwa wie bei den Mopſen, das Fleiſch faſt wie ein Sack umgibt, und ſich hin und herſchieben läßt. Aus dieſer Urſach können ihm auch die Hunde wenig anhaben. Der Honigkukuk ſoll ihm die Bienenneſter verrathen; auch hält er unter Mittagszeit die eine Pfote als Sonnenſchirm vor die Augen, um den Flug der Bienen deſto beſſer beobachten zu können.

Das Stinkthier

oder der Skunk, ein kleines Thier, das nur in den wärmern Gegenden Nordamerika's ſich aufhält. Die Farbe der Haare iſt zwar bräunlich ſchwarz, aber es laufen über den Rücken und an beiden Seiten fünf weiße Streifen von gleicher Breite bis zum Schwanze hin.

Das Thier hat die Größe des Marders, und Nahrung und Lebensart mit ihm gemein, und ſchleicht ſich nicht ſelten in die Häuſer, um ſeinen Fraß zu ſuchen. Es erklettert auch die Bäume mit großer Behendigkeit, der Vögel und ihrer Eier wegen. Unweit der Zeugungstheile liegen zwei Drüſen, in welchen ſich eine eigene höchſt übelriechende Feuchtigkeit abſondert. Mehrere ihm zunächſt verwandte Thiere (Viverren) haben ähnliche

Drüſen, nur geben ſie keinen ſo entſetzlich ſtinkenden Saft von ſich. Wird das Thier gejagt und dadurch in Angſt geſetzt, ſo iſt dieſer Saft ſein Schutzmittel. Vermöge eines Muskels ſpritzt es denſelben auf ſeine Verfolger (Jäger und Hunde) wohl an 18 Fuß weit, indem es dabei einen Katzenbuckel macht, und die Haare ſträubt. Auf hundert Schritte rings umher wird dadurch die Luft verpeſtet; dem Jäger verſetzt es den Athem, die Hunde ſtehn von der Verfolgung ab und drücken die Naſe auf den Erdboden, und das kleine geängſtete Thier entkommt ſeinen Verfolgern ſehr oft. — Auch ſein Harn ſoll fürchterlich ſtinken, und ein Tropfen davon im Kleide Monate lang unerträglichen Geruch verurſachen. (Vielleicht hat man den Saft der Drüſen für Urin gehalten? — Aber es könnte wohl auch beides miteinander beſtehen.)

Man zähmt das Stinkthier ſehr leicht, und es läuft ſeinem Herrn wie ein Hund nach. Nie geben ſie in dieſem gezähmten Zuſtande, falls ſie nicht gequält werden, den häßlichen Saft von ſich. Wer könnte auch ſonſt dieſes Thier als Hausthier erziehen? Merkwürdig iſt es, wenn es anders richtig iſt, daß dieſer Skunk durch die Nähe des Rindviehes ſo gewaltig beunruhigt wird, daß er fürchterlich brüllen ſoll.

In Afrika findet ſich ein ſehr ähnliches Thier, welches ebenfalls einen häßlichen Geruch ausläßt, wenn es geängſtet wird.

Die Zibethkatze

iſt etwa drittehalb Fuß lang; der lange Katzenſchwanz iſt ſchwarz und weiß geringelt, und der weißgraue Rücken mit ſchwarzen wellenförmigen Streifen gezeichnet. Doch in der Farbe mag, nach Verſchiedenheit der Gegenden, manche Verſchiedenheit Statt finden. Die Stimme iſt, wie die Stimme eines aufgebrachten Hundes, murrend und knurrend.

Das Thier lebt im wärmern Afrika und Aſien größtentheils wie unſer Marder. So räuberiſch und wild indeſſen es iſt, wird es doch gezähmt. Aber vielleicht nennt man das Zähmen, daß man es in einen Käſig einſperrt, aus welchem es ſich beim Schwanze herausziehen, und den Zibeth nehmen läßt, der ehedem häufig zu Parfümerien gebraucht wurde, und jetzt hauptſächlich nur noch als krampfſtillend nützt. Dieſer Zibeth beſteht aus einer ſtarkriechenden honigdicken Feuchtigkeit, die ſich in zweien Drüſen abſondert, welche zwiſchen dem After und den Geſchlechtstheilen liegen. Man nimmt denſelben wöchentlich zweimal mit hölzernen Löffeln heraus. Wird er nicht herausgenommen, ſo fließt er von ſelbſt heraus. In Holland hielt man ſich ſonſt viele Zibethkatzen, deren Zibeth ſehr hochgehalten wurde, jetzt aber wird dieſe Waare wenig mehr in Europa geſchätzt. — Je beſſer das Thier mit Milch, Eiern, Fleiſch, Reiß u. ſ. w. gefüttert wird, deſto mehr Zibeth.

Der Ichneumon

oder Pharaosratte in Oſtindien (ſ. gleich hinterher den Mungos), aber mehr noch in Aegypten heimiſch, iſt der Iltis jener Gegenden, mit dem er Bau und ganzes Weſen gemein hat, wiewohl es von demſelben durch die weißliche, ſchwarzgrau gefleckte Farbe, und durch die ſteifen, faſt borſtenartigen Haare, wie durch ſeine übrige Art und Natur, wohl ſattſam unterſchieden wird. Er iſt von der Größe einer Katze, oder etwas größer, und lebt vorzüglich auf den Feldern Aegyptens, und an den Ufern des Nils.

Da ſich der Ichneumon von Ratten, Mäuſen, Schlangen, Eidechſen und Fröſchen nährt, ſo wird er dadurch freilich ſehr wohlthätig, indeſſen hält man ihn doch nicht gern als Hausthier, denn er kann ſeine Iltisnatur nicht ablegen, nach welcher er dem Geflügel nachſtellt, und auch ihre Eier ausſäuft. Eier ſind inſonderheit ſeine Lieblingskoſt, daher er denn auch die Eier des

Krokodils im Sande aufſucht, und verzehrt, mithin auch dadurch dem Lande äußerſt wohlthätig wird. Ohne Zweifel gehörte er, ſolcher nützlichen Eigenſchaften wegen, wie der Ibis, zu den geheiligten Thieren des alten Aegyptens.

Das gezähmte Thier murrt, wenn es geſchlagen wird.

Der Mungos (Manguſte)

(Viverra Mungos) in Hindoſtan, aber meiſtens nur in den wärmern Gegenden dieſes großen Landgebietes, könnte wohl mit Recht der Ichneumon Oſtindiens genannt werden.

Er hat die Größe einer Katze, bräunlich gelbe Farbe, iſt öfters etwas geſtreift, und iſt vorzüglich durch ſeinen angebornen wüthigen Haß gegen Schlangen, ſelbſt gegen die allergiftigſten, z. B. gegen die höchſt gefährliche Brillenſchlange, ebenſowohl, als durch die eigene Bildung ſeines Schweifes von ſeinen Verwandten unterſchieden.

Dieſes Thier greift die Schlangen höchſt geſchickt bei der Kehle, und vermeidet dadurch den Biß derſelben. Es ſcheint fabelhaft, daß daſſelbe, wenn es im Kampf mit der Schlange durch den Biß derſelben verletzt iſt, oder aber auch vom Kampfe ermüdet, ſchnell hinwegeile, und ſich eine Pflanze, vorzüglich gegen die Vergiftung, ſuche. Man hat die Pflanze Mungo genannt, und das Thier ſoll von der Pflanze ſeinen Namen haben. Angenommen, daß dieſes eine bloße Sage ſey, und der Mungos auch in ſolchen Gegenden, wo dieſe Pflanze ſich gar nicht findet, ſeinen Kampf gegen die Schlangen beginnt, ſo iſt doch, nach dem Bericht eines recht glaubwürdigen, ja ehrwürdigen Reiſenden, der ſelbſt Augenzeuge war (Kämpfer), ſo viel gewiß, daß das Thier allerdings vom Kampfe abläßt, und Pflanzen mehrerer Art aufſucht und frißt — immer ſeltſam bei einem Thiere, das ſo wenig pflanzenfreſſend iſt — und ſodann können ja auch mehrere Pflanzen dieſem Thiere bei ſolchem gif-

tigen Kampfe nützlich ſeyn. Es muß ja nicht grade nur eine einzige Art Pflanze ſeyn.

Uebrigens iſt ſoviel gewiß, daß es, laut Ausſage jenes Naturforſchers, eine Pflanze gibt, deren ſich die Macaſſaren als ein kräftiges Gegenmittel gegen die giftigſten Schlangenbiſſe bedienen.

Zu bemerken iſt, daß die Maguſten gegen Katzen einen groſsen Haß haben, ſehr leicht zahm werden, und höchſt behende ſeyn ſollen, und, als wären ſie fußlos, jetzt auf dem Bauche hinſchlüpfen, und jetzt wieder wie ein Eichhörnchen aufrecht ſitzen.

Das mexikaniſche Wieſel,

oder der Wickelſchwanz, gehört auch noch zum Schluß dieſer Geſchlechter hieher. Es iſt ein Thier, das noch wenig bekannt iſt, und mit ſeinem Schwanze, wie mit einer Hand, viele kleine Dinge, und ſelbſt kleine Thiere nach ſich zieht, wie man denn bei Einem derſelben erſahe, welches gezähmt worden war. Dieſes Thier fraß Fleiſch und Brod und Obſt, und liebte auch ſtarkes Getränk. Nur des Nachts war es ſehr thätig, und ließ ſeine Stimme, dem Bellen eines Hundes gleich, hören. Wenn es von einem Menſchen ſich beleidigt glaubte, ſprang es auf denſelben zu. Es hatte große Scheu vor Waſſer.

---

21. Haſen und Kaninchen.

Von jenen räuberiſchen bisher erwähnten Thieren gehen wir nun zu friedlichern und gutgeartetern über, und machen den Anfang derſelben mit oben in der Aufſchrift benannten ſehr bekannten Thieren.

Was zum Haſengeſchlecht gehört, hat in beiden Kinnladen zwei Vorderzähne, die, wie bei Bären und mehrern Thieren, ge-

furcht ſind, und in dem obern Kiefer noch ein Paar, aber kleinere, hinter den größern liegende Vorderzähne. Der Backenzähne ſind auf jeder Seite ſechs. Die Vorderfüße haben fünf, die hintern vier Zehen, und die Fußſohlen ſind behaart. Man zählt mehrere, angeblich 9 Arten derſelben, wo denn wohl noch manche Art vielleicht fehlen könnte.

Der Haſe

iſt, mit Ausnahme der heißeſten und allerkälteſten Gegenden, faſt überall zu Hauſe. Seine an der Spitze ſchwarzen Ohren ſind länger als der Kopf; die Hinterfüße haben die Länge des halben Körpers, und nicht nur unter den Fußſohlen, ſondern ſelbſt zum Theil im Munde, iſt er behaart. Die Oberlippe iſt geſpalten oder eingekerbt, und die, angeblich im Schlaf offenen Augen ſind ſehr hervorſtehend. Sein Knebelbart iſt ſehr ſtark.

Das Thier vermehrt ſich ſtark, ſonſt wäre es auch ſchon, bei ſo unaufhörlichen und ſo unverſtändigen Verfolgungen, längſt zu Grunde gegangen. Um Lichtmeſſen fängt es an zu rammeln, oder doch gegen den März hin; die Häſin geht einen Monat trächtig, und ſetzt drei bis vier Junge, die ſehend zur Welt kommen.

Die Unterſchiede: Berghaſen, Sumpfhaſen, Feldhaſen, Holzhaſen und Sandhaſen ſind blos Namensunterſchiede, die vom Orte des Aufenthalts hergenommen ſind.

Die größeſten Haſen ſind in den nördlichern gebirgigern Gegenden, und werden im Winter häufig ſchneeweiß. Schwarze Haſen ſind, wie Haſen mit Hörnern, eine Seltenheit. In Rußlands Gebieten giebt es auch kleine Haſen, etwa von der Größe einer Ratte, mit kurzen runden Ohren, und ohne Schwanz. Sie leben meiſtentheils unter der Erde.

Das Lebensalter dieſer Thiere dauert etwa an acht Jahre. Der Rammler, oder das Männchen, hält die Ohren beiſam-

men, und legt ſie über den Rücken, und hat einen dickern und wolligern Kopf und ſtärkern Bart, dahingegen der Setzhaſe, oder das Weibchen, die Ohren auseinanderſperrt, an den Seiten herabhangen läßt, und lichtere Farbe hat. Der Rammler, wenn er ſehr hitzig iſt, beißt wohl die jungen Haſen todt. Das Weibchen wirft dreimal im Jahre.

Man kennt die Nahrung des Haſen, der ein blos pflanzenfreſſendes Thier iſt; man weiß, wie ſchädlich er für Baumpflanzungen und Kohlgärten iſt. Peterſilie ſoll eine Lockſpeiſe für ihn ſeyn, womit man ihn ködern kann. Sie ſaufen nie — wahrſcheinlich entſchädigt ſie die ſaftige Nahrung.

Wie ſcheu und furchtſam, und wie behende und ſchnell der Haſe iſt, wie er, beſonders der längern Hinterläufte wegen, bergan höchſt geſchickt und hurtig läuft, wie er im Nothfall auch ſchwimmt, wie ungern er ſein Lager verläßt, das er ſich flach an der Erde macht, ſelbſt dann nicht, wenn er zwei Tage lang aus demſelben gejagt worden iſt, wie gern er mit ſeines Gleichen, namentlich im Mondenſchein, ſpielt, wie die Rammler um das Weibchen kämpfen, und dabei, wie im Spielen, auf dem Hintern ſitzen, indem ſie ſich mit den Vorderfüßen tüchtig um die Ohren ſchmeißen, und wie der Haſe vorzüglich nur zur Nachtzeit auf ſeine Aſung (Fraß) ausgeht, ſind meiſtentheils höchſt bekannte Dinge.

Weniger bekannt iſt, daß das ſcheue furchtſame Thier, wird es jung eingefangen, ſich dennoch zähmen läßt, zuweilen ſeinem Herrn wie ein Hund gefolgt, ja ſogar ſo weit abgerichtet worden iſt, daß es, da es doch, bei ſo feinem Gehör, vor dem leiſeſten Geräuſch zuſammenfährt, die Trommel mit den Vorderläuften ſchlagen gelernt hat.

Nie hört man leicht von den Haſen einen Laut, außer etwa dann, wenn ſie der Hund packt, wo ſie ein Meckern oder Mauzen oder Quäken von ſich hören laſſen.

Die Nutzbarkeit des Fleiſches und Felles des Haſen iſt unnoth hier zu beſchreiben. Aus den Haaren des letztern werden ſehr feine Hüte gemacht, die auch wohl für Kaſtorhüte vielfältig verkauft worden ſind.

In Schottland und Lappland ſollen ſich Haſen finden, die im Winter weiß und gegen den April wieder grau werden, und zwar, was eben das Bemerkenswerthe iſt, ſelbſt ſogar in geheitzten Stuben, und ſich nie mit andern Haſen begatten. Man findet ſie in Schaaren von 4 – 600 beiſammen.

Der Alphaſe in der Schweiz, im Salzburgiſchen und in den Angrenzungen wird gegen den Winter immer hellfarbiger; Ende Novembers, mit Ausnahme der ſchwarzen Ohrſpitzen, ganz weiß, und gegen den März immer wieder dunkler und grauer. In Lappland ſoll er zehn Monate weiß ſeyn. Dieſer Haſe kann tagelang unter dem Schnee verweilen, wenn er von einem Geſtöber überfallen wird.

Zieht man einem Haſen die Ohren auseinander, und das Fell giebt nicht nach, ſo iſt er alt.

Das Kaninchen.

Wiewohl ſo höchſt nahe mit dem Haſen, dem ganzen Baue und den Nahrungsmitteln nach, verwandt, belaufen ſich doch beide Thiere niemals miteinander, und ob man auch wohl einen Rammler mit einem Kaninchenweibe zuſammengeſperrt hat, und der erſtere zur Zeit des Hitzigwerdens das Weibchen beſprang, und eine wirkliche Begattung von ſeiner Seite vorgegangen zu ſeyn ſchien, hat man doch nie einen Baſtard von beiden Thieren erlangen können.

Es weiß Jedermann, welch ein guter Gräber und Minirer das Kaninchen iſt, und wie es ganze Hügel unterwühlt — eine Kunſt, die dem Haſen ganz fremd iſt. Das wilde Kaninchen arbeitet mit ſeinen tüchtigen Nägeln verſchiedene Röhren

zu ſeinem Baue, deren eine ſehr enge zur Hauptkammer führt. Wie viel Verſchiedenheit bei ſo viel Aehnlichkeit.

Nur in den gemäßigtern und wärmern Ländern Europa's ſind ſie zu Hauſe, es kommen jedoch in den ſchon überaus kalten Ländern Nordamerika's, wiewohl nicht in den allerkälteſten, noch Kaninchen vor. Die Verbreitung dieſer Thierart ſcheint mit der Verbreitung des Haſen völlig einerlei.

Die wilden Kaninchen ſind und bleiben ſich in ihrer Farbe gleich — ſie ſind alle grau, dahingegen man von den zahmen weiße, ſchwarzblaue, bunte u. ſ. w. findet.

Das Kaninchen iſt noch fruchtbarer als der Haſe, und das Weibchen kann jährlich wohl ſieben ja gar achtmal trächtig werden, und wirft jedesmal 6 bis 8 Junge, die nicht wie die Haſen ſehend zur Welt kommen, ſondern 9 Tage blind ſind. *) Die Mutter liebt ihre Jungen ſehr zärtlich, und rupfet ſich auch wohl Haare aus, um ihnen ein weiches Lager zu bereiten, dagegen der Rammler, wenn er hitzig wird, ſeine Jungen zuweilen auch tödtet und auffrißt, wie der Haſe. Wie hitzig er aber werden kann, erhellt daraus, daß ein Beobachter ihn 6 mal in einer Stunde das Weibchen beſpringen ſahe.

Auch darin iſt das Kaninchen von dem Haſen ſehr verſchieden, daß es in größern Geſellſchaften beiſammen lebt, und vor Anfällen in ſeinem Bau viel beſſer geſchützt iſt. Bei Gefahren ſchlägt es die Erde mit den Hinterfüßen, und bringt dadurch einen weit hörbaren Ton hervor.

Die Schädlichkeit dieſer blos pflanzenfreſſenden Thiere beſteht beſonders im Benagen und Beſchälen der Bäume. — Das Hauskaninchen wird auch dadurch nachtheilig, daß es Wohnun-

*) Ihre Vermehrung iſt ſo unglaublich, daß von Einem auf eine Inſel ausgeſetzten Paare in Einem Jahre 6000 Stück Nachzucht geſchätzt wurde. In vier Jahren ſoll, aber freilich mit Abrechnung aller widerwärtigen Zufälle, ſich ein Einziges Paar bis zu 1,270,840 Sück vermehren können. — Angaben, die wir nicht verbürgen!

gen und Ställe unterminirt. Man läßt daher ihre Ställe pflaſtern, und bedeckt dieſes Pflaſter mit einigen Fuß hoch feſt geſtampfter Erde, wo ſie denn ihren angebornen Trieb doch einigermaßen befriedigen können. — Auch legt man ihnen ausgehölte Baumſtämme, oder Röhren hin, damit ſie hineinſchlüpfen können. — Sind ſie nicht recht gut verwahrt, ſo ſterben ſie häufig im Winter.

Ob bei einer großen Kaninchenzucht viel Gewinn ſey, mögen diejenigen beſtimmen, die ſich mit derſelben abgeben. Schwerlich wird er groß ſeyn. Das Fell iſt wohl, nebſt den Haaren, die zu Hüten verarbeitet werden, das Beſte am Thiere, aber ſein, ſelbſt beim wilden Kaninchen noch, allzuweichliches und faſt widriges Fleiſch findet bei uns eben ſo wenig Liebhaber, als das Fleiſch der Froſchkeulen. Doch die Kochkunſt kann durch ihre Zubereitungen auch Vieles verbeſſern, und obwohl die allzugroße Vermehrung dieſer Thiere ſo ſehr ſchädlich zu ſeyn ſcheint, könnte dieſelbe doch, namentlich in den Zeiten des Mangels, ſehr nützlich werden, indem ein Bock, dem man drei Weibchen zugeſellt, in Einem Jahre eine Nachkommenſchaft von zweihundert Jungen hervorbringen kann, da die Jungen ſelbſt wieder im fünften Monat zur Fortpflanzung tüchtig ſind *). (S. vorher)

Das väterliche Anſehen ſcheint bei dem Kaninchen viel zu gelten. Büffon ſagt, er ſchlöſſe das aus der großen Ehrerbietung, womit die ganze Familie dem Stammvater begegnete, den er ſehr leicht erkannte, da es das einzige Männchen war, welches eine weiße Farbe hatte. Die, welche ſeine Söhne waren, blieben ihm auch dann noch immer unterworfen, wenn

*) In Frankreich hatten ſich einmal dieſe Thiere unglaublich vermehrt. Man fand, nach angeſtellten Berechnungen, daß Ein Kaninchen, etwa 12 Sous (über 3 Groſchen) werth, durch Aeſung und Wühlen über einen Louisd'or Schaden anrichtete. Etwas übertrieben mag dieſe Rechnung doch wohl geweſen ſeyn.

ſie ſelbſt Väter geworden waren. Schlugen ſie ſich, ſey es der Weibchen, oder der Nahrung wegen, ſo lief der Urahnherr, ſobald er es bemerkte, aus aller Macht herbei, und jeder kehrte zur Ordnung zurück; traf er ſie aber auf friſcher That, ſo brachte er ſie nicht nur auseinander, ſondern ſtrafte ſie auch. Dieſe Thiere Büffons waren ſämmtlich dazu gewöhnt, auf einen Pfiff zurückzukehren. Gab man dieſes Zeichen, ſo ſetzte ſich, wie weit ſie auch entfernt ſeyn mochten, der Urgroßvater ſogleich an die Spitze des Haufens, und obwohl er zuerſt ankam, ſo ließ er ſie doch alsdann erſt alle bei ſich vorbeigehen, und kehrte zuletzt an ſeinen Platz und Ort zurück. Nur in Gefahr laſſen ſie eine hellkreiſchende Stimme hören. Sie ſollen 10 Jahr alt werden.

Das angoriſche Kaninchen,

bei uns unter dem Namen Seidenhaſe bekannt, iſt unſerm Kaninchen ganz gleich, nur iſt es etwas größer, und durch ein längeres und ſehr weiches Haar (das es mit den Katzen und Ziegen in Angora gemein hat) von demſelben ſattſam kenntlich unterſchieden.

Weil man großen Gewinn von dieſer Kaninchenart erwartete, fing man an, ſie zuerſt in England heimiſch zu machen, und in Deutſchland, wo man in allem Nachahmen beſonders ſtark iſt, folgte man ſogleich nach, und machte ein großes Lärmgeſchrei über den bedeutenden Gewinn und über den vielfältigen Gebrauch dieſer Thiere; und wer denn noch ein ökonomiſches Gewiſſen hatte, der mußte nothwendig, um des Gewiſſens oder um der Ehre willen, Lapins, d. i. Seidenhaſen halten. Es geht uns Deutſchen aber ſo, daß wir gar hitzig anfangen, und gar bald erkalten; daher denn auch der große Eifer in der Zucht dieſer Thiere ſo ziemlich verraucht iſt. Es waren Fabriken davon im Gange, deren Zeuge ihrer Leichtigkeit und ihrer Geſund-

heit wegen ſehr gerühmt wurden, nicht aber ihrer Wohlfeilheit wegen — (eine Elle von ¾ breit 4 Thaler). — Die Fabriken mögen noch ſeyn, aber das große Lärmſchlagen hat aufgehört.

In der Art der Ernährung ſind dieſe Thiere unſern Kaninchen ganz gleich, und werden auch, in Anſehung der Stallung, eben ſo gehalten, wie dieſe. Man kämmt ſie monatlich zweimal — Manche haben die Gewohnheit ſie dreimal zu kämmen, in der Meinung, mehreres Haar zu erhalten — und erhält von einem Bock des Monats etwa drei Loth, und von einem Weibchen etwa zwei Loth Haare. Das Pfund ſolcher Haare galt an 4 Thaler. Man ſpann dieſelben und ſtrickte Strümpfe und Weſten und Handſchuhe, verfertigte Hüte und webte Kleider daraus.

Ob die feinen herumfliegenden Haare Lungen- und Augenentzündungen, und wohl gar Schwindſucht verurſachen? ſteht dahin, eben ſowohl als das, ob wir nicht mit der Zucht dieſer Thiere, die zu eifrig angefangen wurde, nicht zu ſehr früh, wenn auch nicht aufgehört, doch nachgelaſſen haben.

22. Der Jerboa oder Springhaſe, Erdhaſe *)

ſind blos nur Namensvettern der Haſen, keineswegs aber mit ihnen verwandt. Sie machen ein ganz eigenes Geſchlecht, doch ſind ſie wieder unſern Haſen nicht ſo gar unähnlich, daß ſich der Name nicht rechtfertigen ließe; denn ihre Hinterfüße ſind ebenfalls länger, aber freilich ganz ungewöhnlich lang, und die Vorderfüße ganz ungewöhnlich kurz. Daher gehen und laufen ſie nicht, ſondern ſie ſpringen, indem ſie den ſehr langen, dünnbehaarten, und am Ende mit einer Haarquaſte verſehenen Schwanz, der länger iſt, als der ganze Körper, und den ſie ganz ſteif machen können, als einen dritten Hinterfuß benutzen, ſich damit

*) Es iſt ein Thiergeſchlecht, das in der That mit den Mäuſen am nächſten verwandt iſt (Mus jaculus).

auf die Erde aufſtemmen, und mittelſt deſſelben, wie mit einer Springſtange, in großen Sätzen fortſpringen. Der größte Theil des Schwanzes iſt kahl, und nur am Ende deſſelben befindet ſich ein Büſchel Haare. — Dieſe Thiere graben ſich, wie die Kaninchen, Höhlen unter der Erde von 6 Fuß tief, und ſind, wie die Haſen, vorzüglich nur des Nachts munter und thätig, da ſie hingegen am Tage ruhen. Man will vier Arten dieſes Thieres angeben.

Der eigentlich ſogenannte Jerboa (Dipus jaculus), an Größe etwa den Ratten gleich (der Leib 8 Zoll, der Schwanz 10 Zoll lang, und die Zähne wie bei den übrigen Nagethieren), hat beſonders in Arabien und Aegypten, in Sibirien, der Mongolei, und auch wohl in Perſien und Hindoſtan ſeinen Aufenthalt, und lebt dort heerdenweiſe in den langen Höhlen, die er ſich gräbt. Dieſe Thiere ſpringen ſo gewaltig, daß ſie kein Pferd einholt; die flüchtigſten Koſakenpferde erreichten ſie auf den Kirgiſenſteppen nicht. Kaum hat das Thier im Sprung die Erde erreicht, ſo ſieht man es ſchon wieder in der Luft, bis es ſich zuletzt in ſeine Höhle rettet. In jedem Satz legt es anderthalb Faden zurück. Das hilft freilich ſchon fort, wenn man bis 9 Fuß auf einmal ſich fortſchwingt. Auch ungejagt tanzen ſie gleichſam auf den Hinterfüßen fort, indeſſen die Vorderfüße die Erde kaum berühren. Mit den Vorderfüßen bringen ſie das Futter zum Maule, ſchöpfen Waſſer und graben ſich Höhlen damit. So lang der ganze Körper mit Inbegriff des Kopfes iſt, ſo lang iſt das Hinterbein allein, und Schienbein und Fuß ſind beſonders ſehr groß. Es hat haſenähnliche ſehr lange Ohren.

Eine kleinere Art dieſer Thiere, der Pfeilſpringer (Dipus sagitta), findet ſich, wie die vorige, ebenfalls in der Kirgiſenſteppe, lebt gleichfalls von Wurzeln und Gras, und ſtapelt kleine Haufen von dieſem Futter vorſorglich vor ſeinen Höhlen auf. Man zähmt dieſes Thier ſehr leicht, und es erhält ſich auch leicht, denn man hat einige derſelben in Petersburg ge-

habt, obſchon ſie gegen die Kälte ſehr empfindlich ſeyn ſollen.

Die Vorderfüße bei allen dieſen Thieren haben vier Zehen mit einem Daumennagel, die Hinterfüße ſind dreizehig.

Anmerk. Den Känguruh (Kanguro) ſiehe bei den Beutelthieren, obwohl er auch von Einigen, des äußerlichen Baues wegen, hieher gerechnet worden iſt.

23. Die Schweine (Babyruſſa (afrikaniſches Schwein, Engallo) Biſamſchwein).

Die Schweine gehören zu unſern allernützlichſten Hausthieren, da ſie, werden ſie nur gut abgewartet, und wechſelt man nur mit dem Futter gehörig, bei ſehr geringer Koſt recht gut gedeihen, und ein ſo nutzbares Fleiſch geben, das zudem noch allgemein beliebt iſt. Wie ſehr es für den Menſchen zur Erhaltung deſſelben beſtimmt iſt, läßt ſich ohngefähr daraus vermuthen, daß es nicht nur ſo nahrhafte und beliebte Koſt gibt, ſondern auch faſt überall, nur mit Ausnahme der kälteſten Gegenden, verbreitet iſt, und daß ſelbſt das wilde Schwein, jung eingefangen und gewöhnt, leicht ein Hausthier wird, ſo wie freilich dagegen das zahme Hausſchwein, ſetzt man es in Wälder aus, wo es hinreichende Nahrung hat, in kurzer Zeit wieder zu ſeinem wilden urſprünglichen Stamm aus- oder vielmehr einſchlägt.

Das wilde Schwein macht, der Farbe wegen, das Schwarzwild (wie Hirſch und auch Reh das Rothwild machen).

In der obern Kinnlade ſtehen vier, und in der untern ſechs Vorderzähne. *) Zwei Hauzähne inſonderheit treten aus der Un-

*) Zu bemerken, daß, namentlich beim Schweine, die Zahl der Zähne ſehr veränderlich iſt, wiewohl auch bei andern Thieren, eben ſo wenig als bei dem Menſchen, darin eine unabänderliche Beſtimmung Statt hat.

terkinnlade des Männchens hervor, die bei den zahmen kürzer ſind, und beſorglichen Schadens wegen gewöhnlich ausgebrochen werden. Die afrikaniſchen Schweine (ſ. nachher) haben auch in der obern Kinnlade zwei tüchtige Hauer, die 9 Zoll lang, und an der Wurzel fünf Zoll dick ſeyn ſollen — ſage ſollen. Bei unſern Schweinen werden dieſe Eckzähne nicht groß. Man zählt bei ihnen 42 bis 44 Zähne.

Das Männchen des wilden Schweins heißt Keuler, das Weibchen Bache und das Junge im erſten Jahre Friſchling. Die Friſchlinge begleiten die Mutter bis ins dritte Jahr.

Das wilde Schwein iſt ſehr kühn und ſtark, und nimmt keinen Anſtand, ſich gegen Panther und Leoparden zur Wehre zu ſetzen, und oft nicht ohne Vortheil. Es lebt in Geſellſchaften, und eins ſteht dem andern, auf ein Nothgeſchrei, aus allen Kräften bei, wie wir das auch bei unſern Hausſchweinen leicht abnehmen können. So viel Speck (Feiſt), als das zahme Schwein, ſetzt es niemals an, denn dieſes iſt nach der Maſt ordentlich mit einer Schicht Fett umhüllt, welches nicht leicht bei einem andern Thiere der Fall iſt, und dieſe Schicht iſt oft ſo groß, daß die Ratten zuweilen handgroße Löcher ins Fett hineinfreſſen, ohne daß das Schwein davon etwas mehr als ein angenehmes Jücken empfindet.

Die Gefräßigkeit des Thieres, welches das Widrigſte aus Thier- und Pflanzenreich aufwühlt und zu ſich nimmt, iſt bekannt. Sein Rüſſel, recht gemacht zum Aufwühlen der Erde, holt nicht nur Wurzeln und Früchte und die unter dem Laube verdeckten Eicheln, ſondern ſelbſt mancherlei Würmer z. B. Engerlinge (die Larven des Maikäfers) hervor, *) und wird dadurch ſehr

*) Die ſogenannte Erdmaſt beſteht in eigenen grauen, unter dem Laube liegenden, halb Zoll langen Würmern, die in Klumpen, oft ſo groß wie ein Hutkopf, beiſammen liegen, und durch einen klebrigen Schleim zuſammenhangen. Es werden große glänzend ſchwarze Fliegen daraus.

nützlich, um ſo mehr, da ihre Rüſſelnaſe der Sitz eines ſo feinen Geruchs iſt, daß ſie, was eine Elle tief unter der Erde verborgen iſt, z. B. die bekannten Erdnüßchen (Lathyrus tuberosus und Cyprus esculentus), wittern, und bei der Gelegenheit manche Larve von Inſekten mit auffinden und verzehren. Daß ſie ſelbſt Kinder angefreſſen haben, davon hat man mehrere traurige Beiſpiele, und man hat eben deswegen angerathen, ſie ja nicht dadurch ans Fleiſchfreſſen zu gewöhnen, daß man ihnen etwa Abgänge vom Fleiſch vorwirft. Sie ſind große Schlangenfreſſer, und ſcheuen ſelbſt die gefährliche Klapperſchlange nicht. Auf einer Inſel im See Champlain in Nordamerika, auf welche ſich vieler Klapperſchlangen wegen Niemand wagen durfte, hatten ſich an eben dieſen Thieren mehrere Schweine ſpeckfett gefreſſen, und dieſelben faſt gänzlich vertilgt.

Die Vermehrung des Schweines iſt ſehr groß; der Eber iſt ſchon im zweiten Jahre ausgewachſen, und zur Fortzucht tauglich, und die Mutterſau wirft zuweilen in Einem Jahre zweimal, nachdem ſie vier Monat trächtig geweſen iſt, und mitunter zehn bis 12 Junge.

Was wäre der Chineſe ohne das Schwein, da das Fleiſch dieſes Thieres eine ſeiner erſten Hauptnahrungen iſt? Er erzieht eine kurzbeinige Race deſſelben — die ſiamiſche — die in China ſehr gut fortkommt. Die Saumütter werfen ſchon im erſten Jahre, und bringen nach dem dritten oder vierten Wurfe gewöhnlich 17 bis 18 Ferkel, wovon ſehr ſelten eins umkommt. Viele der Familien, die in dieſem Lande faſt blos auf dem Waſſer in ihren Fahrzeugen (Junken) leben, ziehen viele Schweine auf, die meiſtentheils mit Fiſchen genährt und gemäſtet werden und davon einen ſehr thranigen Geſchmack annehmen.

So ſehr unreinlich das Thier iſt, ſo gut bekommt ihm doch die Reinlichkeit, bei der es viel beſſer gedeiht, daher man ſeine Ställe nicht nur warm, ſondern auch reinlich halten muß, und daher auch in Gegenden, wo wegen großer Brennereien auch

große Schweinemaſt iſt, man die Schweine faſt täglich zum Baden austreibt. Auch die Ordnung und Sorgfalt in der Fütterung deſſelben, iſt keineswegs gleichgültig. Vernachläßigte Abwartung erzeugt mancherlei Krankheiten, und unter andern die ſogenannten Finnen — von dem gemeinen Mann in einigen Gegenden Franzoſen genannt, die in der That nur eine Art Blaſenwurm ſind, bei welchen aber das Fleiſch ganz unſchädlich bleibt.

Wie weit man es mit der Maſtung dieſer Thiere treiben könne? Man hat Schweine von acht ja neunhundert Pfund gehabt, und in Weſtphalen will man ſogar einmal eins von tauſend Pfund gehabt haben. Doch das ſind Außerordentlichkeiten, aus welchen ſich für das Gewöhnliche nichts ſchließen läßt. *)

Daß man den Schweinen die Haut abziehen und gerben möchte, ließe ſich wohl hören. Welche tüchtige Bücherbände ſind die alten Bände in Schweinsleder, mit den darauf eingeprägten zum Theil bewundernswerthen Figuren. Aber daß man dagegen die Schweineſchinken in Leinwand einſchlagen und dann räuchern ſoll, läßt ſich wohl nicht gut hören. Es iſt wohl beſſer, auf dieſe Art und Benutzung Verzicht zu thun. — Das geräucherte Fleiſch des Thieres giebt zu einem vielfältigen Handel die Waare. Geräucherte Schinken gingen ſonſt ſelbſt bis Batavia, wo zuweilen ein einziger mit 20 Thalern bezahlt wurde. Die hochgeprieſenen Braunſchweiger und Göttinger Mettwürſte ſind gewiß dieſen Städten nicht ſo allein eigen, daß ſie nicht auch an andern Orten eben ſowohl verfertigt werden könnten. Die längern Rückenhaare werden zu Bürſten gebraucht, die Fangzähne zum Glätten, und die Häute der wilden Schweine zum Beſchlagen von Koffern, und Abtretern vor Stuben.

Zähmen läßt ſich ſelbſt das wilde Schwein, wie geſagt iſt, ſehr leicht; aber mit dem Abrichten derſelben zu Künſten hat ſich

*) Von wilden Schweinen hat man auch ſchon 600pfündige gehabt. Ein ſolches zu Urach erlegtes war 5 F. hoch, 7 F. lang.

wohl kaum Jemand die Mühe gegeben. Doch ſollen auf der Inſel Minorka (bei Spanien) unſere Hausſchweine nützliche Zugthiere ſeyn, und man kann mit Vortheil mit denſelben im Pfluge arbeiten. — Daß man ſie anderer Orten zum Aufſuchen der Trüffeln angewendet hat, dazu wird es wohl keiner großen Mühe und Kunſt bedurft haben. Man braucht dabei nur die Natur des Schweins zu benutzen. Aber merkwürdig iſt Folgendes.

Um einen höchſt ſchwermüthigen und trübſinnigen König von Frankreich aufzuheitern, waren ſchon alle Mittel vergebens verſucht, Spiele, Schauſpiele, Bälle und Feſte, Tanz und Muſik. Da fiel der Kopf eines hochwitzigen Abbé's auf den hohen Gedanken, Schweine zur Erheiterung Seiner königlichen Majeſtät abzurichten; — und ſie wurden abgerichtet. Sie lernten tanzen — man kann leicht denken, wie geſchickt dieſer Tanz war, da das Thier zur aufrechten Stellung durchaus keine Anlage hat! — Er hatte ſie in betreßte Röcke geſteckt, und mit Hüten, Beinkleidern und Schärpen ausſtaffirt, ja ſelbſt der Degen an der Seite fehlte nicht. So wurden ſie dem Könige vorgeführt, und tanzten nach Kommando, machten dem Könige Verneigungen, und ſchienen zum Director der edeln Kompanie eine Vorliebe zu äußern. Natürlich, daß eins ums andere, da es ſich nur Augenblicke aufrecht erhalten konnte, wieder auf die Vorderpfoten niederfiel, worauf denn alle zu grunzen anfingen. Der König lächelte doch!

Der Babyruſſa

oder Hirſcheber, in Oſtindien und auf den Oſtindien benachbarten Inſeln zu Hauſe, hat mancherlei Eigenes, wodurch er ſich ſattſam von unſerm gewöhnlichen Schweine unterſcheidet, zu deſſen Geſchlecht man ihn rechnet. Er iſt dem Kopfe, dem ganzen Bau, dem Schwanz u. ſ. w. nach, ganz anders als un-

ſer Schwein. Es wird ſo groß, als ein Hirſch, und hat ſehr hohe Beine, kürzern Rüſſel, als unſer Schwein, kurzes und weiches Haar, und ſein Schwanz endigt ſich in einen Büſchel ſolcher Haare. Dieſes Haar iſt grau, mit etwas untermiſchtem Roth und Schwarz. Es iſt nicht ſo plump als das eigentliche Schwein, hat kürzere Ohren, und vor allen Dingen ſind die vier Hauer, oder verlängerten Hundszähne, merkwürdig, die ſo weiß wie Elfenbein ſind. Die größern gehen aus der obern Kinnlade hervor, und krümmen ſich bis über die Augen hinüber.

So furchtbar das Thier mit dieſen ungewöhnlichen Zähnen ausſieht, ſo wenig iſt es eigentlich zu fürchten, wie das bei den meiſten Säugthieren der Fall iſt, die geſellig in Heerden beiſammen leben — denn in ſolchen lebt es.

Die Babyruſſa's haben eine ſtark riechende Ausdünſtung, daher die Hunde ſie leicht verfolgen können, aber ſie vertheidigen ſich tapfer mit den Unterhauern. Daß ſie mit den Oberhauern nicht viel werden ausrichten können, erſieht ſich leicht aus Form und Bau derſelben. Aber ihre feine Haut widerſteht den Hunden nicht ſo gut, als die Haut unſerer Schweine.

Das Thier wird leicht zahm, und nährt ſich blos von Kräutern und Baumblättern, indeſſen das eigentliche Schwein in den nämlichen Gegenden von Früchten und Wurzeln lebt, und die Pflanzungen verwüſtet, welches alles beym Babyruſſa der Fall nicht iſt, der ſich auch nie mit unſerm Schweine vermiſcht.

Auf Sumatra wenigſtens ſtellt das Thier zu gewiſſen Zeiten Wanderungen an, und ſchwimmt ſelbſt über den größeſten Fluß dieſer Inſel mit großer Leichtigkeit, wobei die Männchen den Vortrab machen. Die nachfolgende Reihe legt immer die Schnauze auf den Rücken der voranſchwimmenden.

Ob das afrikaniſche Schwein, das ſich durch ſeinen ungeheuer breiten Kopf auszeichnet, nicht am Ende nur eine Varietät des Babyruſſa iſt, bleibt hier ununterſucht. Nach der Beſchreibung des Herrn von Büffon weicht es ſattſam von demſelben ab.

Es wohnt unter der Erde, hat auch vier Hauer, die aber viel gerader ſind, als beim vorigen Thiere. Die in der obern Kinnlade haben faſt 7 Zoll Länge, und der Gebrauch derſelben iſt nicht nur, ſich zu vertheidigen, ſondern auch die Erde aufzuwühlen. Das Thier ſcheint, aus der Entfernung betrachtet, vier Ohren zu haben, — die Folge von den unter den Augen liegenden Auswüchſen.

Man hat zwei ſolcher Thiere vom Vorgebirge der guten Hoffnung nach Holland geſchickt. Das Eine wird als ſehr ſanft und zahm beſchrieben, — es war aber ganz jung gefangen, — aber es hatte nicht nur gegen Fremde, ſondern ſelbſt gegen Bekannte ſeine Mucken, und verwundete ſeinen Wärter, da es in übler Laune war, ſo tief in den Schenkel, daß der Mann daran ſtarb. Man mußte es eng einſperren. Nach einem Jahre ſtarb es. Ein ſehr Junges kam an die Stelle deſſelben, welches äußerſt vergnügt war, wenn es herausgelaſſen wurde, und dann hüpfte und ſprang und ſeinen Schwanz hoch in die Höhe hielt. Das Thier war ſehr behend.

Es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß das äthiopiſche Schwein, oder der Engallo, welches als ein zwar plumpes aber doch ſchnelles Thier, mit furchtbaren Hauzähnen, von großer Wildheit, und ebenfalls als unter der Erde wohnend, beſchrieben wird, mit dem vorigen, wo nicht einerlei Thier, doch höchſt nahe verwandt iſt.

Das Biſamſchwein

oder Tajaſſu, oder Pecari, hat noch eine Menge anderer Namen, deren Aufzählung hier ſehr unnütz wäre.

Es lebt im mittägigen Amerika in großer Menge heerdenweiſe und zu Hunderten beiſammen, iſt kleiner und mit kleinern Hauern verſehen, als unſer Schwein, begattet ſich aber mit dem gewöhnlichen Schweine niemals; hat keinen Schwanz, kurze Beine, und auf dem Rücken (Männchen ſowohl als Weibchen) einen Drüſenſack von etwa 1 Zoll Tiefe, zu welcher eine Spalte, von etwa 3 Linien lang, führt, und aus welchem ein widrig riechender Saft reichlich hervordringt. Kein bekanntes Thier hat an dieſem Theil des Körpers einen Sack — die übrigen haben ihn am After oder unter dem Bauche. Seine Borſten ſind viel ſteifer, als bei unſern hieſigen Schweinen.

Das Thier iſt kleiner, und wird zahmer als unſer Schwein, mit welchem es die Nahrungsmittel gemein hat. Die gezähmten Jungen laufen frei umher, und entfernen ſich nicht. — Gleich nachdem es erlegt iſt, muß man jenen Drüſenſack ausſchneiden, ſonſt bekommt das Fleiſch einen höchſt widrigen Geſchmack. Sie ſtehen einander bei, umringen nicht ſelten Hunde und Jäger, und verwunden dieſelben. Ueberhaupt darf man auch im gezähmten Zuſtande das Thier nicht reizen.

Sie lieben die höher liegenden Gegenden, wo ſie ſich in den Wäldern aufhalten und nicht nur Wurzeln und Baumfrüchte, ſondern auch Schlangen, Eidechſen und Kröten freſſen, und wälzen ſich keineswegs in Moräſten um, wie unſer Hausſchwein.

24. Ratten und Mäuſe.

Dieſes Geſchlecht von Thieren, die großentheils ſehr bekannt ſind, iſt zahlreich in ſeinen Arten (Varietäten), und dieſe ſind wieder verderblich zahlreich in ihren einzelnen Individuen. Es ſind Nagethiere, die in der obern und untern Kinnlade in jeder zwei Vorderzähne haben von einer keilförmigen Schärfe, wogegen die drei Backzähne an jeder Seite ſtumpf ſind. Die

Vorderfüße ſind vierzehig, neben welchen aber noch ein Knoten ſtatt des Daumens ſitzt, woran bei den Ratten ſich eine kleine glatte Kralle findet. Die Hinterfüße ſind fünfzehig. Der dünnbehaarte Schwanz iſt ſchuppig, bei einigen Arten ſehr lang, bei andern kurz, und wieder andern fehlt er ganz. Die meiſten wohnen unter der Erde, und mehrere nahe am Waſſer. Im Klettern und Springen ſind ſie geſchickt, und einige ſchwimmen ſogar vortrefflich. Ihre Nahrung iſt ſowohl vegetabiliſch als animaliſch. Die Vermehrung dieſes Thiergeſchlechts iſt zwar bei allen Arten ganz unglaublich groß, am größeſten jedoch bei den Ratten, die überdies noch am weiteſten verbreitet ſind. Nur in den kälteſten Gegenden trifft man dieſe hieher gehörigen Thiere nicht.

Die Ratte (Hausratte)

iſt uns ſattſam bekannt mit ihrem langen Kopfe und ſpitzer Schnauze, mit ihren Barthaaren, die der Länge des Kopfes gleich kommen, und mit einem Schwanze, der faſt länger iſt, als der Leib, und 250 Schuppenringe hat.

Die Hausratte, die ſonſt in vielen Ländern ein völlig unbekanntes Thier war, iſt jetzt faſt überall bekannt, denn ſie iſt überall dem Menſchen nachgezogen; ſie hat ſich ſelbſt auf ſeinen Schiffen ſo ſehr heimiſch gemacht, daß man ſich oft vor ihnen nicht zu retten weiß. Auf einem einzigen Schiffe wurden in kurzer Zeit von den Ratten hundert Pfund Schiffszwieback verzehrt. Von den Schiffen ſind ſie ans Land geſchwommen, und daher trifft man ſie auch auf einigen ganz unbewohnten Inſeln in großer Menge an; ja ſelbſt in Bergſchachten ſind ſie dem Menſchen nachgezogen.

Sie hecken des Jahres mehr als einmal, und wahrſcheinlich wohl viermal, und bringen auf jeden Wurf bis 6 Junge, die an 10 Saugwarzen ſaugen. Sie ſollen an acht Jahr alt werden.

Von der jungen Brut, die blind zur Welt kommt, mag wohl nicht viel umkommen, wodurch denn ihre Vermehrung höchſt furchtbar wird. Auf einer einzigen Zuckerpflanzung in Jama fing man binnen einem halben Jahre 40,000 Ratten. Wie viele mag man überhaupt gefangen haben! Und auf der kleinen Inſel Procida im Königreiche Neapel hatten, vor nicht langer Zeit, die Ratten eine wahre Hungersnoth hervorgebracht, indem ſie alle Vorräthe verzehrt hatten, und gingen nicht nur Leichen, ſondern ſelbſt Kinder an. Die damalige Majeſtät von Neapel geruheten nämlich, die Jagd und Jagdthiere allzu ſehr zu lieben, und da auf Procida viele ſchöne Faſanen waren, ward den Einwohnern das Halten der Katzen verboten, und ſo vermehrten ſich denn die Ratten ins Ungeheure. Da ſie aber auch dem Könige ans Herz griffen, indem ſie die Faſanen ſelbſt angriffen, ſo wurde das Halten der Katzen wieder erlaubt.

Ihre Gefräßigkeit iſt entſetzlich. Nicht junge Haſen und Kaninchen, nicht junge Hühner, Gänſe und Enten bleiben von ihnen verſchont. Sie zernagen Kleider, Holzgeräth, und durchbrechen nicht nur Holzwände und Erdwände mit ihren ſcharfen Zähnen, ſondern ſelbſt Steinmauern. Alles iſt ihnen zur Nahrung recht, und im höchſten Nothfall beſuchen ſie ſogar die Abtritte, ja in der allerhöchſten Hungersnoth fallen ſie ſich untereinander ſelbſt an, und freſſen ſich auf. Durch eine weiſe Veranſtaltung der Natur vertilgen ſie ſich alſo ſelbſt, welches wohl beſſere Wirkung haben mag, als alle unſere hochgeprieſenen Mittel gegen Ratten. Zugleich zwingt ſie auch, ohne Zweifel, der Fall des äußerſten Hungers zum Auswandern, welches ohnedies, und vielleicht eben darum, in der Natur dieſer Thiere liegt.

Es ſind boshafte, dreiſte, kühne Beſtien; vielleicht aber auch nur aus Hunger, denn ſelbſt der Löwe iſt ja friedlich, wenn er hinreichend geſättigt iſt. Die Katzen, welche mit ihnen fertig werden wollen, müſſen beſonders tüchtig ſeyn, und den Biß ins

Genick wohl verſtehen. Die Ratten widerſetzen ſich nicht nur ihnen, ſondern ſpringen auch auf die Menſchen ſelbſt los, wie ich denn davon im eignen Hauſe Erfahrungen gehabt habe. Ich war in ein Haus gezogen, wo ſeit mehreren Wochen die häufig vorhandenen Ratten nichts zu leben gehabt hatten. Ich brachte auch nur wenig Lebensmittel mit, die für mich, der ich mit einer alten Köchin ganz allein war, hinreichten, die aber im guten Verſchluß waren. Wurde nun Mittags für mich das ſchmale Mahl in der Küche zubereitet, ſo verſammelten ſich die Ratten, ſprangen auf den Küchenheerd, ſtellten ſich nach der Reihe auf, ſahen mit großen Augen nach der Suppe, oder nach dem Stückchen Fleiſch, und wenn die alte Köchin ein Holzſtück nahm, um die Lauernden zu verjagen, ſetzten ſie ſich mit grimmiger Gebehrde zur Wehre, und einige waren auf ſie losgeſprungen. Sie verlohr den Muth, mit dieſen Thieren es aufzunehmen. Aber freilich der Hunger macht eben ſowohl wüthend, als er zahm macht. — Auch der Durſt quält ſie in heiſſen Sommern ſo ſehr, daß ſie zuweilen heerdenweiſe nach dem Waſſer ziehn. Eben aus Durſt benagen ſie gern feuchte Körper *).

Sie ſchleppen zuweilen Knochen fort, die für ihre eigene Größe zu groß ſind. Da ſie dieſelben nicht allemal in ihre Höhlen bringen können, ſo laſſen ſie ſie fallen, welches denn zu mancherlei Lärm die Veranlaſſung gibt. Auch ihr Pruhſten und Schnarchen, und ihr gewaltiges Springen klinget zur Nachtzeit wunderbar und grauſend, und beim Nachſuchen am Tage findet man meiſtens die wohlverſteckten Thiere nicht.

Die Katzen, ſind ſie ſonſt gut genährt, freſſen nicht leicht die Ratten, wie ich aus mehrern Erfahrungen weiß, ſondern ſau-

*) Deshalb ſind ſie, wie auch die Mäuſe, den Bibliotheken ſehr nachtheilig. Man verhütet aber vielen Schaden, wenn man ihnen Näpfe mit Waſſer hinſetzt. Ja die Miſchung des Waſſers mit dem gefreſſenen Papier ſoll ihnen ſogar tödtlich werden.

gen ihnen nur, ächt wieſelartig, das Blut aus der Stelle des Biſſes aus, d. h. aus dem Genicke vorzüglich. — Dem Wieſel können ſie nicht obſiegen. Dieſes frißt ſie nicht, ſondern ſaugt ihnen, wie eben geſagt iſt, nur das Blut aus. So ungebehrdig ſich die Ratte ſtellen mag, verläßt das Wieſel ſie doch nicht, hat es einmal eingebiſſen, und trinkt ſo lange Blut aus der Bißwunde, bis das Thier ſich todt niederkauert.

Aber nicht nur die Wieſel, ſondern auch die Wanderratte (ſ. nachher) wird als Feind ihnen gefährlich, und wo dieſe einwandert, wandert ſie aus. So kann man ſich auch dadurch das plötzliche Verſchwinden der Ratten erklären.

Mancherlei Dinge wären noch zu erwähnen. — Der Rattenkönig zumal, welcher nichts andres ſeyn ſoll, als eine Zuſammenwicklung vieler, beſonders junger, Ratten mit ihren Schwänzen, die ſich nicht auseinanderwickeln könnten. — Das wäre etwa eben wie bei den Schildbürgern, die ihre Beine nicht wieder auseinander herauszufinden wußten. — Aber ehe man erklären will, muß man zuvor erſt genau wiſſen, was an der Sache iſt. Dieſelbe für eine bloße Fabel auszugeben, iſt auch ein wenig allzu leicht. Man hat ja einſt Vieles für Fabel erklärt, was nachmals doch in Wahrheit und Wirklichkeit getreten iſt.

Man findet, als Seltenheit, ganz graue und weißgefleckte, und, als noch höhere Seltenheit, ganz weiße Ratten. Man findet dergleichen auch bei den Mäuſen. Aber wir haben ja auch bei den Menſchen ſolche ſonderbare, nicht Abartungen, ſondern wirkliche Ausartungen, wie z. B. den Porcupine Man und ähnliche. (S. vorher den Menſchen.)

Wie vertilgt man Ratten und Mäuſe?

Ganz kann grade dieſe Frage hier nicht übergangen werden, eben ſo wenig, als ſie in ihrem ganzen Umfang behandelt werden darf.

Man hat ſo viele Mittel gegen dieſe Thiere empfohlen, man hat mit ſolchen Mitteln große Geheimnißkrämerei zu theuren Preiſen getrieben, und man hat wenig oder nichts damit ausgerichtet. Nußkerne mit Laugenſalz gekocht, und den widrigen Thieren zum Freſſen hingeſetzt, damit ſie ſich zu Tode laxiren möchten; Leinwandlappen, mit einer Art zähen klebrigen Leims beſchmiert, hinlegen neben die Kernhaufen, damit ſich die Ratten, was ſie gern thäten, darauf herumwälzen, und ſo ſich auch die Augen verkleiſtern möchten, wo ſie dann ſehr leicht könnten gefangen werden (beſſer wär' es doch, man hätte ſie ſogleich), und könnte die Leinwand erſparen und viele andere Mittel ſind mit großen Pauken und Trompeten angerühmt worden.

Was der Verfaſſer hier beizubringen hat, iſt wohl größtentheils aus Folgendem erſichtlich.

Könnte der Menſch durch ſeine Liſt und Kunſt alle Thiere überliſten, wie viele Thiere (Thierarten) würden dann noch, außer unſern Hausthieren, geblieben ſeyn, und wie geſtört wäre das Verhältniß der Thiere (und auch der Pflanzen) zum Nachtheil der ganzen Erde geworden? Ein Untergang alles Lebenden wär' es geworden. — Geruch, Gehör, Mißtrauen, Klugheit ſind zur Erhaltung ſo vieler Geſchlechter gleichſam ein Gegenwicht gegen des Menſchen verderbliche und vernichtende Kunſt. So auch hier. So klug der Menſch iſt, ſind doch viele Thiere, denen er nachſtellt, oft noch klüger; klüger nicht durch Ueberlegung, ſondern durch Mißtrauen. Das hindert nicht, daß der Menſch dennoch nicht zuletzt überlegen bleibe, nur gehört Ausdauer und Geduld dazu. Hat er Bären und Wölfe in ſo manchen Gegenden faſt ausgerottet, warum nicht auch Ratten und Mäuſe? Aber wir ſtehen von ſolchen allgemeinen Betrachtungen ab, und gehen zu einigen beſondern Mitteln gegen dieſe verderblichen Thiere über, mit Verhütung derer, mit welchen wir

den Kammerjägern ins Handwerk zu tief fallen möchten *).

Wenn man dieſen Thieren ihren Unterhalt hat ſehr ſchmälern, und dann gutbereitete Arſenikkugeln, an welchen keine Witterung von einer Menſchenhand ſich findet, ſetzen können, hat man ſchon oft viel ausgerichtet. Meine obenerwähnten keken Ratten wurde ich durch Giftkugeln, in zwei Nächten, ſo ganz los, daß ſich nirgends eine mehr ſpüren ließ. Der Hunger hatte ohne Zweifel ihr Mißtrauen gehoben, und ſie zur tödtlichen Giftkoſt genöthigt.

Ob Krähenaugen, die ſo vielen blindgebornen Thieren tödtlich ſind, mit Butter und Talg zu einem Teig gemacht, und in Stückchen, von der Größe einer Haſelnuß, in die Rattenlöcher geſteckt, nicht gute Dienſte leiſten ſollten, bezweifle ich nicht. Ein wenig Moſchus hinzugethan, durch welchen ſie angelockt werden, oder durch welchen doch ihr Geruch verwirrt wird, kann weder bei dieſem, noch bei dem vorigen Vertilgungsmittel ſchaden. — Man muß ſich freilich in beiden Fällen ſehr hüten, daß nicht andere Thiere an dieſe tödtliche Speiſe kommen können — namentlich nicht Hunde noch Katzen.

Man fängt auch wohl einige Ratten ein, taucht ſie in Wagentheer, der mit Fiſchthran verdünnt iſt. Die damit betränkten Thiere kriechen in alle ihnen bekannte Löcher, und vertreiben durch den widrigen Geruch alle übrigen feinnaſigen Thiere ihres Gleichen.

Unbedenklicher iſt ungelöſchter, mit etwas Weitzenmehl und Zucker vermiſchter Kalk, den man aller Orten, in Kellern und auf Böden hinſetzen kann, woneben man aber Näpfe mit Waſſer ſetzt, damit dieſe, ohnedies immer durſtigen Thiere den

*) Gewöhnlich Arſenik mit Fett und etwas Moſchus gemiſcht, und in die Löcher geſteckt. Sterben die Ratten nicht dran, ſo ſterben doch die Katzen ſehr leicht; denn dieſe Herren ſind mit der Art des Setzens meiſtentheils höchſt unvorſichtig.

brennenden Kalk in ihren Magen löſchen, und mithin völlig zerplatzen mögen.

Am ſicherſten aber iſt wohl folgendes Mittel, nur wird gewöhnlich die Mühe bei demſelben zu ſehr geſcheut. Es iſt indeſſen ganz richtig auf die Natur dieſer Thiere berechnet. Man läßt kleine Fleiſch- und Semmelwürfel in Butter braten, und ſetzt dieſelben, ohne ſie mit der Hand zu berühren, auf Scherben und kleinen Brettern dahin, wo zwar die Ratten, aber nicht andere Thiere zu können. Man läßt dieſe Aſung alle Abend friſch bereitet hinſetzen; man wird das vielleicht 8 Tage und noch länger thun müſſen, ehe das Mißtrauen dieſer Thiere, zumal wenn dieſelben noch anderweit zu freſſen finden, überwunden wird. Sie beriechen den gewünſchten Fraß nur, ohne ihn zu genießen. Aber nach 8 Tagen, oder früher, fangen ſie an zu koſten, und haben ſie erſt gekoſtet, dann freſſen ſie ohne alle weitere Beſorgniß und mißtrauenslos, was da iſt, auf. Auch dann läßt man noch einige Tage lang immer friſche und gleiche Koſt hinſetzen, ſowohl, damit jegliches Mißtrauen völlig gehoben werde, als auch, welches ebenfalls geſchehen wird, damit ſich alle Ratten aus Haus, Scheunen und Ställen verſammeln mögen. Dann erſt vermiſcht man Arſenik mit der Butter; ſie freſſen nun unbedenklich, und man iſt alsdann der Plage- und Nagethiere in Einer Nacht los, in welcher man noch, der höchſten Sicherheit wegen, Hunde und Katzen wohleingeſperrt halten kann.

Kann man eine Ratte lebendig einfangen, und ihr ein Schellenglöckchen einbinden, mit welchem man ſie laufen läßt, ſo vertreibt ſie, indem ſie in alle vorigen Löcher kriecht, durch den ungewohnten Schall, alle übrigen Ratten und Mäuſe. Einer meiner Freunde hatte eine ſolche beſchellte Ratte, die überall in Haus und Gebäuden umherſtrich, und die, weil ihr Niemand Leides zufügte, ſo dreiſt geworden war, daß ſie ſich faſt gar nicht ſcheuete. Man erkannte ſehr gut, welche Dienſte ſie

that, und darum ließ man ſie gehen. Im ganzen Gehöfte hieß ſie nur das Schellenglöckchen.

Auch dieſe Thiere laſſen ſich abrichten. In Japan und in China iſt es nichts Seltenes, daß Gaukler mit abgerichteten Ratten umherziehen und dieſelben tanzen und mancherlei andere Künſte machen laſſen.

Ein Gaſtwirth hatte eine Ratte gewöhnt, auf ein lautes Pfeifen in die Stube zu kommen (gewöhnlich zu Mittag), und mit einem Hund, einem Raben und einer Katze die hingeſetzten Speiſen zu verzehren. Dieſe Ratte hatte auch eine Schelle deren Nutzen der Gaſtwirth ebenfalls anerkannte.

Unter vielen andern Geſchichten von der Klugheit der Ratten, nur noch eine einzige von ihrer Gelehrigkeit, die ja ohne Klugheit nicht denkbar iſt.

Als König Philipp der Erſte zu Madrid einzog, wurde auf ſein Verlangen ein Spanier vorgelaſſen. Dieſer Menſch ſpannte ein Seil auf, zog 6 Ratten aus einem Kaſten, denen die Schwänze abgeſchnitten, und die mit Ohrgehängen und farbigen Bändern aufgeputzt waren, und nach einem Flageolet mancherlei ſpaniſche Tänze geſchickt tanzten. Der Mann ſchlug die Belohnung des Königs aus, erbat ſich aber dagegen die Erlaubniß, ſeine Rattenkünſte überall in Madrid zeigen zu dürfen, und verdiente ſehr viel Geld damit.

Wie viel unbekannte Arten Ratten es geben mag, iſt eben, weil ſie unbekannt ſind, nicht auszumachen. Blos im ſüdlichen Amerika zählte ein Reiſender ſieben verſchiedene Arten Ratten. Wir können hier nur noch folgende erwähnen.

Der Coypa,

eine große, erſt neuerlich entdeckte Waſſerratte. Sie hat die Größe einer kleinen Fiſchotter, und iſt, wie dieſe eines hohen

Grades von Zähmung fähig, anhänglich an ihren Herrn, und würde ſich eben ſowohl, als die Fiſchotter, zum Fiſchfang abrichten laſſen.

Der Sürmülot,

oder Wanderratte (Mus decumanus), in manchen Gegenden Erdwolf, auch große Waſſerratte genannt, war noch vor 60 oder 70 Jahren in Deutſchland ganz unbekannt. Sie ſoll überhaupt erſt vor etwas mehr als hundert Jahren nach Europa gekommen ſeyn. Sie iſt der Hausratte ſehr ähnlich, nur größer, auf dem Rücken fuchs- oder gelbbraun, und grau oder ſchmutzigweiß unter dem Bauche. Der Schwanz hat zweihundert Schuppenringe. Das Thier ſoll mit Schiffen aus Oſtindien zu uns gekommen ſeyn.

Dieſe Thiere wohnen nur in der Erde, wo ſie aber an Flüſſen und Bächen am liebſten ihre Wohnung nehmen, zumal da ſie tüchtige Schwimmer ſind. Sie kommen auch in die Häuſer, wühlen große Erdhaufen auf (vergl. was vorher von Iltis und Wieſel vorgeblich behauptet wurde), unterwühlen ſogar die Mauern, und werden dadurch nicht nur nachtheilig, ſondern zuweilen wirklich gefährlich. Aber nie kommen ſie, wie unſere Ratten, auf die Böden, oder auch nur in die obern Zimmer. Auch ziehen ſie ſich nur gegen den Winter nach den Häuſern zu, da ſie hingegen im Sommer auf freiem Felde bleiben.

Nichts entgeht ihrer gierigen Gefräßigkeit, nicht Kleider, junge Thiere, Fleiſch, Getreide, Wurzeln, ſelbſt nicht erwachſene Hühner. Ja, ſie fallen ſelbſt unſere Mäuſe nicht nur, ſondern ſogar unſere Hausratten an, die daher abziehen, wo jene ankommen. Es iſt begreiflich, daß dieſes Auswandern der Hausratten ſehr ſichtlich auf die Erhaltung des Lebens beider Arten, und vielleicht für die Erhaltung des Ganzen wohlthätig geordnet iſt. — Vor Katzen fürchtet ſich dieſes grimmige Geſchöpf gar

nicht; auch mögen dieſelben gar nichts mit ihm zu thun haben. Ohne Furcht ſpringt es auf jeden Feind zu; nur dem Wieſel muß es ebenfalls unterliegen.

Was ſollte aus der Erde werden, da das furchtbare Geſchöpf ſich furchtbar vermehrt, und auf einen Wurf bis 18 Junge bringt, wenn es nicht die Natur ebenfalls zum Wandern beſtimmt hätte, welches vorzüglich des Nachts, und, wie man erfahren haben will, faſt nur in der Richtung von Abend nach Morgen Statt haben ſoll. In Aſien, wo ſie in ungeheuren Zügen wandern, bemerkt man, ſelbſt an den, dem Erdreich eingedrückten, Furchen dieſe Wanderungen am deutlichſten. Sie füllten beinahe einmal das Bette des großen Wolgaſtroms aus, und in der Stadt Aſtrachan konnte ein andermal nichts vor ihnen gerettet werden. — Sie ſchwimmen ſelbſt über Seen, wobei ihnen die Häute zwiſchen den Zehen große Dienſte leiſten. Sie können ſogar untertauchen.

Es iſt wahrſcheinlich dieſe, oder eine verwandte noch größere Rattenart (denn ſie wird im Allgemeinen hin, ohne beſtimmte Angabe, als außerordentlich groß beſchrieben), die auch in Paraguay in Südamerika, von Zeit zu Zeit, in entſetzlichen Zügen hervorbricht, und die Landleute nöthigt, ihre Wohnungen, ja ſelbſt ihre Ländereien zu verlaſſen. So fiel aus den Gegenden von Buenos Ayres ein ganzes Heer Ratten in Tukuman ein, und verwüſtete Häuſer, Scheuren und Aecker. Ohne Furcht ſchwammen ſie über große Flüſſe, und die große Strecke, die ſie durchzogen, war nach ihrem Abzuge wie gebahnt. Die Landleute ergriffen die Flucht. — In der Stadt Buenos Ayres ſelbſt traf man zuweilen 500 ſolcher Ratten auf einem Haufen, und in einem friſch geſchlachteten Ochſen einmal — dreihundert.

Merkwürdig iſt, daß der Sürmülot einigemal in großen Zügen aus den Steppen Siberiens kam, und in der Stadt Jaitzkoi den Einzug hielt, aber blos auf der rechten Seite,

oder Oſtſeite blieb, ohne je die linke zu berühren, die doch nur durch eine Straße von der erſtern abgeſondert war.

Die Biſamratten.

Wir befaſſen ſogleich unter dieſen Namen alle diejenigen Ratten, die einen ſtarken Biſam- oder Moſchusgeruch haben, und deren mehrere verſchiedene ſich finden, die aber lange noch nicht hinlänglich genug unterſchieden ſind.

Die eigentlich ſogenannte Biſamratte oder der Ondrata, in Nordamerika allein zu Hauſe, erreicht die Größe eines kleinen Kaninchens, lebt an den Ufern der Seen, Flüſſe und Bäche in Familien, und baut ſich daſelbſt gegen den Herbſt einen bienenkorbähnlichen Bau, deſſen Wände aus Lehm und Binſen beſtehen, deſſen Durchmeſſer drei Fuß, und deſſen Eingang oberhalb des Waſſers iſt. Wenn im Frühling es aufthauet, begeben ſie ſich höher ins Land hinauf, leben paarweiſe, und begatten ſich. Die Weibchen ſollen, wenn ſie werfen wollen, welches 3 bis 4 mal jährlich geſchieht, wieder in ihre Häuſer zurückkehren. Im Herbſte werden allezeit neue Häuſer gebauet.

Unter dem Schwanz am After liegen einige Drüſen, welche die ſtark riechende Feuchtigkeit enthält, von welcher das Thier den Namen hat. Ihre angenehm riechenden Felle werden ſehr geſchätzt, und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß dieſelben von Motten unangetaſtet bleiben ſollen, da dieſe bekanntlich alle ſtarkriechenden Sachen meiden. Ihr Fleiſch ſoll angenehm ſchmekken.

Seines Bauens wegen grenzt dieſes Thier an den Biber, aber in Anſehung ſeiner übrigen Lebensweiſe iſt es mit unſerer bekannten Waſſermaus verwandt, (ſ. nachher). — Ohne Zweifel iſt die Biſamratte und der Musguah Ein Thier.

Der Desman oder die Biſamratte (Sorex moschatus L.) im ſüdlichern Rußland iſt ſchon durch ihre kahlen Schwimmfüße ſattſam von der vorigen verſchieden, da hingegen der Ondrata ſtatt derſelben dichtes Haar zwiſchen den Zehen hat. Beide ſchwimmen ſehr gut. Der Desman hält ſich auch am Waſſer auf, und ſoll ſich vorzüglich von Blutigeln nähren. Der lange knorpelige und höchſt empfindliche Rüſſel, und ſein breiter zum Rudern recht eingerichteter Schuppenſchwanz, ſeine kleinen Augen, ſeine mit Haaren dicht verwachſenen Ohren, und die Kleinheit des Körpers machen ihn kenntlich.

Eine ganz eigene Art Biſamratte ſcheint der Piloris *) in Oſtindien, der ſich wohl auch auf den Antillen Weſtindiens findet, und deren Biſamduft ſo ſtark iſt, daß ein ganzes Faß Wein den widrigen Biſamgeſchmack annimmt, wenn dieſe Ratte auch nur darüber hinläuft, ja ſelbſt der Wein in Flaſchen, über die ſie hingegangen iſt, ſoll kaum trinkbar ſeyn; welches wir aber dahingeſtellt ſeyn laſſen.

Die Holzratte

in Florida, die uns erſt durch Bartrams Nachrichten von dieſem Lande bekannt geworden iſt, baut ſich ebenfalls einen Bau, aber von trocknen Holzzweigen, einen Fuß hoch, und ſo feſt, daß nicht leicht ein Luchs oder anderes Thier den Bau würde zerbrechen können. Vielleicht iſt ſie nur der Ondrata Florida's.

Die Maulwurfsratte

in Sibirien, ſowohl der Maus als dem Maulwurf ähnlich, wirft Erdhügel auf wie der letztere, und iſt ſo häufig, daß die Ober-

*) Auf Ceylon, wo ſie Rohrratte heißt, ſollen in Colombo alle Häuſer darnach riechen.

fläche eines großen Theiles von dieſem ungeheuren Lande unterhöhlt iſt. Die Felder werden durch dieſes Wühlen und Höhlen wie gepflügt, und zu neuem Wachsthum zubereitet. Auch viele kleine Vögelarten würden hier auf den kahlen, baum- und strauchloſen Steppen vor den Raubvögeln nicht fortkommen können, könnten ſie ſich nicht in dieſen unterirdiſchen Höhlen ſichern, und darin niſten. — Wie wunderbar greift Alles in der Natur ineinander, und wie wunderbar grenzt es aneinander!

Die Mäuſe.

Wie viele Verſchiedenheiten giebt es auch von dieſen Thieren? Und wer kennt ſie alle? Von der großen Feldmaus an, die in fünf bis 6 Würfen eines einzigen Sommers 60 Junge bringen kann, von denen ſelbſt mehrere wieder ſchon ihr Geſchlecht fortpflanzen, und die ebenfalls im Herbſte in Heeren daher- und dahinwandelt, *) und auf ihren Zügen ſelbſt über Flüſſe ſetzt, bis zu der kleinern Spitzmaus, welche die Katzen des ſtarken Biſamgeruchs wegen nicht gern freſſen mögen.

Die Hausmaus

mit ihrer Schlauheit und Munterkeit, mit ihren ſchönen hellen Augen, aſchgrauer Farbe auf Rücken und Seiten, heckt ſogar im Winter ihre fünf und ſechs Junge, die in 14 Tagen ſich ſelbſt helfen können. Sie ſind uns ja bekannt genug, um eine weitere Beſchreibung überflüſſig zu machen. Weiße Mäuſe ſind eine Ausartung, die ſelten iſt. Es giebt aber auch eine gelbliche, eine gefleckte und eine ſchwarze Hausmaus. Uebrigens iſt es bekannt, daß ſich dieſe Thiere ziemlich zähmen laſſen.

*) Woraus ihr plötzliches zahlreiches Erſcheinen, und ihr augenblickliches Verſchwinden zu erklären iſt.

Die Feldmaus

beſteht in verſchiedenen größern und kleinern Arten, und iſt uns mit ihrer Geſtalt und Verderblichkeit leider hinlänglich bekannt. Die Farbe iſt im Sommer roſtfarben, im Winterpelz aber ſieht man ſie graubraun. Sie ſind es inſonderheit, die, in ihren größern Arten zumal, nicht nur der Holzſaat ſchaden, ſondern auch in Gärten zumal die in Reihen gelegten Aepfel- und Birnenkerne und auch in den Schneuſen dem Jäger die Beeren wegfreſſen. — Die Natur hat das Syſtem des Gleichgewichts, und führt es beſſer aus, als bisher unſere Staatskünſtler. Wenn dieſe Thiere bei ihrer furchtbaren Vermehrung durch eigene Noth vertrieben werden, ſind ihnen Krähen, Eulen, Füchſe, Sperber, Wieſel, Igel, die ihre Vermehrung ſchon vorher ſchwächten, und, beim Uebergang über die Flüſſe, ſelbſt die Hechte und andere Raubfiſche verderblich. Meiſtentheils treten ſie ihre Wanderungen gegen den Herbſt zu an, daher ſie plötzlich in großen Schaaren auf den Feldern erſcheinen, und der jungen Saat verderblich werden.

Die Brandmaus

iſt größer noch als die Feldmaus, hat kürzere abgerundete Ohren, und einen länglichtern Kopf. Im aſiatiſchen Rußland iſt ſie oft in ungeheurer Menge vorhanden.

Die Spitzmaus

(Sorex araneus), von welcher man mancherlei Varietäten hat, iſt eben ſo zu einem andern Geſchlecht gehörig, wie unter den Ratten der Desman, iſt ſehr klein, hat einen geſtrecktern Kopf und eine rüſſelförmige Schnauze, kommt nicht leicht in die Häuſer, ſondern bleibt mehr in der Erde, wo ſie ſich von Würmern und Inſekten nährt. Um ihres ſtarken Biſamgeruchs willen, freſſen die Katzen ſie nicht gern. Sie ſoll 7 bis 8 Jahr

alt werden, Regenwürmer, Inſektenlarven, Käfer und Aas verzehren, die Wurzeln der Bäume benagen (?) und ſelbſt junge Vögel angehen. Das Weibchen macht ſich ſein Wochenbette von Laub, Gras u. ſ. w. Man hat auch eine Waſſerſpitzmaus, die ſich gern an hellen Bächen aufhält, und, mittelſt ihrer behaarten Franzenfüße, gut ſchwimmt. Sie freſſen am liebſten kleine Fiſche. — Es giebt übrigens noch mehrere Varietäten von der Spitzmaus.

Die ökonomiſche Maus,

Wurzelmaus (mus oeconomus), iſt das kleinſte, nicht nur aller hierhergehörigen Thiere, ſondern aller Säugthiere überhaupt, und in Sibirien und Kamtſchatka in ganz unglaublicher Menge vorhanden, und hat einen nicht unbedeutenden Einfluß auf den Haushalt der Kamtſchadalen, und mancher Völker Sibiriens. Verwandt mit derſelben iſt eine andere Maus, die Zwiebelmaus [mus gregalis] die wohl nur meiſtentheils in Anſehung der Nahrungsmittel von ihr verſchieden iſt.

Dieſe höchſt kleinen Thiere legen, in Holzungen und auf dem Felde gegen den Sommer zu, Höhlen unter dem Raſen an, Kammern vielmehr, mit ſehr vielen Nebengängen. Die Kammern halten einen Fuß im Durchmeſſer, und ſind oval, und plattgewölbt, und der Nebengänge ſind oft an dreißig. Sie treten zuerſt mit ihren kleinen Füßen das Erdreich feſt, und füttern es dann mit weichem, kurz zerbiſſenen Graſe aus. Seitwärts laufen nach allen Richtungen die Nebengänge, die noch keinen Zoll im Durchmeſſer haben. Nur ein einziges Pärchen erbauet und bewohnt ein ſolches Winterhaus. Beim Erbauen hat das Weibchen die meiſte Mühe und die ſchwerſte Arbeit, zumal bei ſeinen ſchwachen Zähnen und Pfoten. Es iſt Alles wohlbedacht und mit Sorgfalt ausgeführt, was begonnen wird. — Aber die Arbeit dauert auch vom Frühling bis zum Herbſte.

Iſt das kleine Gebäu eingerichtet, ſo werden die nahrhafteſten Wurzeln ausgegraben, und in das Vorrathsgewölbe gebracht, welches bei einigen noch einige Nebengewölbe [nicht etwa Gänge] hat. Im Sommer bleiben die Wurzeln unangetaſtet, denn man lebt von Beeren.

Die Vorräthe beſtehen aus mancherlei Wurzeln, namentlich aus den Wurzeln mehrerer Zwiebelarten, aus Natterwurz [Polygonum bistorta], Johanniswedel [Spiraea] und aus andern. Selbſt die Wurzel des giftigen Napells [Aconitum napellus] und die Zembranüſſe dienen zum Vorrath. — Iſt dieſer aber durch Näſſe verdorben, ſo tragen die Thiere die Wurzeln aus dem Magazin hervor, trocknen ſie an der Sonne, und bringen ſie dann erſt wieder zurück. — Alles Gefaſer an der Wurzel, und alle daran ſitzende Erde wird davon abgethan. — Kurz, ein Menſch kann kaum für ſeine Wintervorräthe vorſichtiger oder ſorgfältiger zu Werke gehen, als es dieſe Thiere thun.

Die Kamtſchadalen nahmen ſonſt einen großen Theil ihres Wintervorraths von dieſen Thieren — was jetzt, wo dieſe Nation bald ganz erloſchen ſeyn wird, nicht mehr bedeutend ſeyn wird; ließen ihnen die giftigen Zwiebelwurzeln, und legten, ſtatt der genommenen Wurzeln, Fiſchrogen, aber auch manche ganz unbrauchbare Dinge hin, um ſie, nach ihrer Einbildung, in die Meinung zu ſetzen, daß ein Tauſchhandel mit ihnen getrieben werde.

Wie bedeutend ſind die Wanderungen dieſer kleinen Geſchöpfe. (Wir unterſuchen nicht, woher dieſelben entſtehen.) Wahrſcheinlich ſind ſie auf die Erhaltung des Geſchlechts ſelbſt berechnet *), indem bei allzugroßer Vermehrung die Nahrug er-

*) Wahrſcheinlich auch auf die Erhaltung vieler andern Thierarten. Indem dieſe Lebensunterhalt bekommen, werden jene vertilgt, der Hungersnoth wird geſteuert, und die Uebrigbleibenden erhalten ſich deſto leichter. (S. auch allgemeine Bemerkungen: Raubthiere.)

mangeln, und die Thierchen untergehn müßten. Die um die wenigen Ortſchaften in Kamtſchatka lebenden Mäuſe, die es leichter finden, ſich daheim zu ernähren, verlaſſen nie das Land.

Im Frühjahr verſammeln ſie ſich in Haufen, und wandern in großen Heerden aus; überſteigen die Berge, ſtürzen ſich in Flüſſe und Seen, wobei denn die ſchlechtern Wanderer und die ſchlechtern Schwimmer umkommen, und die letztern häufig todt an den Ufern liegen bleiben. Die Lachſe und die Waſſervögel halten bei dieſen Zügen keinen ſchlechten Schmaus.

Iſt die große Waſſerfahrt beſtanden, ſo ruhen ſie ſich aus, und ſonnen und trocknen ſich. — Haben ſie den Penſchinskiſchen Meerbuſen erreicht, ſo umgehen ſie dieſen, ziehen ſtets nach Süden fort, und kommen im Julius, in dem Gebiete Ochozk, am Fluſſe Ochota und Indoman an. — Welch ein Weg! Nur vom Meerbuſen Penſchinski angerechnet, beträgt er 150 deutſche Meilen. — Es iſt unbegreiflich, wie ſich die Mäuſe auf dieſen Zügen erhalten, zumal da das unzählige Heer oft zwei Stunden Weges einnimmt.

Zu Anfang Oktobers kehren die kleinen Wanderer zurück, und kommen wieder in der Heimath an, und haben mithin einen Weg von weit mehr als 300 deutſchen Meilen gemacht. — Füchſe, Zobel und Wieſel folgen ihnen auf dem Rückwege in zahlreichen Heeren nach, und freſſen ſie. Und der Kamtſchadale, der ſo viele Vortheile von ihnen und ihren Verfolgern hat, freut ſich ihrer, wenn ſie zurückkommen, trocknet, ſonnet und pflegt die Ermatteten, und ſucht ſie ins Leben zurückzubringen.

Die Waſſermaus,

oder auch Waſſerratte, mit kurzem, dicken Leib, und mit eben ſo gebildeter Schnauze, iſt ebenfalls ſehr bekannt bei uns, und wie alle zu dieſem Geſchlecht gehörigen Thiere dem Haus-

halt der Menſchen ſehr ſchädlich. Sie hat mit der Ratte gleiche Art und Natur, und ſpielt auch mit dieſer.

Der runde Schwanz iſt etwa halb ſo lang als der Körper; die Beine ſind kurz; der Rücken iſt nußbraun, die beiden Seiten ſind gelbbraun.

Ohne Schwimmfüße ſchwimmt das Thier ſehr trefflich, und lebt am Waſſer, an Seen, Teichen, Bächen, Flüſſen, ohne in die Häuſer zu kommen; gräbt ſich Löcher, oder vielmehr einen wirklichen, einige Fuß tiefen, mit Heu, Laub u. dgl. ausgefütterten Bau mit verſchiedenen Röhren in die Ufer, holt die Krebſe aus ihren Höhlen, frißt kleine Fiſche, gräbt in den anliegenden Gärten die Wurzeln aus, und, das Schlimmſte unter allen, ſchält auch die Wurzeln mancher Baumarten an, ſo lange die Bäume noch jung ſind, und bewirkt dadurch das Eingehen derſelben. Den Spargelpflanzungen und vielem Wurzelwerke thut ſie nach meinen unangenehmen Erfahrungen großen Schaden. — Sie wirft bei ihrem Graben oft große Haufen auf, ſchleppt Vorräthe in ihre Höhlen, und iſt unter dem Namen Schaar- oder Scharrmaus Gartenliebhabern bekannt genug. Zur Zeit der Begattung riecht das Thier nach Biſam, welche Eigenheit es mit den verwandten Arten bekanntlich gemein hat. Die Mütter haben große Liebe zu ihren Kindern, und wenn ſie dieſelben gefährdet glauben, ſuchen ſie einen andern Aufenthalt, und tragen die Jungen, ſelbſt über Flüſſe ſchwimmend, im Maule fort.

In der Faſtenzeit wurden ſie einſt von gemeinen Leuten gegeſſen. — Es iſt überhaupt die Frage, warum wir Bedenken tragen, Eßverſuche mit Rattenfleiſch zu machen. Sie ſind ja ſo oft in belagerten Städten ein Leckerbiſſen geweſen, und ſind es häufig auf Schiffen noch. — An Guinea's Küſten lag ein Schiff ſtationirt, und hatte großen Mangel an friſchem Fleiſch. — Das friſche Fleiſch ſo heißer Erdgegenden geht bekanntlich in wenigen Stunden in Fäulniß über. — Ein Schiffsjunge, ein ſpe-

kulativer Kopf und geſchickter Rattenfänger, verkaufte gefangene lebendige Ratten, und hatte ſich in wenigen Wochen 20,000 Livres (5000 Thaler) damit verdient. — Und ein Schiffschirurgus auf einem von Cooks Schiffen, wo alles Fleiſch ausgegangen war, hielt ſich für ſehr glücklich, daß ihm täglich ſein treuer und ehrlicher Kater eine Ratte brachte, wovon er ſelbſt das Fleiſch nahm, Kopf und Eingeweide aber dem Kater verblieben.

Außer einigen Arten Fallen, die man zur Vertilgung der Waſſermaus auf die Fährten derſelben ſtellt, ſcheinen mir, nach mir bekannt gewordenen Erfahrungen, folgende zwei Mittel die beſten, obwohl ſie auch nicht ganz untrüglich ſind.

Man kocht wälſche Nüſſe in Potaſche [oder auch wohl in Schierling], und ſteckt ſie in ihre Löcher und Fährten. Die Potaſche bewirkt ein Laxiren, bei welchem das Leben draufgeht. Oder aber, man ſpaltet die Wurzeln der Mohrrüben [Möhren] oder Paſtinaken, höhlt mit einem Hölzchen das Mark aus, und ſtreuet Arſenik hinein. Weniger mißtrauiſch als unſere Hausratte, freſſen ſie das Erſtere wie das Andere leichter, iſt nur nicht zu viel Witterung von Menſchenhand daran.

Die Blindmaus,

beſonders in Polen und Rußland heimiſch, hat die Größe einer Ratte und wohnt unter der Erde. Aeußerlich merkt man keine Augen und Ohren an derſelben, obwohl weder das Auge noch die Gehörgänge fehlen. Die Augen ſind ſehr klein, und mit dicken Haaren beſetzt, welches denn mit der unterirdiſchen Lebensart dieſer Thiere ſehr wohl zuſammenpaßt. Der Schwanz fehlt auch.

Noch erwähnt man ſo vieler andern Arten Mäuſe, aber man erwähnt nur die Namen, d. h. gar nichts. Wir aber führen noch an

den Lemming, oder die Bergmaus.

Er iſt vorzüglich in Norwegen und Lappland zu Hauſe, eine Abart davon auch in Rußland, iſt von der Größe einer Ratte, kurzgeſchwänzt, und ſchwarz, braun, gelblich und roſtfarben, nach den verſchiedenen Theilen des Körpers; hat eine bellende Stimme, und iſt ſehr grimmig. Die Oberlippe iſt, wie bei den Eichhörnchen, geſpalten.

Dieſe Geſchöpfe ſind ebenfalls durch Wanderungen merkwürdig, die ſie aber nicht grade alljährlich anſtellen, ſondern wahrſcheinlich nur, wenn Noth und Hunger ſie dazu nöthigen, und daher etwa in zwanzig Jahren ein bis zweimal. Sie wählen ſich aber immer eine ſehr bequeme Jahreszeit. Wo ſie hinkommen, betrachtet man ſie als eine ſchreckliche Geißel, denn ſie verwüſten Alles; zum Glück brechen ſie nicht in verſchloſſene Häuſer ein. Will man mit einem Stock nach ihnen ſchlagen, ſo beißen ſie feſt in denſelben ein, und laſſen ſich eine Strecke forttragen. Sie wühlen ſich Höhlen unter der Erde, und nähren ſich von Wurzeln.

Eigentlich weiß man ſo wenig woher ſie kommen, daß der gemeine Mann ſagt, ſie fielen mit dem Regen aus der Luft [brechen alſo wahrſcheinlich aus unbeſuchten Gegenden plötzlich hervor].

Sie marſchiren in Zügen oder Kolonnen, die 1 bis 4 Fuß von einander abſtehen, ſo, daß ein Lemming dicht hinter dem andern geht, und halten dabei eine völlig grade Richtung. Dieſe Richtung, in welcher ſie ziehen, hindern nicht Seen und Flüſſe, die ſie durchſchwimmen, wo ſie aber auch oft bei einem widrigen Windſtoße allzumal umkommen; nicht Moräſte noch Felſen, welche letztere ſie erſt, wie man ſagt, ſuchen ſollen zu zernagen, ehe ſie dieſelben umgehen, und wo ſie ſodann, wenn derſelbe umgangen iſt, in gleicher grader Linie mit der vorher gehabten, hinter dem Felſen den Zug fortſetzen. Treffen ſie auf ein Fahr-

zeug, ſollen ſie daſſelbe auf einer Seite hinauf- und auf der andern wieder hinabklettern.

Ihre Wanderung geht nach dem Meer zu, nur freilich gelangen die wenigſten wirklich dahin, denn Unfälle und Hunger, Raubthiere aller Art, Bären ſogar nicht ausgenommen, und auch Menſchen vermindern ihre Zahl ſehr.

Die Jungen ſchleppen ſie im Munde, oder auf dem Rücken mit fort.

Zuweilen ſoll ein Zug unter ſich ſelbſt [oder vielleicht etwa mit einem andern Zuge] uneins werden, und dann wird, wie von zwei Heeren, ein Treffen geliefert.

Man erachtet wohl leicht, daß manche dieſer Nachrichten entweder Beſtätigung oder Erklärung bedürfen möchten.

Anmerk. Ueberhaupt denke man bei dieſen und ſo vielen andern Wanderungen der Thiere an die bekannten Bienenſchwärme.

25. Beutelthiere (Opoſſums), Marſupial — Opoſſum, — Buſchratte — Känguruh

haben 10 Vorderzähne in der obern, und acht in der untern Kinnlade, und die meiſten Arten derſelben haben auch in jeder Kinnlade 8 Backenzähne. Die Füße ſind fünfzehig, und bis auf die Daumen der Hinterfüße bekrallt. Die Schnauze iſt wie bei dem Fuchſe, der Leib ſchlank und mit wollartigen Haaren bedeckt. Die meiſten haben große Wickelſchwänze, und bei allen Arten haben die Weibchen einen Beutel unter dem Bauche, welcher mit einem Muskel verſchloſſen werden kann, und der Behälter für die Jungen iſt, die ſich ſo lange darin aufhalten, bis ſie ſich ſelbſt forthelfen können. In dieſem Beutel befinden ſich die ganz gegen ſonſtige Naturordnung im Kreiſe ſtehenden Zitzen, an welchen die anfangs ſehr ſchwächlichen Jungen, die

oftmals nur das Gewicht eines Grans haben, wie angewachſen ſind. Damit ſie nicht blos durch Anſaugen, ſondern auch durch die Vorderpfoten ſich halten können, ſind bei dem kaum erſt geworfenen Thiere die Klauen ſchon ausgebildet, da man dieſelben hingegen an den Hinterfüßen kaum bemerkt. Das Thierchen ſitzt ſo feſt, daß, wenn man es unvorſichtig abnehmen will, man der Mutter zuweilen die Warze mit abreißt. Ein Naturforſcher erhielt von einem amerikaniſchen Beutelthiere ein Weibchen mit ſieben Jungen, von der Größe einer Ratte, die ſich ſchon ſelbſt nähren konnten, aber auch noch in den Beutel der Mutter zurückkehrten und ſogen. Kein Wunder, wenn man ehedem glaubte, das ſchon geborne Thier kehre wieder in den Leib der Mutter zurück.

Die Arten dieſer Thiere, die größtentheils in Amerika zu Hauſe ſind, ſind uns noch nicht alle bekannt. In einer einzigen amerikaniſchen Provinz zählte ein Naturforſcher allein 6 Arten.

Sie nähren ſich von kleinen Vögeln und deren Eiern, von Inſekten, Würmern und Früchten. Die größeſten Arten erreichen die Größe eines kleinen Hundes.

Der Marſupial,

oder die Beutelratte, iſt eins der größeſten Beutelthiere, und etwa ſo groß wie ein Marder. Es iſt nicht ſchnell im Laufen, hat aber dagegen einen äußerſt feinen Geruch; kann ſich mit ſeinem langen Schwanze an die äußerſten Spitzen der Bäume hängen, und ſich auf andere Bäume ſchleudern.

Der Opoſſum,

virginiſche Opoſſum, hat einen kürzern Kopf, und iſt kleiner als der Marſupial; hat Augenlieder mit Wimpern, über

jedem Auge einen weißen, länglicht runden Fleck, und kleine abgerundete Ohren.

Mit ſeiner Schnelligkeit im Laufen ſteht es ebenfalls nicht beſonders, aber ſeine Schwingkunſt iſt gleichfalls mit der des Marſupials einerlei. Er ſtellt ſich todt, wenn er den Verfolgern nicht entkommen kann, ſchützt ſich dadurch vor vielen Raubthieren, und bleibt im Scheintode, wie heftig man ihn auch martere, zumal das Weibchen, welches Junge im Beutel hat. Er ſoll in ſolchem Fall der Verfolgung auch einen widrigen Geruch von ſich geben, der ihm aber zu jeder andern Zeit, wenn auch vielleicht im geringern Maaße, eigen iſt. Er hat ein noch viel zäheres Leben, als eine Katze, oder ſoll es doch haben; verſteckt ſich lauernd unter dem Laube der Bäume, um kleine Vögel zu fahen, deren Blut er ausſaugt.

Die Jungen werden mit den Hinterfüßen in den Beutel geſteckt, und im Fall der Gefahr, wenn ſie herausgelaufen ſind, mit einem Schrei in denſelben zurückgerufen.

Der Opoſſum läßt ſich ſehr leicht zähmen; ſo weit ſogar, daß er ſeinem Herrn nachläuft. Die gezähmten weiblichen Opoſſums laſſen ſich den Beutel aufmachen, und ſchnurren wie eine Katze, wenn man ſie ſtreichelt, haben aber immerdar den angezeigten übeln Geruch, der aus zwei Drüſen am After hervorgeht, wie wir ähnlicher Thiere ſchon mehrere gehabt haben. Trotz des Geruchs wird doch zuweilen das Fleiſch gegeſſen.

Die Buſchratte

hat Augen mit dunkelbraunem Rande umgeben, und ungefähr die Größe einer Ratte. Die unbehaarten Ohren ſind ſteif. Sie wohnt in Surinam in Erdlöchern. Auf der Flucht ſpringen die Jungen auf den Rücken der Mutter, wickeln ihre Schwänze um den ſteif in die Höhe gehaltenen Schwanz der Mutter, die dann mit ihnen flüchtet.

Der Känguruh,

gebürtig in Neuholland, und von der Größe eines Schafes, wird auch noch zu dieſem Geſchlechte (Didelphys) gerechnet.

Das Thier iſt erſt in neuern Zeiten durch Cooks Reiſen entdeckt, und von der Schnauze an bis zur Schwanzſpitze 9 Fuß lang (vergl. die nachherige Angabe). Doch findet ſich in der Größe ein Unterſchied. Manche wiegen an 50 Pfund und drüber, andere viel weniger. Das kurze, weiche Haar iſt grauröthlich, wird aber an den Seiten und unter dem Bauche heller. Der kleine verlängerte Kopf hat große emporſtehende Ohren, und die Naſe einen Schnurrbart, wie die Katzen. Vom Halſe an wird das Thier, nach den hintern Theilen zu, allgemach immer dicker, und iſt an den Hüften am ſtärkſten. Es iſt, wie beim Jerboa, ein ſcheinbares Mißverhältniß der Vorder- und Hinterbeine. — Bei einem großen Känguruh ſind die Vorderfüße ebenfalls überaus kurz, aber die hintern 3 Schuh und 7 Zoll lang, und dienen eigentlich zum Gehen und Sprünge von 6, 7 und 8 Fuß Höhe über Büſche hinweg, und von Fels zu Felſen zu machen. Unter ſeinen drei Zehen iſt der mittelſte am längſten und ſtärkſten. Den Schwanz hält er beim Springen ſteif und aufrecht, und bedient ſich deſſelben zu ſeiner Vertheidigung. Die Schläge, die er damit austheilt, ſollen ſo heftig ſeyn, daß er einem Menſchen damit das Bein zerbrechen kann (von welcher Angabe hoffentlich etwas abgehen wird). Aber bei der Vertheidigung läßt er weder ſeine Vorder- noch Hinterfüße, noch ſeine Zähne müßig. Die Känguruhs packen einen Hund mit den Vorderfüßen, und richten ihn oft ſo übel zu, daß er verbunden werden muß. — Eine gewaltige Muskelkraft mögen ſie alſo wohl haben.

Er weidet, wie andere Thiere, auf vier Füßen, leckt das Waſſer wie ein Hund, ſpringt in der Gefangenſchaft, wo er,

wie viele andere Thiere, ebenfalls unaufhörlich in Bewegung und ſtets thätig iſt, immer vorwärts, ſchlägt ſtark mit ſeinen Hinterfüßen auf die Erde, und ſcheint dabei die Spitze ſeines Schwanzes zum Stützungspunkt zu haben. — Alſo wie beim Jerboa.

Sehr merkwürdig iſt, daß dieſes Thier ſeine langen Vorderzähne in der Unterkinnlade bewegen, und ſie von einander entfernen kann, was wir von keinem einzigen Säugethiere ſonſt wiſſen. Auch die Vorderzehen laſſen eine ähnliche Bewegung zu.

Das Weibchen hat einen Sack unter dem Bauche, wie das Beutelthier, und braucht ihn für die Jungen auf gleiche Weiſe.

Der Känguruh lebt geſellig, und geht in Heerden von 30 bis 40 auf die Weide, und ſeine Wohnung iſt unter der Erde.

In England ſind dieſe Thiere keine Seltenheit mehr, und kommen ſo gut fort, daß mehrere derſelben Junge geworfen haben. Auch in Würtemberg hält *) man zu Ludwigsburg Känguruhs, die ſich ebenfalls fortpflanzen.

Aufrechtſtehend hält das Thier etwa 6 Fuß. Daß es eine große Stärke habe, ergibt ſich aus den vorigen Angaben. Mit ſeinem Wärter ſoll es ſich gern balgen, oft Viertelſtunden lang, und zwar mit vieler Gewandtheit und Liſt; behält ſeinen Gegner immer im Geſicht, paßt den Augenblick ab, wo es ihm einen Schlag verſetzen kann, umfaßt ihn zuweilen mit den Vorderpfoten beim Halſe, und zerbläuet ihm mit den Hinterpfoten die Schenkel. — Iſt der erſte Kampf zu Ende, ſo ſtellt es ſich ſeinem Gegner zu einem zweiten Kampfe dar.

Es ſcheint blos pflanzenfreſſend zu ſeyn.

---

*) oder hielt man.

Das Meerſchweinchen,

gehörig zum Geſchlecht der Cavien (Halbkaninchen), ſteht wenigſtens in unſern Beſchreibungen ganz einſam da, wiewohl es mehrere ihm verwandte Thiere gibt.

Es iſt in Lebensart und Natur den Stachelthieren ſehr ähnlich, aber in der That auch nicht mit den Kaninchen ohne Verwandtſchaft, und iſt wohl kaum von der Größe des Haſen. Es grunzt wie ein Ferkel, ſchreit im Schmerz, murmelt oft, iſt in Braſilien zu Hauſe, und da es über das Meer zu uns gekommen iſt, nennt man es noch jetzt: Meerſchwein, oder auch wohl Meerferkel; der Landesname iſt Cuy.

Es hat Flecken von gelber, weißer und von dunklerer Farbe, vier Zehen an den Vorderfüßen, nebſt einem Daumen, der aber nicht ausgebildet iſt. Der Paka aber hat fünf Zehen an den Hinterfüßen.

Der haarige Leib hat meiſtens einen dicken, ſtumpfen Kopf. Der kurze und faſt kahle Schwanz fehlt bei einigen Arten ganz. Wegen der kleinen Füße laufen ſie nur ſchlecht, und meiſtentheils nur hüpfend. — Ihre Heimath iſt nur das wärmere Amerika, Braſilien namentlich, wo ſie unter der Erde und in hohlen Bäumen wohnen.

Die Vermehrung ſcheint der unſrer Kaninchen ähnlich. Man hält bei uns das Meerſchweinchen zum Spaß, und ehedem hielt man es auch zum Ernſt, wo man noch glaubte, daß es böſe Dünſte und die Rheumatismen aus dem Menſchenkörper an ſich zöge, und füttert es mit Früchten, Brodt, Weitzen, Gerſte, Hafer, Kohl, Laub, Obſt, Kohlrüben u. ſ. w. Sie ſitzen beim Fraß, wie die Eichhörner, auf den Hinterfüßen; ſaufen ſehr ſelten, und dann wie die Hunde, ſind auf jedes Geräuſch aufmerkſam, putzen ſich wie die Katzen, werden zur Begattungszeit auch beim Freſſen uneinig, knirſchen mit den Zähnen, ſtampfen mit den Hinterfüßen, beißen und treten einander.

Nach drei Wochen Trächtigkeit werden 3 bis 4 haarige Junge geworfen, die ſehend ſind, und nach 12 Stunden laufen können. Das Männchen tödtet ſie ebenfalls zuweilen, um ſich wieder paaren zu können. Sie haben dieſelbe Sitte der Kaninchen, die Jungen durch Beißen abzuſtrafen, ſind ſehr reinlich, und ſollen durch ihren übeln Geruch ſelbſt die Ratten, ja auch Wanzen vertreiben, dem der Verfaſſer jedoch gradezu widerſprechen muß.

Die Cavie am Vorgebirge guter Hoffnung hat vier gekerbte Vorderzähne in der untern Kinnlade, eine feine Stimme und ein eßbares Fleiſch. — Der Agouti länglichte Ohren; der Paka, deſſen 5 Finger ſchon erwähnt ſind, hat die Größe eines Kaninchens, und wird ſehr fett. Sein Fleiſch wird gern gegeſſen. Sein Aufenthalt iſt Südamerika.

Der Caypabara

wird hieher gerechnet. Er iſt ungeſchwänzt, hat, was ihn auszeichnet, eine Schwimmhaut zwiſchen den Zehen, und iſt in manchen Stücken, ſelbſt in der Geſtalt, dem Schweine ſehr ähnlich. Gern lebt er am Waſſer, und rettet ſich in daſſelbe vor ſeinen Feinden. Die Sumpf- und Waſſergegenden Südamerika's ſind ſein eigentlicher Aufenthalt. — Man nennt ihn auch Waſſerſchwein. Er iſt pflanzenfreſſend, und verzehrt ſeinen Fraß in ſitzender Stellung. Seine Stimme ſoll der des Eſels gleichen. Er wird ſehr fett, und wiegt zuweilen an 100 Pfund, und ſein Fleiſch iſt eßbar. — Nach andern Nachrichten nimmt man ſich nicht einmal die Mühe, ihn zu jagen, ſeines übelriechenden, ungeſunden Fleiſches wegen.

Obwohl in der That mit den Cavien verwandt, iſt doch noch erſt auszumitteln, ob dieſes Thier nicht ein eigenes Geſchlecht mache. Es iſt an drittehalb Fuß lang, ſcheint, auch zufolge ſeiner Füße, ſehr aufs Waſſer angewieſen, und frißt auch Fiſche.

26. Der Igel.

Man zählt einige Arten, die zu ſeinem Geſchlecht gehören.

Er iſt das einzige mit dem Stachelſchweine wärmerer Erdgegenden nicht ſo entfernt verwandte Stachelthier Europa's, wo er, mit Ausnahme der kälteſten Gegenden, überall zu Hauſe iſt. Seinen äußern Bau kennt faſt jedes Kind.

Er hat kurze abgerundete Ohren, ein umgebogenes Rändchen an jedem Naſenloche, zwei Vorderzähne in jeder Kinnlade; in der obern fünf grade und in der untern drei vorwärts ſtehende, zuſammen aber 18 Eckzähne. Der Backenzähne ſind auf jeder Seite vier, und die Füße fünfzehig. Die Stacheln können, wegen der vielſchichtigen Haut, nach verſchiedenen Richtungen gewendet werden.

Er hält ſich bei uns unter Geſträuch und Zäunen auf, ruht am Tage, und rollt ſich zuſammen, und ſucht des Nachts Mäuſe, Fröſche, Gewürme, kleine Vögel, Früchte, Wurzeln, und dergleichen. Am meiſten verfolgt er die Schaben. Des Winters über erſtarrt er und liegt in hohlen Bäumen, unter Baumwurzeln oder zwiſchen Steinen, u. ſ. w. oder aber gräbt ſich ſeine eigene Höhle, in welcher er auf Laub und Moos liegt, und welche 2 Röhren hat.

Er lebt monogam, und das Weibchen bringt nach 7 Wochen Trächtigkeit bis fünf Junge, die an zehn, paarweiſe an der Bruſt und am Bauche ſitzenden, Zitzen geſäugt werden. Die Begattung kann, der Stacheln wegen, nur liegend oder aufrecht ſtehend geſchehen, denn die Werkzeuge derſelben finden ſich unter dem Bauche.

Das friedliche Thier hüllt ſich zuſammenrollend in ſeine Stacheln, um ſich gegen Hund und Fuchs zu ſchützen, ja auch ſein übelriechender Harn, mit welchem es ſich im Nothfalle benetzt, dient ihm als Schutzmittel. Der Igel wird leicht zahm, ſäuft gern Milch; und wird namentlich, weil er ein guter

Mauſejäger iſt, häufig bei den Kalmucken gehalten, iſt aber auch bei uns nicht ſelten ein Hausthier.

Er beriecht mit ſeinem Rüſſel alle Gegenſtände, mit beſtändigem Naſerümpfen, wobei er helles Waſſer aus Mund und Naſe geifert. — Selten hört man ſeine Stimme. Nur in Angſt und Noth knurrt und quäkt er, jedoch kurz und abgebrochen. — Höchſt einzig iſt es, daß er die ſpaniſchen Fliegen in Quantität ohne Nachtheil ertragen kann. — Daß er ſich auf abgefallenes Obſt mit dem Rücken herumwälzt, und es mit ſeinen Stacheln aufſpießt, um es in ſein Lager zu tragen, verſichern nicht nur ältere, ſondern auch neuere Naturforſcher. (Es könnte auch wohl hier der Zufall ſein Spiel gehabt haben.) — Iſt das Thier eingeſperrt, ſo verzehrt es, nach alten und neuen Beobachtungen, ſeine Jungen.

Hie und da wird das Thier gegeſſen. Es iſt merkwürdig, daß es ſehr an Bandwürmern leidet. Viele andere Thiere leiden zwar an dieſen und andern Würmern ebenfalls, aber wohl keins in dem Maaße, als der Igel an dem Bandwurm.

Der Unterſchied zwiſchen Hund- und Schweinigel iſt blos willkührlich, und vielleicht durch Unkenntniß des Unterſchiedes zwiſchen männlichem und weiblichen Igel entſtanden. — Aber eine Varietät deſſelben unterſcheidet man an den längern Ohren.

27. Stachelſchwein. — Coandu — Urſon

Das Stachelſchwein erhielt ſeines Grunzen wegen dieſen Namen, und gehört eigentlich zum Geſchlecht der Igel nicht. Es hat in jeder Kinnlade zwei Vorderzähne, und in jedem Kiefer vier Backzähne.

Man findet es in den wärmern Gegenden Aſiens und Afrika's, und ſelbſt im ſüdlichſten Europa.

Es hat auf Rücken und Seiten ſchwarz- und weißgeſprengte Stacheln, von zehn bis zwölf Zoll Länge, die es nach Willkühr

aufheben und niederlegen kann, rollt ſich auch, wenn es verfolgt wird zumal, wie der Igel zuſammen, richtet ſchnaubend die raſſelnden Stacheln empor, und geht, wie dieſer, nur des Nachts auf Fraß aus, der größtentheils aus dem Pflanzenreich genommen wird. Zuſammengerollt iſt es meiſtentheils den ſtärkſten Thieren unangreifbar.

Wie bei Gemſen und einigen andern Thieren, findet man auch in ſeinem Magen Kugeln aus Haaren und Wurzelgeflechten, und in ſeiner Gallenblaſe will man, jedoch nur als große Seltenheit, eine Art Stein gefunden haben, den man ſonſt, als köſtliches Mittel gegen anſteckende und andere Krankheiten, ſehr theuer bezahlte. — Man ißt ſein Fleiſch; man räuchert es ſogar als Leckerbiſſen.

Ein Engländer hatte ein Stachelſchwein, nebſt einem Leoparden und einem Hund, einem Neufoundländer, die miteinander ſpielten. Jagten Hund und Leopard das Stachelſchwein, ſo flüchtete es, und da es gewöhnlich wohl bald eingeholt wurde, ſteckte es die Naſe in einen Winkel, ſchnaubte, erhob die Stacheln und prickelte den Angreifern in die Naſe. Dann wurden gewöhnlich dieſe unter einander uneins, und während deſſen entkam es.

Wiewohl es zu den veralteten Albernheiten gehört, daß das Thier ſeine Stacheln gleichſam losſchießen und damit faſt vergiften könne — Albernheiten, dergleichen wir überall beinahe ganz unerwähnt laſſen — ſo ſcheint doch ſo viel wahr zu ſeyn, daß eine Verwundung mit den Stacheln dieſes Thieres ſchwer zu heilen ſey.

Der Coandu

mit ſeinen glatten und weißlichen, zwiſchen rothbraunen Borſten liegenden, Stacheln wohnt in Braſilien, Mexiko und Guiana, und unterſcheidet ſich beſonders durch ſeinen Wickelſchwanz, deſſen er ſich beim Beſteigen der Bäume zum Feſthal-

ten bedient. Auch ſind, gegen die Gewohnheit ſeiner Verwandtſchaft, Vögel ſein Fraß. — Das Thier wird ſehr fett, und man findet ſein Fleiſch überaus wohlſchmeckend.

Ein anderes Stachelthier, das auf den Inſeln um Oſtindien in den Wäldern lebt, ſoll einen Schwanz haben, welcher der Länge ſeines Körpers gleich kommt. Und

---

der Urſon,

in Neuengland und Kanada, iſt einer Elle lang.

28. Der Slepez und die Schläfer.

Der Slepez.

Ein noch nicht lange entdecktes in Rußland, beſonders in Sibirien, heimiſches Thier, welches uns noch wenig bekannt iſt, aber wahrſcheinlich an die ſogleich zu beſchreibenden Schläfer angrenzt, oder gar mit ihnen geſchlechtsverwandt iſt.

Im Oberkiefer, wie im Unterkiefer, ſitzen zwei keilförmige platte Vorderzähne; die Füße ſind fünfzehig; die Augen ſehr klein, und die äußern Ohren fehlen, der Schwanz iſt ſehr kurz, oder fehlt auch. Ihre Wohnungen ſind unter der Erde, wo ſie einen Winterſchlaf halten.

Man unterſcheidet einen größern und einen kleinern Slepez. Der große Slepez wird zwiſchen 8 und 9 Zoll lang, hat einen langen dünnen Rüſſel, und röthlich ſchwarze Haare, der kleine hingegen hat einige Aehnlichkeit mit unſerer Waſſermaus, hat einen kurzen Rüſſel, und iſt überhaupt kaum an 4 Zoll lang. — Faſt wiſſen wir nichts mehr von beiden.

Die Schläfer oder Fettmäuſe

mit 20 Zähnen, worunter die beiden Vorderzähne grade, die untern eingebogen ſind, mit 4 Zehen an den Vorderfüßen, fünf

an den hintern, zottigem Schwanz und großen Augen, wohnen am liebſten, der Bucheicheln wegen, im Rothbuchenwald, ſind nur des Nachts thätig, ruhen am Tage, und liegen im Winter erſtarrt und fühllos in ihren hohlen Bäumen, oder unter den Baumwurzeln, und in Felſenklüften. Sie ſind treffliche Kletterer, leben von Früchten, auch wohl von Vögeln, Käfern, aber am liebſten von Nüſſen, wiewohl ſie auch ſogar Eicheln nicht verſchmähen. Die Ohren ſind kurz, und der lange Schwanz ſoll auch ihnen beim Springen treffliche Dienſte leiſten.

Sie erziehen ihre Jungen in Neſtern unter den Bäumen, machen viel Lärmens und Fauchens in der Paarungszeit, und werden ſehr fett. Sonſt mäſtete man ſie ſogar noch; jetzt werden ſie auch ungemäſtet gern gegeſſen.

Der Billich, Rellmaus

oder große Siebenſchläfer, oder auch wohl große Haſelmaus, in Größe und ſelbſt im Bau und Lebensart dem Eichhorn ſehr ähnlich, und daher mit langem buſchigen Schwanz verſehen, mit ſchwärzlichen Ringen um die ſchwarzen Augen, und mit bräunlich grauem Rücken, vierzehigen mit kurzen Daumen verſehenen Vorder= und fünfzehigen Hinterfüßen, wohnt nur in Europa's wärmern Gegenden, wo er Garten und Wald zum Aufenthalt wählet. Dieſe Thiere lieben beſonders trockene Orte. In ihrem Mooslager verſchlafen ſie den Tag, und ſelbſt wenn man ſie in Zimmern hält, bleiben ſie am Tage ſchläfrig, dahingegen ihr Winterſchlaf wegfällt, wenn das Zimmer nur warm genug iſt.

Sie ſind ſehr zänkiſch und beißig, leben von Bucheicheln, Fichten= und Tannenſamen, Beeren, Korn, Obſtkernen, auch von jungen Vögeln, und Vogeleiern, aber ſuchen ſich auch Miſtkäfer, und wahrſcheinlich wohl noch andere Inſekten.

Sie tragen für den Winter große Quantitäten Nüſſe ein, die ſie oft im Frühjahr, nach dem Erwachen aus dem Winter=

ſchlaf, nicht einmal verzehren können. Die Dauer dieſes Schlafes, in welchem ſich das Thier kugelrund zuſammenrollt, hängt von der Erwärmung der Luft ab, und das Thier hat in demſelben weit weniger Empfindung, als im wachen Zuſtande. Doch iſt es nicht etwa ganz unempfindlich, wie man wohl geſagt hat, ſondern wenn es geſtochen oder gebrannt wird, giebt es einige dumpfe Töne des Schmerzens von ſich.

Dieſe Thiere leben paarweiſe, begatten ſich im Frühlinge, und das Weibchen wirft 4 bis 5 ganz nackte Junge, die aber ſchnell heranwachſen. Man ſchätzt das Lebensalter derſelben auf 6 Jahr.

Das Mardergeſchlecht iſt der ärgſte Feind der Billiche. Das Fell derſelben iſt zwar ſehr ſchön, aber zu dünn und zart.

Die große Haſelmaus und die kleine Haſelmaus, oder Haſelſchläfer.

Die erſtere iſt etwas kleiner als der Billich, hat keinen ſo langhaarigen Schwanz, einen rothfahlen Rücken, und niſtet auch in Mauerlöchern; klettert auf die Bäume und an Geländer hinauf, und thut namentlich den Aprikoſen und Pfirſchen großen Schaden.

Die kleine Haſelmaus, nicht viel größer als eine Hausmaus, wohnt nur in Wäldern, in hohlen Bäumen, macht aber das Neſt für die Jungen in Haſelzweigen, oder im Dorngebüſch, frißt ſitzend, wie ein Eichhorn, mittelſt der Vorderfüße, und hat eben ſo viel Poſſirlichkeit wie dieſes, daher man ſie auch in Käfigen zur Beluſtigung hält.

Ihre Stimme iſt in der Angſt ein helles Quiken und Ziſchen.

29. Das Eichhorn.

Zwei Vorderzähne in jeder Kinnlade, in der obern keilförmiger und breiter, in der untern aber ſchmaler und ſpitzer;

im Oberkiefer fünf, im Unterkiefer vier Backenzähne an jeder Seite. Die Hinterfüße fünfzehig, die vierzehigen Vorderfüße haben ſtatt des Daumens nur eine Spur deſſelben. — Es gibt viele Arten, und wahrſcheinlich mehr, als die angenommenen, deren man einige zwanzig zählt.

Das gemeine Eichhorn.

Wer kennt unſer niedliches, munteres, poſſirliches und reinliches Thierchen und ſeine ſchönen lebendigen Augen nicht, das mehr auf Bäumen lebt, wo es von einem auf den andern hüpft, denn auf der Erde umherſpringt; ſich von Bucheln (Bucheicheln) Eicheln, Tannenzapfenſamen, von Nüſſen, aber auch von den Knoſpen *) der Bäume nährt?

Es lebt blos in Wäldern, nähert ſich nie den Wohnungen und ſcheuet das Waſſer überaus. Seine Geſchicklichkeit im Klettern iſt ſehr groß, die Krallen an den Füßen ſind dabei ſehr nützlich, und der lange Schwanz dient eben ſowohl, als bei den Katzen, zur Balancirſtange.

Das Thierchen baut ſich für den Sommer ſein regendichtes, warmes Neſt mit einem kegelförmigen Dache, aber es erſpart ſich auch dieſe Mühe wohl, und nimmt Krähen- und Elſterneſter ein, die es ſich zurecht macht, und legt ſich für den Winter Magazine von Nüſſen an, unter welchen man nie eine verdorbene Nuß finden ſoll. Auch iſt das Winterneſt nicht auf, ſondern neben den Bäumen.

Seine Haarbüſchel an den Ohren, ſeine auf dem Rücken und an dem Schwanze fuchsrothen Haare, und die weiße Farbe an Kehle, Bruſt und Bauch ſind auch kaum anzuführen. Doch

*) Wenn die Nahrungsnoth recht groß, und der Winter ſo ſtrenge, und der Schnee ſo tief iſt, daß die armen kleinen Geſchöpfe nichts mehr finden, behelfen ſie ſich wohl mit Baumrinde, gehen aber auch dann haufenweiſe zu Grunde.

die Farbe wechſelt, wie bei andern Thieren, nach Klima und Jahreszeit und zufälligen Urſachen; denn die rothen Eichhörner werden auch wohl braun, und die braune Farbe ſchlägt zuweilen ins Schwarze über. Höchſt ſelten ſind ganz ſchwarze und weißſcheckige, am allerſeltenſten aber ganz weiße Eichhörner*). — Solchen Farbenwechſel trifft man beſonders bei den Eichhörnern in Rußland, wo mehrere rothe Eichhörner im Winter bleifarben oder grau werden, und die Schwänze glänzend ſchwarz. Von dieſen grauen Eichhörnern mag wohl das bekannte Grauwerk (petit gris) kommen, von welchem man die Bauchſtücke inſonderheit Fehwamme nennt.

Die Begattungszeit iſt März und April, und das Weibchen bringt, nach vier Wochen Trächtigkeit, drei oder vier blinde Jungen. Die Männchen leiden in der Luſt- und Liebeszeit keine andern in ihrer Nähe. Zehn und wohl noch mehrere kämpfen miteinander um den ausſchließlichen Beſitz einer Gattin.

Das Fell unſerer europäiſchen Eichhörner benutzt man faſt gar nicht, und ihr ſüßliches Fleiſch findet wenig Liebhaber. Ihre Haare, beſonders die Schwanzhaare, dienen zu Malerpinſeln.

Wie anhänglich dieſe Thiere an den Menſchen werden können, iſt bekannt; doch bei der größeſten Zahmheit ſoll man ſich vor ihren gefährlichen Biſſen in Acht nehmen, denn ſie haben Launen.

Ein Eichhörnchen biß ſeiner Gebieterin die Nüſſe auf, und reichte ihr mit ſeinen Pfotchen die Kerne dar; kämmte und puderte dieſelbe im Scherz, und zählte Geld auf.

Es iſt übrigens bekannt, daß man dieſes Thier vor den bittern Kernen mancher Früchte, z. B. von Aprikoſen und Pfirſchen, am meiſten aber vor bittern Mandeln hüten muß, denn ſie ſind ihm, wie ſo manchen andern Thieren, tödtlich. Ein Stückchen Torte, welcher bittere Mandeln beigemiſcht ſind,

*) Aber wie auch die Farben ſeyn mögen, ſo begatten ſie ſich, ſo viel man jetzt beobachtet hat, ohne Unterſchied miteinander.

bewirkt dieſen Tod ſchon; ſüße Mandeln hingegen ſind unſchädlich. Man weiß, daß ſelbſt auf den Menſchen zuweilen bittere Mandeln höchſt gefährlich gewirkt haben.

Unter mancherlei Einzelnheiten führen wir nur noch folgende an. Es knackt dieſes Thier die Nüſſe nicht ſowohl, als ſchabt dieſelben vielmehr mit ſeinen überaus ſcharfen Zähnen auf; es ſcheuet große Sonnenhitze, und ſpielt und hüpft auf den Bäumen mit ſeinen Kameraden des Nachts umher. Am Abend ſchon geht das Scherzen, aber auch das Liebesſpiel und das Aufſuchen der Nahrung an.

Andere Arten der Eichhörner.

Es wär' eine unfruchtbare Mühe, und ſtimmte nicht mit dem Plane dieſes Werks, alle bisher bekannt gewordene Arten dieſes Thiers hier aufzuführen. Aber Folgendes darf nicht übergangen werden.

Die grauen Eichhörner Lapplands

ſollen, ohne Zweifel wenn ſie, wie der Lemming und andere Mäuſe durch Mangel an Nahrung dazu gezwungen ſind — aber eben ſo gewiß unter Beihülfe eines eigenen Naturtriebes — große Züge unternehmen, und über Flüſſe und Seen auf flachen Stückchen Borke oder Baumrinde ſetzen, und den hoch in die Höhe gehaltenen Schwanz als Segel benutzen. Bei ſanftem Winde geht die Fahrt gut, aber freilich, wenn ein Windſtoß, oder gar ein Sturm eintritt, gehen ganze Flotten zu Grunde. Es ſoll dieſe Art Eichhörner ſeyn, die zu Zeiten in großen Heeren aus den nördlichern Gegenden Nordamerika's in die ſüdlichern Gegenden wandern, und den Maisfeldern überaus nachtheilig ſind. Wie zahlreich ſie ſind? — In einer einzigen nordamerikaniſchen Provinz wurden in Einem Jahre über eine Million dieſer Thiere erlegt.

Aber nicht nur die grauen, ſondern auch die ſchwarzen Eichhörner in Nordamerika wandern zu gewiſſen Zeiten, und die einzige aber gewiſſe Erfahrung, daß einmal in zwei Tagen an 50,000 dieſer Thiere über den bekannten Niagarafluß ſetzten, wobei ebenfalls der Schweif zum Segel diente, nichts aber von Baumrinde, als Schiff, erwähnt wird, ſetzt wohl die Schifferkunſt dieſes kleinen Geſchöpfes außer Zweifel, wiewohl es ſich ſchwerlich mit der vorher bemerkten Waſſerſcheue deſſelben möchte vereinigen laſſen, zumal wenn dieſelben nicht auf Borkenrinde übergeſetzt wären.

Die geſtreiften Eichhörner Nordamerika's und Sibiriens ſcheinen ganz anders beſchaffen zu ſeyn, als die unſrigen, und haben nicht nur Backentaſchen, ſondern bauen auch, wie Murmelthiere und Hamſter, Höhlen unter der Erde, mit mehreren Röhren und Gängen. Neben den Höhlen ſind mehrere Magazine und Vorrathskammern angelegt, in welchen man je zuweilen an 15 Pfund Zirbelnüſſe gefunden hat.

Bekannte Hindoſtaniſche Eichhörner.

Eine Art, auf der Küſte Malabar, hat faſt die Größe einer Katze; iſt rothbraun auf dem Kopfe, auf dem vordern Theil des Rückens und den Seiten; aber der Schwanz, der Hinterhals und der Hintertheil des Leibes ſind ſchwarz. Doch läuft ein rothbrauner Streif über einen Theil des Halſes, und zieht ſich nach den Seiten hin. Es lebt von ſogenannter Kokosmilch (der in jungen Kokosnüſſen enthaltenen Flüſſigkeit), zernagt deshalb die junge Frucht auf den Kokosbäumen, und wird ebenfalls ſehr leicht gezähmt.

Der Rukkai (Sciurus macrourus)

hat ſeinen Namen von dem Ton, den er hervorbringt, und wird auch das ſchwarze Eichhorn von Ceylon genannt. Es iſt ebenfalls ſehr groß, und richtet in den Gärten und Pflanzungen auf Ceylon und Malabar großen Schaden an. Es iſt ein ſchönes, vielfarbiges Thier, deſſen Rücken, Backen, Füße und Bauch gelb ſind; deſſen Schwanz die Länge des Leibes dreimal hält, deſſen Körper grau iſt, mit roſenfarbener Schnauze, und bei dem ein ſchwarzer Streif, in Form einer Gabel, von den Ohren über die Backen hinläuft.

Das purpurfarbene Eichhorn iſt zwar größtentheils purpurfarben, hat aber gelben Bauch, und einen orangefarbenen Schwanz. — Der Palmiſt iſt grau mit drei gelblichen Streifen — und eine andere Art Eichhorn iſt rothäugig.

Wie viel andere Arten mögen ſich noch in Hindoſtans unbekannten Gegenden finden!

Das fliegende Eichhorn,

hinlänglich von allen übrigen Arten unterſchieden durch die pergamentartige, zwiſchen Vorder- und Hinterfüßen ausgeſpannte Schlapphaut (Flughaut), mit welcher es ein wenig flattern, aber keineswegs fliegen kann, weder wagerecht, noch in die Höhe hinauf. Nur ſchief von einem Baume herab vermag es ſich damit zu helfen. Auch mag es wohl von einem Baume zum andern hin ſich ſchwingen können, aber daran hat wahrſcheinlich die Sprungkraft wenigſtens eben ſo viel Antheil, als dieſe Flatterhaut.

Man hat von dieſen Thieren wieder zwei Verſchiedenheiten, die wirklich von einander abweichen — eins in Nordamerika's wärmern Gegenden, und eins im nördlichen Aſien und Europa.

Das Thier iſt übrigens den andern Verwandten in Allem gleich, und wird ſo zahm, daß es ſich von ſeinem Herrn mit in der Taſche umhertragen läßt.

Es hat die Größe unſers gewöhnlichen Eichhorns.

30. Fledermäuſe.

Ein Mittelding zwiſchen Maus und Vogel, ein Uebergang, wenn man will, von den Säugethieren zu den Eierlegenden, welches, wie ſchlecht ſein Flug ſeyn mag, doch viel beſſer als das fliegende Eichhorn, oder der fliegende Drache, in der Luft umherflattert (daher nicht Fliegemaus, ſondern Fleder- oder Flattermaus), faſt gar nicht gehen, ſondern nur klimmen und klettern kann — iſt dennoch ein wahres und wahrhaftiges Säugethier, und dem Anſcheine nach auf Erden faſt überall verbreitet. Es fehlen Schnabel und Federn der Vögel, dagegen finden ſich, außer dem weiten Maul mit ſeinen Zähnen, zwei Säugwarzen, woran die lebendiggebornen Jungen geſäugt werden.

Die Vorderfüße ſind faſt bei allen länger als der ganze Leib, und zwiſchen dieſen und den Hinterfüßen iſt eine florähnliche Haut — eben das Werkzeug des Flatterns — ausgeſpannt, welches in ſehr viele Falten zuſammengelegt werden kann. Die Zahl der Zähne iſt eben ſo ſehr verſchieden, als die Bildung dieſer Thiere überhaupt, von welchen man mehr als 20 Arten ohne Mühe angeben kann. Beſonders iſt die Naſe gar mannichfaltig und ſeltſam gebildet. Manche haben Schwänze, andere aber ſind ungeſchwänzt. Die weiten Ohren ſind mit einem beſondern Deckel verſehen. Die Vorderzehen könnte man faſt eher Finger nennen, von welchen der erſte mit einem ſcharfen Nagel verſehen iſt, um ſich mit demſelben an Wände, Gemäuer u. ſ. w. feſt anhängen zu können. Die übrigen dienen, die Florhaut auszuſpannen. Die Hinterfüße ſind gegen die Vorderfüße ſehr kurz. Will die Fledermaus gehen, ſo muß ſie

die langen vordern Spannzehen zurückſchlagen, und es ſieht dann faſt ſo aus, als ob ſie auf den Knien ginge, die Flügel hangen dabei auf beiden Seiten herab, gleichſam wie ein Paar Wetterdächer, und der Bauch wird auf dem Boden fortgeſchleppt. Man kann denken, was das für ein elendes Gehen ſeyn muß.

Der Kopf ſcheint gleichſam im Körper zu ſtecken; die Spaltung des großen garſtigen Maules reicht von einem Ohr zum andern, und iſt mit ſcharfen Zähnen beſetzt, die nicht nur ſtarke hirſchlederne Handſchuhe, ſondern die Finger ſelbſt durchbeißen können. Die ungewöhnlich großen und langen Ohren ſtehen im Fluge aufrecht, aber im Sitzen ſind ſie in Falten gelegt. Will das Thier etwas hören, ſchlägt es dieſelben wieder auf, und wachend hat es dieſe Ohren in beſtändiger, faſt zitternder, Bewegung. Die bei allen Arten kleinen Augen liegen tief neben den Ohren verſteckt, und in lange Haare verhüllt. Die Naſe iſt bei einigen ſo klein, daß es faſt nur Naſenlöcher ſind, bei andern trifft man ſie mit einem Kamme beſetzt.

Iſt das Thier auf der Erde und will fliegen, muß es zuvor erſt an einer Wand, an einem Baum u. dgl. hinaufklettern, dann läßt es ſich los, und fängt mit der Haut die Luft auf. Nie können die Fledermäuſe hoch fliegen — ihre ganze Einrichtung ſcheint nur für die zuſammengedrücktere und ſchwerere untere Luft zu ſeyn. Auch entfernen ſie ſich fliegend nie weit von ihren Schlupflöchern, und durchſtreichen nur ein Revier von etwa hundert Schritt. Sie können an zwei Stunden hintereinander den Flug fortſetzen, und dieſer iſt ſo ſanft und leicht, daß man ihn gar nicht hört, wie man das leicht an denjenigen bemerken kann, die etwa Abends in die offnen Zimmer, verlockt durchs Licht, hineinfliegen.

Sie wohnen in dunkeln, verborgenen Winkeln, unter Dachſparren, in hohlen Bäumen, in Höhlen, Löchern, Thürmen, Kirchen, und beſonders gern in alten Lehmwänden, und halten

ſich gewöhnlich in großen Haufen beiſammen auf. In Höhlen findet man oft ihren Miſt mehrere Fuß hoch aufeinander liegen. Es ſind in demſelben gewöhnlich noch die Reſte von Fliegen und von den Flügeln der Schmetterlinge enthalten. Von dem Boden einer Kirche wurden einmal 6 Fuder ſolches Miſtes fortgeſchafft.

Im Winter verfallen ſie in unſern kältern Gegenden, wo ihnen dann die Nahrung fehlt, in den ſtarren Winterſchlaf, zu welchem ſie ſich klumpenweiſe mit den Hinterfüßen aufhängen, und ſich in die Flughaut, wie in einen Mantel, einhüllen. Nur die Schnauze ſieht aus einem Ritze des Mantels hervor. Des Tages über ſchlafen ſie, auch in der wärmern Jahreszeit, und ſind nur in der Abend- und Morgendämmerung ſehr thätig, wo ſie die Dämmerungsfalter auffinden können, die eine ihrer Hauptnahrung iſt. Ueberhaupt freſſen ſie alle Arten kleiner Inſekten, Nachtfalter, Käfer, Schaben, Fliegen u. ſ. w., aber auch Alles, was Fleiſch und Fett heißt, daher ſie auch dem Geräucherten in Schornſteinen zuweilen ſehr nachtheilig ſind, und einen Schinken, oder eine Speckſeite ganz auffreſſen können. Sie ſaufen nicht; wie wollten ſie auch, wenn ſie zum Waſſer gekommen wären, ſich bei der Einrichtung ihres Körpers wieder aufhelfen können.

Die Eulen ſind ihre gefährlichſten Feinde, und ſuchen ſie ſelbſt in ihren Schlupfwinkeln auf; aber auch die Marder verſchmähen eine Fledermaus nicht.

Auf dunkeln Böden ſchwärmen ſie oft mit luſtigem Flattern fliegend und ſpielend umher, wobei ſie ein helles Pfeifen hören laſſen, faſt wie die Spitzmäuſe.

Zur Paarung ſondern ſich, Ende Aprils oder im Mai, Männchen und Weibchen von den übrigen ab, und bleiben einander treu. Das Langohr wenigſtens begattet ſich, indem ſich beide Theile irgendwo mit den Hinterfüßen anhängen. Das Weib-

chen bringt zwei Junge, welche ſich an ihre beiden Zitzen *) ſo feſt anhängen, daß ſie ſtundenlang mit ihnen herumfliegt. Welche Stärke muß dieſes Thier in ſeinen Muskeln haben! — Es geht etwa vier Wochen trächtig.

Ihr Geruch iſt widrig.

Ein Naturforſcher (Spalanzani) wollte ſehen, wie ſich die Fledermaus ohne Augen behelfen würde, und war grauſam genug, einer die Augen auszuſtechen. Das flatternde Thier hüthete ſich dennoch, an Balken und Wände und aufgehängte Baumzweige anzufliegen, und vermied alles, was ihr im Wege war. Es fand die bequemſten Stellen zum Niederlaſſen. Man hat daraus auf einen ganz eigenen, namentlich in den langen Ohren ſitzenden, Sinn ſchließen wollen, den die Fledermaus vor andern Thieren voraus habe — ein Schluß, gegen welchen ſich wohl Vieles mit Grund dürfte einwenden laſſen.

Die Zwergfledermaus,

die man auch bei uns findet, mißt nur einen und drei Viertel Zoll, da unſere gewöhnlichen Fledermäuſe etwa drittehalb Zoll halten. Sie fliegen ſehr geſchwind, und ſollen früher aus dem Winterſchlaf erwachen, als die andern.

Ob nicht dennoch dieſelbe mehr eine Ausart, denn eine Art iſt, und ob ſie ſich noch in andern Dingen von der gewöhnlichen Fledermaus unterſcheide, als in dem unſichern Unterſchiede von kaum drei Viertel Zoll, kann hier nicht erörtert werden. Wahrſcheinlich macht ſie eine eigene Varietät.

Das Langohr

iſt etwas kleiner als unſere gemeine Fledermaus, fünfzehig an Vorder- und Hinterfüßen, iſt noch nicht zwei Zoll lang, aber die

*) Einige Fledermäuſe ſollen jedoch vier Zitzen haben.

pergamentartigen, durchſichtigen Ohren halten einen Zoll, und die Flügel an ſieben Zoll. Sie hat eine kleinere und ſpitzigere Schnauze als die andern. Sie ſpielen unter allen unſern heimiſchen Fledermäuſen am liebſten, und kommen nicht nur des Abends ſpäter zum Vorſchein, ſondern ſchwärmen auch weit länger umher. Selten fliegen ſie in der Morgendämmerung aus. — Man glanbte ſonſt, dieſes Thier habe doppelte Ohren; der Grund liegt aber in einem Häutchen, der dem Ohre zum Deckel dient.

Man hatte eine ſolche Fledermaus gezähmt. *) Sie nahm Fliegen aus der Hand, ſchor ihnen zuvor die Flügel ab, und warf dieſe weg, ehe ſie die Fliege fraß; fraß auch rohes Fleiſch, und hielt während des Freſſens die Flügel rund herum vor den Mund. —

Noch andere, auch bei uns zu treffende Arten ſind:

Die rattenartige Fledermaus, mit langer breiter Naſe und langem behaarten Schwanze. Sie iſt die größeſte vielleicht in Deutſchland, und hat ein ſcharfes Gebiß. Im Oberkiefer iſt vorn eine kleine Zahnlücke, zu deren beiden Seiten zwei runde ſtumpfe Vorderzähne, jeder mit einem Nebenzäckchen, ſ.ehn. Dann folgen drei Hundszähne, und hierauf drei ſpitze Backzähne. Der Unterkiefer hat 6 kleine Schneidezähne, darauf drei Eckzähne, und ſodann drei Backenzähne mit fünf Spitzen. — Sie iſt ſo böſe, daß ſie kleinere Fledermäuſe, die in ihrem Revier jagen wollen, heftig beißt. Was ihr vorgehalten wird, zernagt ſie mit Ziſchen und mit dumpfen Tönen. Beim Herumfliegen läßt ſie einen klatſchenden Ton hören, wie wenn Jemand mit der Zunge klatſcht.

Die mäuſeartige Fledermaus, oder das kleine Mauſeohr, iſt kleiner, hat einen ganz in die Flughaut einge-

*) Es iſt nicht die einzige Art, die ſich zähmen läßt.

webten Schwanz, eine mauſefahle Farbe, ſchwärzliche Schnauze, Ohren, Füße und Flughaut, und weiße Nägel. Ueberall, wo dieſe Thiere wohnen, ziſchen ſie. Sie haben, wie mehrere, einen ſtarken biſamartigen Geruch im Sommer. Unter den Maikäfern richten ſie große Niederlagen an. Sie fliegt vorzüglich gern nach dem Lichte.

Die Speckfledermaus gehört zu den größern Arten — des Körpers Länge iſt drei, die des Schwanzes 2 Zoll, und die Breite der ausgeſpannten Flügel 1 Schuh vier Zoll, wovon anderthalb Zoll für den Körper abgehn. Das Maul iſt weniger weitgeſchlitzt. Es ſind ſehr beißige Thiere, die von einer Art kleiner weißer und durchſichtiger Läuſe ſehr geplagt werden.

Die rauchflüglichte Fledermaus iſt der vorigen ſehr ähnlich, hat aber behaarte Flügel und die Größe einer Hausmaus. Sie ſieht ſchmuzig fuchsroth, iſt kurz und fein behaart, aber der Schwanz iſt kahl.

Die größere und die kleinere Hufeiſennaſe werden zu einem andern, aber freilich ſehr verwandten, Geſchlecht gerechnet. Sie haben eine hufeiſenähnliche Naſe, und gehören zu den kleinern Arten; die Flügel ſind ſehr groß, und der Flug iſt ſchnell. Dieſe Arten können ſich leichter als andere von der Erde erheben. Man trifft dieſelben oft unter andern Fledermäuſen, und ſie ſchwärmen oft ſchon in den lauern Wintertagen umher — doch haben auch einige andere Arten einen nach der Temperatur der Luft mehrmals unterbrochenen Winterſchlaf.

Die kleinere Art unterſcheidet ſich beſonders dadurch, daß ſie ſtatt vier Säugwarzen nur zwei hat.

Der Vampyr

oder Blutſauger, in Amerika, Aſien und einigen Südſeeländern heimiſch, gehört nebſt dem noch größern, ihm ganz ähnlichen, fliegenden Hund zu den größeſten Arten der Fledermäuſe. — oder vielmehr — man kennt keine größere Arten.

Der Vampyr erreicht die Größe eines Eichhorns, und hält mit ausgeſpannten Flügeln vier, ja ſechs Fuß, hat einen Fuchskopf und eine mit feinen Stacheln verſehene Zunge. Die Flughaut zwiſchen den Hinterfüßen iſt getheilt, und der Schwanz fehlt.

Am Tage hängen dieſe Thiere zu Hunderten an den Bäumen. Nicht nur iſt bei ihnen, wie bei allen Fledermäuſen, der Geruch abſcheulich, ſondern auch die Stimme. In Bau und Lebensweiſe muß wohl eine andere Einrichtung Statt finden, als bei den übrigen Fledermäuſen, denn ſie ſollen ſich nicht nur auch von ſaftigen Gewächſen, ſondern auch von Fiſchen ernähren.

Sie iſt dadurch ausgezeichnet, daß ſie ſchlafenden Menſchen und Thieren das Blut ausſaugt, ohne daß ſie es fühlen. Wie fein und linde muß ihr Biß oder Stich ſeyn! Während des Blutſaugens fächeln ſie die Auszuſaugenden angenehm mit ihren Flügeln.

Man hat geſtritten, ob dieſes Blutſaugen tödtlich ſey, oder nicht. Man kann dreiſt antworten: „Ja!" und auch „Nein!" Kräftige Naturen ſterben gewiß nicht daran. Aber viele der armen, aus Futtermangel in der Wildniß aus- und abgemagerten, Pferde im ſüdlichen Amerika finden mitunter allerdings ihren Tod durch den Blutverluſt, an welchem der Vampyr Urſach iſt.

Manche andere Arten kennen wir ſehr wenig.

31. Die Hamſter

haben zwei Vorderzähne im Ober- und Unterkiefer, und in beiden an jeder Seite drei Backenzähne; die Vorderfüße mit vier, die Hinterfüße mit fünf Zehen; zu beiden Seiten des innern Mauls, im Unterkiefer, große Backentaſchen, um darin Vorräthe für die Zeit des Mangels einzutragen.

Der Hamſter,

das einzige Thier Europa's, welches, wie der Affe, Backentaſchen hat, worin etwa 3 bis 4 Loth Getreide-Körner Platz haben, iſt in vielen Gegenden Europa's und Aſiens zu Hauſe, jedoch nicht in allen, daher er ſelbſt einem ſo großen Naturforſcher, als Graf Büffon war, anfangs entging. Er lernte ihn erſt durch die zugeſchickten Exemplare und Beſchreibungen aus Straßburg und Caſſel kennen.

Statt des Daumens, als fünften Finger, hat das Thier eine Kralle; auf dem Rücken und an den Seiten ſieht er rothbraun, und unter dem Bauche, faſt ganz gegen alle Aehnlichkeit mit den übrigen Thieren, ſchwarz. Er iſt etwas größer als eine Ratte, und die Länge ſeines Körpers beträgt 10 Zoll. Der dicke ſtumpfe Kopf iſt mit zugerundeten Ohren verſehen, die Augen ſind klein, und der halb kahle Schwanz iſt kurz.

Er gräbt ſich im dazu geeignetem Boden vier, ja zehn Fuß tiefe Baue unter der Erde, verſehen mit einem ſenkrechten Eingang und ſchrägem Ausgang, um den Unrath daraus fortzuſchaffen. Im Bau gibt es 3, 4, ja 5 Kammern, ſowohl die Vorräthe darin aufzubewahren, als auch dem Unrathe ein eigenes Behältniß zu ſchaffen, und eine beſondere Wiegenſtäte gleichſam für die geworfenen Jungen zu haben.

Dieſe feindſeligen Thiere leben nicht familienweiſe beiſammen. Das Männchen hat ſeinen eigenen Bau, und das Weibchen auch, und nur in der Begattungszeit, zu Ende Aprils, ſind beide beiſammen. Dieſe Geſelligkeit dauert jedoch nur einige Tage. Das Weibchen geht ſodann etwa gegen fünf Wochen trächtig, und wirft 6 bis 9 Junge, die ſowohl kahl als blind ſind, aber jedoch mit allen Zähnen auf die Welt kommen. Sie ſäugen an 8 Säugwarzen, wovon vier an der Bruſt, vier am Bauche liegen. — Es ſcheint, und iſt wahrſcheinlich, daß das Weibchen mehr als zweimal im Jahre trächtig wird, denn noch

im September findet man in Einem Baue Mutter und junge Kinder beiſammen. — Die Hamſter werden etwa gegen 8 Jahr alt — nach Andern gar nur 4 Jahr.

Der Hamſter nährt ſich im Sommer von grünen Kräutern, Wurzeln und abgefallenen Baumfrüchten; doch nimmt er auch mit Mäuſen, Käfern u. ſ. w. fürlieb. Im Herbſte frißt er Getreide, Erbſen, Bohnen u. ſ. w. und trägt daſſelbe auch in ſeine Vorrathskammern, ſo, daß er jede Getreideart beſonders aufhäuft. Er nimmt das Eingeſammelte mit ſeinen Pfoten aus den Backentaſchen heraus. — Man findet oft an 60 Pfund Getreide in ſeinem Magazin, wovon er dann zehrt, wenn die Kälte nicht zu groß wird, denn in dieſem Falle erſtarrt er, und fällt in einen Winterſchlaf, der ſo lange dauert bis die Wärme wiederkehrt, wo er auflebt. Da alsdann die Natur noch ſehr dürftig für ihn iſt, ſo lebt er von dem noch übrigen Vorrathe, bis Alles wieder grünt und blüht. Gegen den April macht er ſeine, zuvor gegen die Kälte verſtopften, Gänge oder Röhren auf, verbeſſert dann, was im Baue ſchadhaft iſt, oder gräbt ſich auch wohl einen ganz neuen Bau.

Bringt man das Thier aus ſeinem Bau und Winterſchlaf in eine warme Stube, ſo wacht es zwar bald wieder auf, iſt aber ſehr täppiſch, und behält überall ſeine böſe beißige Natur, nach welcher es ſich, ſelbſt mit ſeinem Weibchen, nur ſo lange gut verträgt, als ſein Naturtrieb dauert. — Indeſſen käme es darauf an, was aus dem Thiere würde, wenn man ſich die Mühe nehmen wollte, es zu gewöhnen und zu erziehen. — Es ſpringt auf Pferde, Menſchen und Hunde los, denn es ſetzt ſich gegen Jedermann in Wehrſtand. Indeſſen werden die Hunde, die ein= oder zweimal von dem Hamſter ſind in die Naſe gebiſſen worden, bald klug genug, ihn im Genick zu packen, und mit zwei oder drei Biſſen abzuwürgen. Unter ſich ſelbſt kämpfen ſie bis auf den Tod.

Wohl mag in manchen einzelnen Jahren und in manchen Gegenden der Hamſter ſehr ſchädlich geworden ſeyn. Im Gothaiſchen allein wurden in Einem Jahre einmal an 30,000 Stück eingeliefert, ohne daß im nächſten Jahre eine beträchtliche Verminderung zu ſpüren war. In manchen Jahren ſind ſie vorzüglich häufig. So waren ihrer vor etwa 10 Jahren ſo viele, daß ſie nicht nur in die Weinberge kamen, denn das pflegen ſie auch ſonſt wohl zu thun, weil die Weintrauben ihnen ein Leckerbiſſen ſind, ſondern ſelbſt in die Gärten, wohin ſie nicht ſo häufig kommen, weil ihnen die abgeerndteten Getreidefelder nichts mehr zu freſſen darboten. Was man aber auch von dem Schaden des Hamſters geſagt hat, ſo hat man doch niemals von ſeinem Getreideeinſammeln einen merklich nachtheiligen Einfluß auf unſere eigene Erhaltung geſpürt, um ſo weniger, da, je mehr ihrer ſind, deſto mehr von den Hamſtergräbern ausgegraben werden. Man ſchlägt ſie todt, und beraubt ſie ihres eingetragenen Getreides, welches gewöhnlich das ausgeſuchteſte und beſte iſt.

Starke und anhaltende Winter ſcheinen doch viele von dieſen Thieren aufzureiben, ſo wie ihnen hingegen naſſe Jahre zur Vermehrung ſehr günſtig ſeyn ſollen. Die Marder ſind ihnen gefährlich und vertreiben ſie nicht nur aus ihrem Bau, ſondern tödten ſie auch. Auch reiben ſie ſich unter einander ſelbſt auf. Ein Weibchen erwürgte das mit ihr zugleich eingeſperrte Weibchen in Einer Nacht, machte eine Oeffnung in den Bauch deſſelben, und fraß einen Theil der Eingeweide. Ihre Felle geben ein Pelzwerk, das wir gar nicht ſo geringſchätzen ſollten, als es zu geſchehen pflegt, weil es ſo leicht zu haben iſt. Es ſoll eine Zeit gegeben haben, wo man es in Rußland ſtark ſuchte.

Ob man nicht das Fleiſch des Hamſters ſollte genießen können? Man findet, außer dem gewöhnlichen Hamſter, auch ſchwarze, gelbe, ſcheckige u. ſ. w.

32. Die Zieſelmaus (Ohrloſes Murmelthier)

iſt vorzüglich im ſüdlichen Rußland und in Sibirien, nur noch ſehr ſelten in Böhmen und Schleſien, zu Hauſe, und dem Hamſter ſo ähnlich, daß ſie von Manchen für daſſelbe Thier gehalten wird. Sie hat aber einen kleinern dünnern Körper, faſt wie das Wieſel, ſchlüpft auch wie dieſes überall hindurch, wo der Kopf nur irgend durchgezwängt werden kann; die äußern Ohren fehlen gänzlich, und ſtatt derſelben findet ſich ein dicker behaarter Wulſt; die großen braunen Augen ſtehen hervor, der behaarte Schwanz iſt kurz, und die kurzen Füße ſind fünfzehig. An der Daumenwarze findet ſich eine Kralle.

Das Thier hat zwar Nahrungsmittel, den Bau unter der Erde, den Winterſchlaf und übrige Lebensweiſe mit dem Hamſter gemein, ſoll auch wie dieſer Wintervorrath eintragen, und beide Thiere wohnen häufig in einerlei Gegend, belaufen ſich aber nie miteinander. — Die Zieſelmäuſe werfen faſt eben ſo viel Junge als der Hamſter, mit welchen das Weibchen einen Monat trächtig geht. Die Farbe mag wohl nicht blos aſchgrau ſeyn, ſondern es giebt auch gelbliche, desgleichen gefleckte und gewäſſerte, deren Felle nicht im Winter, ſondern im Frühlinge am beſten ſeyn ſollen, wo ſie keine Fettigkeit haben. Die ſchön gefleckten werden zu guten Preiſen an die Chineſen verhandelt. Das Fleiſch wird von mehreren Nationen, namentlich von den herumziehenden Völkerſchaften, gern gegeſſen. Man findet dieſe Thiere von der Größe eines Murmelthiers, bis zur der Größe einer Waſſerratte hinab. Sie ſchlafen ſehr feſt, ſind übrigens poſſirliche Geſchöpfe, und werden in der Jugend leicht zahm.

Anmerk. Mehrere Varietäten, ſowohl des Hamſters als der Zieſelmaus, mögen ſich wohl noch in verſchiedenen Gegenden Polens und vielleicht ſelbſt Ungarns finden; aber wir haben keine genügenden Beſchreibungen von denſelben.

33. Das Murmelthier

heimiſch in den höhern Gebirgen Aſiens und Europa's, und in dem letztern Erdtheil faſt nur, oder doch beſonders nur, in den Pyrenäen und Alpen, wo es ſich die entlegenſten und unzugänglichſten Thäler und die trockenſten Oerter ausſucht, lebt blos von Wurzeln und Gewächſen. Einige Inſekten mögen jedoch auch mit verſpeiſt werden.

Im Sommer bewohnt es die höhern Gebirgsgegenden, und hält ſich in der Nähe von Höhlen uud Steinhaufen auf, da es hingegen im Winter ſein Quartier in tiefern Gegenden nimmt.

Das Murmelthier ſieht der dicken Haare wegen größer aus, als eine Katze, iſt es aber in der That nicht. Es mag etwas daran ſeyn, daß es ſowohl mit dem Bär als mit der Ratte in Bau und Bildung Aehnlichkeit habe.

Die Farbe iſt braunroth, am Bauche und an den Füßen gelblich, am Schwanze ſchwarz.

Sie leben in großen Geſellſchaften, und ſind gegen andere Thiere ſehr friedlich. Werden ſie in ihren Wohnplätzen geſtört, oder gar verfolgt, ſo verlaſſen ſie dieſelben, und ziehen in ganzen Schaaren von einem Berge zum andern.

Sie lieben den Sonnenſchein ſehr, und die Wärme des Sonnenſtrahls ſcheint ihnen außerordentlich zu behagen. Wollen ſie weiden, oder ſich zum Ruhen niederlegen, ſo richten ſie ſich auf den Hinterbeinen, auf welchen ſie überhaupt gern ſitzen, in die Höhe, überriechen oder überſchnuppern und überſehen die ganze Gegend umher. — Daß ſie Schildwachen ausſtellten, iſt, wie ſo viel Anderes von dieſen und andern Thieren, in neuern Zeiteu kurz weg für eine Fabel erklärt. Oft hat jedoch die Beobachtung älterer Zeiten beſſer geſehen, als die in den neueſten oder doch neueren, welche die Beobachtungen nach ſchon vorhergenommenen Anſichten einzwängten.

Der erſte unter der Geſellſchaft, welcher einen Widerſacher, Menſchen oder Hund, erblickt, gibt durch einen lauten und durchſcheidenden Pfiff ein Warnungszeichen, den die übrigen alleſammt, einzeln wie es ſcheint, wiederholen, und dann eiligſt die Flucht nehmen. Die Jäger ſollen aus den wiederholten Pfiffen abnehmen können, wie viel Murmelthiere ſich an einem Platze befinden. — Auch die Veränderungen des Wetters ſollen ſie, gleichſam wie die Hähne, durch ähnliches Geſchrei ankündigen.

Für den Winter baut ſich das Murmelthier eine Höhle, um in Geſellſchaft mehrerer andern ſeinen Winterſchlaf darin zu halten, aber auch ſeine Wintervorräthe, welche faſt allein aus ſorgfältig getrocknetem Heu beſtehn, aufzubewahren, von welchen es ohne Zweifel nach dem Erwachen, wo die Natur aber noch nicht weder Kraut noch Gras giebt, wenn auch nur einigermaßen leben mag. Sie liegen vom Oktober an bis zum April, und, je nachdem die Witterung iſt, wohl noch länger, in dieſen Höhlen oder Bauen, von welchen die Ausgänge ſo gut verſtopft ſind, daß man dieſelben kaum gewahr wird. Die alte Sage, daß ſie den Heuvorrath ſo eintrügen, daß derſelbe dem einen Murmelthier auf den Bauch gepackt und dieſes dann von den andern fortgeſchleppt würde, wobei die hoch emporgehaltenen Füße ſtatt Seitenſtangen dienten, erwähnen wir blos. Sie iſt für eine Fabel erklärt, und die Thiere tragen das Vorrathsheu im Munde zur Höhle.

Das Weibchen paart ſich mit dem Männchen im April und Mai, und geht ſieben Wochen trächtig, wo es ſodann zwei — zuweilen wohl auch noch eins ſo viel Junge wirft.

Jung gefangen, wird das Thier ſehr leicht gezähmt, und läßt ſich zu mancherlei kleinen poſſirlichen Kunſtſtücken abrichten. Die blutarmen Savoyarden unterziehen ſich dieſer Mühe, und ziehen mit dem Murmelthier nach Frankreich und Deutſchland, laſſen es tanzen, einen Stock nehmen, u. ſ. w. und ernähren ſich

davon, oder ernährten ſich doch ſonſt davon, da die nicht allzu-geſtrenge Polizei die Thiere noch nicht verdächtig fand. — Jetzt freilich ſind alle Thierführer ein für allemal als General-räuber und Spitzbuben angenommen, obwohl man es nicht eben durch ſo viele Vorfälle, als erforderlich wären, belegen kann. — Aber das macht die Polizei, die mit der Naturgeſchichte, weder von gleicher Art noch ſelbſt Geſchlecht, — mit einem Worte, nicht befreundet iſt.

Mit den Hunden hat es niemals gern etwas zu thun; iſt es aber erſt der Gunſt ſeines Herrn und deſſen Unterſtützung gewiß, bindet es ſogar mit ihm an, und beißt auf ihn; ſeine vier Vorderzähne ſind höchſt ſcharf, doch iſt es gegen Niemand böſe, als nur gegen Hunde.

Es zernagt mit dieſen ſcharfen Zähnen faſt Alles, was vor-kommt, ſelbſt das Holz des Käſigs, in dem es eingeſperrt iſt — faſt wie das Stachelſchwein.

Es bringt, ſitzend auf den Hinterfüßen, mit den Vorder-füßen ſeinen Fraß zum Munde, worin es denn dem Eichhörn-chen ähnlich iſt; läuft bergauf, faſt wie der Haſe, überaus ſchnell und hurtig, iſt aber auf Ebenen viel langſamer, klettert auf Bäume — mithin mag es wohl bei der ganz eigentlichen Wurzel und auf dem Erdboden wachſenden Pflanzennahrung nicht ſein Bewenden haben — und hilft ſich leicht an zwei Felſenwänden in die Höhe, wovon, wie man in Frankreich — im Scherz ohne Zweifel — ſagt, die Savoyarden das Kamin-klettern und Fegen erlernt hätten.

Sie freſſen in der Gefangenſchaft Brod, Früchte, Wurzel-werk, Kohl, aber auch Maikäfer, Grashüpfer, u. ſ. w.; aber die liebſte Koſt ſind Butter und Milch. Die letztere ſuchen ſie zu bekommen, wie ſie können, und trinken ſie, vergnüglich mur-melnd oder murrend vielmehr, in großer Menge. Selten trinken ſie Waſſer; Wein verabſcheuen ſie. Spielen und liebkoſen ſie, ſo haben ſie das Geknurre eines jungen Hundes. Macht man

ſie böſe, ſo iſt ihr Pfeiffen ohrenzerſchneidend. Ihren Unrath ſchaffen ſie, wie die Katzen, beiſeite; haben einen widrigen Geruch, beſonders im Sommer; werden im Herbſte ſehr fett, vorzüglich an einigen Theilen des Körpers; arbeiten ihre Höhlen mit höchſter Genauigkeit aus, deren Eingang kaum einer Fauſt groß iſt, und mit Moos und Heu, ſelbſt mit Erde und Steinen höchſt genau und ſorgfältig zugeſtopft wird. Die Geſtalt ihres Baues iſt mit Wahrheit ſchon oft mit der Figur des Y verglichen, *) wovon die beiden Spitzen die Eingänge bilden, die in einen gemeinſchaftlichen Sack führen. Der Winteraufenthalt iſt mit Moos und Heu weich gemacht. — Wie ſie gemeinſchaftlich den Wintervorrath einſammeln, arbeiten ſie auch gemeinſchaftlich an den Winterhöhlen.

Im Winter ſind ſie am fetteſten, wiegen an 20 Pfund, und die Schinken, die einen etwas ſtarken Geruch ſelbſt nach dem Einwäſſern und Räuchern behalten, werden doch geräuchert und gegeſſen.

Man hat weiße und gefleckte Murmelthiere.

Der Boback

lebt in verſchiedenen Gegenden Europa's und Aſiens, und iſt ebenfalls nichts andres, als ein Murmelthier — das Murmelthier Polens, wie manche Naturforſcher ſagen.

Der Boback beſucht und bewohnt nicht ſo hohe Gebirgsgegenden, als das Murmelthier, und, merkwürdig genug, bauen im lockern Erdreich nur einige, im ſteinigen Boden aber weit mehrere, und zwar 15, ja 20 miteinander.

Nur durch die Haarfarbe, die heller iſt, unterſcheidet es ſich von dem Murmelthier der Alpen, und durch eine Art Daumen (wiewohl kein eigentlicher Daumen da iſt, wovon aber

*) Einige leugnen die Mehrheit der Röhren — ob aber mit Grunde?

auch die Spur dem Murmelthiere fehlt). — Auch ein, aber viel kleineres, Murmelthier in Kanada (Monax) iſt mit ihm ſowohl, als mit dem Murmelthiere ſelbſt, wahrſcheinlich einerlei, oder doch höchſt nahe verwandt.

Wie Klima und Erdgegend bei dieſen und bei andern Thieren die Unterſchiede macht? — Wer hat es eingeſehn?

34. Die Maulwürfe,

von welchen man gar mancherlei Verſchiedenheiten hat, ſind auch weit, jedoch mit Ausnahme der kälteſten Gegenden, auf der Erde verbreitet.

Die obere Kinnlade hat ſechs ſpitzige größere Vorderzähne, die untere acht. Der Eckzähne ſind in jedem Kiefer, an jeder Seite, einer; der Backenzähne aber oben an jeder Seite ſieben, unten aber nur ſechs. Die großen breiten Vorderfüße haben fünf ungleiche Zehen, und ſind recht eigentlich und vortrefflich, wie Schaufeln, zum Arbeiten in der Erde gebildet, und mit langen Krallen bewaffnet. Die kleinern, aber längern Hinterfüße haben ebenfalls fünf Zehen mit Nägeln oder Krallen. Ueberhaupt ſind die Füße (Beine) ſehr kurz, und bis auf die eigentlichen Füße faſt ganz unter der Haut verſteckt. Augen und Ohren liegen tief unter den Haaren, ſo tief, daß man in Anſehung der erſtern glaubte, ſie fehlten dem Thiere ganz und gar, und das Thier für blind hielt; aber ſie haben ihre kleinen hellen Augen, etwa von der Größe eines Mohnkorns, die ſie auch beim Mondenlicht, wo ſie, beſonders zur Zeit der Paarung, über die Erde hinaufkommen, wohl nöthig haben. Die äußern Ohren bemerkt man nur an einem nur wenig erhabenen Rand. — Auch der ſpitze Rüſſel iſt für ſeine Lebensart eben ſo vortrefflich eingerichtet, als ſeine Vorderfüße. Die lange Naſe an demſelben iſt das Werkzeug des feinſten Riechens. Auch ſein Gehör iſt vortrefflich. — Kopf und Körper ſind, faſt wie ohne Hals, mit einander unmittelbar verbun-

den. Die Weibchen haben 6 Säugwarzen, und werfen des Jahres mehreremal. —

Merkwürdig iſt es, daß er ſeine Zähne mit einem eigenen häutigen Blättchen bedecken kann, wodurch denn das Maul gegen das Hineinfallen der Erde, beim Umwühlen derſelben, geſchützt wird.

Der gemeine Maulwurf

macht ſich einen eben ſo feſten als künſtlichen Bau, ausgefüttert mit Moos und Blättern, unter der Erde, wo er mit ſeinem Weibchen wohnt. Dieſe Wohnhügel haben eine beträchtlichere Größe als diejenigen, welche er auf ſeinen Fährten der Würmer wegen aufwirft. Hier iſt die Geburtsſtäte der Jungen, deren die Mutter vier bis fünf wirft, und die, wie man ſagt, nach wenigen Tagen wie junge Katzen ſpielen ſollen. Dieſe Wohnungen halten bis anderthalb Schuh Durchmeſſer, und oft 5 Fuß Tiefe. Indeſſen mag der weibliche Maulwurf, wenn ihn vielleicht die Noth zwingt, namentlich die Näſſe, die er höchlich verabſcheut, ſein Wochenlager an andern Orten halten. Wenigſtens hab' ich einmal in der Tiefe einer hohlen Weide, und in lauter Weidenerde, ein Neſt junger Maulwürfe gefunden. — Der Hauptbau des Maulwurfs iſt auch ſein Hauptquartier. Von dieſem laufen die flachern Nebengänge nach allen Richtungen zu, in Feld, Wieſe und Garten hin, und erſtrecken ſich oft mehr als zweihundert Fuß lang; ja ſie gehen, nach glaubwürdigen Nachrichten, ſelbſt unter kleinen Bächen hin *).

Welches Zetergeſchrei erhebt nicht der geſtrenge Gärtner über die Verwüſtungen des kleinen Geſchöpfs, wenn es ihm ein Paar Pflanzen mit dem Rüſſel aufgelockert hat. Es thäte Noth, die ganze Oekonomie der Natur würde wegen einer Handvoll Salat mehr oder weniger ſtracks umgeändert! Nur

*) Daß ſie gut ſchwimmen können, wird von Vielen geleugnet.

im höchſten Nothfall etwa frißt der Maulwurf junge Pflanzenwurzeln, aber ſeine Hauptnahrung ſind Gewürm und Inſekten, und ſeine Leckerbiſſen inſonderheit Maulwurfsgrillen, Engerlinge (Larven der Maikäfer) und Regenwürmer, durch deren Vertilgung er weit mehr nützlich wird, als er jemals ſchädlich werden kann. Der Verfaſſer, der nie gern das wohlberechnete Gleichgewicht der Natur ohne Noth geſtört hat, hat immer in ſeinen Gärten den Maulwurf ſchalten und walten laſſen, wie unangenehm es ihm auch zuweilen war, zumal wenn es über neuangelegte Lieblingspflanzungen herging. So viel er ſich erinnert, war ohne Ausnahme die Folge, daß die Thiere im nächſten Jahre ſich weggezogen hatten, wohl ohne Zweifel, weil ihnen nun die bereits verzehrte Lieblingskoſt fehlte.

Will man indeſſen dieſe Thiere los ſeyn, ſo iſt, ſtatt aller der hundert oder tauſend vorgeſchlagenen, zum Theil höchſt poſſirlichen Mittel, am beſten, dieſe Thiere in ſehr bekannten eigenen Fallen zu fangen, zumal in denjenigen Gegenden, wo ſich manche Leute ganz eigends vom Maulwurfsfang ernähren, oder aber zu den, jedem Gärtner bekannten Zeiten, wo ſie die Erde aufſtoßen, und wobei ſie immer gern die alten Gänge und Fährten behalten, mit dem Spaten aufzupaſſen. Auch könnte man ſich Hunde zum Maulwurfsfang abrichten, und man hat deren, bei welchen es ſehr leicht ſeyn würde, namentlich bei den Spitzen. Lederkalk, der an der Luft zerfallen iſt, zu einem Löffel voll in ihre Löcher gethan, und dieſe dann zugetreten, ſoll vortreffliche Dienſte thun. Der Kalk kommt dem Thiere beim neuen Aufſtoßen in Naſe oder Mund, und es ſoll dann an der Auszehrung ſterben. Hätte man nur ein kleines Beet Pflanzen gegen den Maulwurf zu ſchützen, ſo würden ſpitz und eckig zugeſchnittene und in die Erde geſteckte Holzſtäbchen ſehr gute Dienſte leiſten, indem die kleinſte Verletzung der Naſe, der kleinſte Nadelſtich in dieſelbe, dem Thiere tödtlich iſt.

In der Paarungszeit, die wohl des Jahres zweimal fallen mag, ſtreiten die Männchen mit Ziſchen und Quiken. Ihr überaus haltbares glänzendſchwarzes Fell müßte ein koſtbares Pelzwerk geben.

Eine Seltenheit muß ich bemerken. Eine große und wohl ſtundenbreite Inſel war im Anfang des Frühlings wohl einige Wochen lang hoch überſchwemmt. Kaum daß der Boden wieder trocken war, fanden ſich überall Maulwurfshügel. Wie haben ſich die Thiere erhalten? Weiden und andere Bäume waren nur ſehr ſpärlich vorhanden.

Man hat verſchiedene Spielarten in Anſehung der Farbe — gelbe, weiße, weißgefleckte, ja ganz weiße, die jedoch bei uns überaus ſelten, aber in Aſien häufiger zu treffen ſind.

Zwei Abarten nennen wir inſonderheit,

den Goldmaulwurf und den Ykipara.

Der erſtere, am Vorgebirge der guten Hoffnung zu Hauſe, deſſen braune Haare ins Grüne und Röthliche ſpielen, und dadurch eben einen Goldglanz hervorbringen, iſt ohne Schwanz, und hat an den Schaufelfüßen nur drei Zehen.

Der Ykipara lebt in Südamerika, und erregt ein gewaltiges Getöſe unter der Erde, ſo, als ob man Pauken hörte. Wie er das macht, iſt nicht beſchrieben, ſo wie überhaupt das ganze Thier noch nicht bekannt iſt.

35. a. Biber.

Dieſes in ſeiner Art einzige Thier, welches faſt in allen etwas kältern Gegenden Europa's, Aſiens und Amerika's ſich findet, hat einen kurzen platten Kopf, eine dickſtumpfe Schnauze, in jeder Kinnlade zwei ſehr harte, ſcharfe und immer gelber werdende Vorderzähne, vier Backenzähne an jeder Seite des Oberkiefers, und im Unterkiefer auch wohl noch einen mehr. Die Ohren ſind kurz, die fünf Zehen der Vorderpfoten von ein-

ander getrennt, und mit ſcharfen Krallen bewaffnet, die fünf Zehen aber, an den unten kahlen Hinterfüßen, ſind durch eine Schwimmhaut verbunden, die Füße ſind kurz. Beſonders aber zeichnet dieſen Waſſerbaukünſtler der platte mit Schuppen belegte Schwanz aus, der einen Fiſchgeſchmack hat. Unter demſelben liegen die Drüſen, die das Bibergeil liefern. Es ſind zwei birnförmige Erhöhungen, und die daraus kommende Feuchtigkeit iſt fett und gelblich, von ſtarkem widrigen Geruch, ekelhaft bitter im Geſchmack, und hell auflodernd im Feuer. Trocknet man dieſelbe, ſo wird ſie braun, und heißt dann eben Bibergeil. Beim männlichen Biber wird davon zuweilen ein Pfund, beim weiblichen ſelten mehr als 4 Loth angetroffen.

Der Biber hat die Größe eines mittelmäßigen Hundes. Ausgewachſen mißt er ohne Schwanz, der etwa bis 12 Zoll hält, 2 bis 3 Fuß Länge. Das ſtruppige Kopfhaar verdeckt Kopf und Augen; aber das Oberhaar des Körpers iſt länger, dunkelbrauner, feſt und glänzend, und das darunter liegende weiche, ſeidenartige und wollige bräunlich gelb. — Je weiter nach Norden zu, deſto ſchöner ſein Pelz. — Gefleckte und ganz weiße ſind äußerſt ſelten.

Sein ſchleppender Gang ſieht wie lendenlahm aus, aber höchſt geſchickt iſt ſein Rudern im Waſſer, wobei ſein Ruderſchwanz treffliche Dienſte thut. Mit einem Schlage dieſes Schwanzes auf die Oberfläche des Waſſers warnt er vor herannahender Gefahr. Gehör, Geruch, Geſicht ſind äußerſt fein und ſcharf. — Aus einer Oeffnung am Hintern kommt, wie bei den Vögeln, Koth und Harn zugleich heraus.

Seine Nahrung beſteht im jungen Gezweige, in Baumrinden, beſonders der Eſche und aller Holzarten, die einen ſüßen Gummigehalt haben. In Deutſchland muß er mit Haſeln, Aspen, Weiden, Pappeln ſich begnügen, und ſoll auch die Wurzeln des Kalmus und anderer Gewächſe nicht verſchmähen. Von den ihm beliebigen Holzarten ſammelt er Wintervorrath ein;

ſenkt die ſtärkern Aeſte ins Waſſer ein, und die kleineren davon abgebiſſenen Zweige und Reiſer verwahrt er in ſeinem Bau. — Daß er Fiſche und Krebſe fange, wird von Vielen nicht geglaubt, gleichwohl iſt es gewiß, daß er im gezähmten Zuſtande Rebhühner frißt. Wenn dieſe Thiere Holz ſchneiden, kann man es des Nachts, wo es allein zu geſchehen pflegt, weit hören. Sie freſſen, indem ſie, ſitzend auf den Hinterfüßen, die Aeſung mit den Vorderfüßen zum Maule führen. Zum Verdauen ſo harter Speiſe hat ſie die Natur mit ſehr großen Speicheldrüſen begabt.

Der Biber lebt im völligſten Sinne monogam, und bleibt ſeinem Weibchen nicht blos für Eine Paarungszeit, ſondern für alle — fürs ganze Leben getreu. Nach vier Monaten Trächtigkeit wirft das Weibchen im März zwei bis vier Junge, die blind zur Welt kommen, und ſechs Wochen geſäugt, aber ſchon früher zum Benagen junger Zweige gewöhnt werden. — Der Biber ſoll etwa zwanzig Jahr alt werden.

Wenn man auch alles Fabelhafte, was von der Oekonomie und dem Waſſerbaue dieſer Thiere geſagt iſt, gern abrechnen will, ja ſelbſt das für fabelhaft Erklärte, was nicht allezeit Fabel ſeyn mag, wird immer noch ſehr viel Bewundernswerthes übrig bleiben.

Wo die Biber noch ungeſtört und unbeeinträchtigt von Menſchen in zahlreicher Geſellſchaft leben, da bauen ſie auch. Es iſt merkwürdig, was Hearne, der uns bekannte neueſte Beobachter dieſer Thiere, erzählt. — „Sie wählen — ſo lautet der Hauptinhalt ſeiner Nachrichten — gern ein tiefes Gewäſſer zu ihrem Baue, damit es im Winter nicht bis auf den Grund ausfriere. In kleinen Bächen ziehen ſie deshalb, in einiger Entfernung von ihren Wohnungen, einen Damm, queer über das Waſſer, der nicht nur überaus nett, ſondern auch überaus feſt und vortrefflich auf ihre Lebensweiſe berechnet iſt.

Hat das Waſſer in dem Fluſſe wenig Zug und Strömung, ſo legen ſie den Damm beinahe in grader Linie an, iſt aber die Strömung ſtark, ſo wird der Damm mit Krümmungen angelegt, deren auswärts gebogene Seite (concave) dem Strom entgegengeſetzt iſt. (Wollte Gott unſere gewöhnlichen Strom- und Flußeinbauer wären eben ſo vernünftig, als die Biber.)

Zum Aufführen eines Dammes bedienen ſie ſich heranſchwimmender Holzſtämme, grüner Weiden-, Birken- und Pappelnzweige, und Schlamm und Steine, welches Alles wunderſam untereinander gemiſcht, und mit einander verbunden iſt. Geſchieht dies in Gegenden, wo die Biber lange ungeſtört geblieben ſind, ſo werden dieſe Dämme, durch immerwährendes Nachbauen und Nachbeſſern, zuletzt zu feſten Wällen, die dem ſtärkern Andrang des Waſſers nicht nur, ſondern ſelbſt dem Eiſe widerſtehen, zumal da die Weiden und Pappeln ausſchlagen, Wurzel faſſen, und ſo ſtarke Hecken bilden, daß Vögel darinnen niſten. Es iſt nicht zu überſehen, daß die Biber zu ihrem Waſſerbau allezeit oberhalb ihrer Wohnungen das Holz fällen. So haben ſie nicht nöthig das Holz heranzuſchleppen, ſondern können es ſich mit dem Strome zutreiben laſſen.

Aus gleichen Materialien als die Dämme ſind die Wohnungen der Biber gebauet, deren Größe allezeit der Zahl der Einwohner angemeſſen iſt, die nicht leicht über vier Alte und doppelt ſo viel Junge hinüberſteigt. Sehr ſelten findet man das Doppelte dieſer Zahl.

Viel weniger kunſtreich als ſein Damm iſt der Bau der Wohnungen des Bibers, wiewohl ſie immer noch kunſtreich genug ſind. Von beſondern Gemächern zum Eſſen, Schlafen, zu Aufbewahrung der Lebensmittel, ja ſogar zur Ausleerung, will Hearne nichts wiſſen. Er hat ſich lange unter den Wilden Kanada's aufgehalten, mehrere hundert Biberbaue geſehen, und daran nichts Wahres gefunden. Sie ſcheinen bei ihren Wohnungen nur darauf beſonders zu ſehen, daß ſie eine trockene Stelle

haben, wo ſie liegen und ihren Fraß, den ſie aus dem Waſſer holen, verzehren können. (Hätte uns doch Hearne Zeichnungen geben wollen, oder können — denn durch ſeine bloßen Beſchreibungen ſind wir auch noch nicht ins ganz Klare gekommen.)

Einige der großen Häuſer, berichtet Hearne weiter, haben mehr Abtheilungen, *) wenn man anders einen Theil des Hauptgebäudes, welchen der Biber zur Unterſtützung des Daches hat ſtehen laſſen, alſo benennen will. In ſolchen Fällen haben die ſogenannten Abtheilungen keine Verbindung miteinander, ſondern jede hat einen beſondern Ausgang ins Waſſer. — Ein ſolcher Biberbau auf einer kleinen Inſel hatte mehr als zwölf Kammern unter Einem Dache, und da ſich mehrere Biber darin aufhielten, mochte wohl jede Familie ihren Wohnort kennen und behalten, und zu eigner Thür ein- und ausgehen, ohne weitern Verkehr mit den benachbarten Familien, als den zu gemeinſchaftlichem Bau erforderlichen.

Der alten, viel beſtätigten Angabe, daß die Biberwohnungen zwei Ausgänge hätten, einen nach der Waſſerſeite, den andern nach der Landſeite, widerſpricht Hearne auch — (er widerſpricht überhaupt ein wenig viel — vielmehr als er ſeinen Nordindiern widerſprach —). Der letztere, ſagt Hearne, würde auch ihrem Feinde, der Wolverene oder dem Wolfsbär, der ein geſchworner Feind des Bibers iſt, zuviel Vortheil darbieten, denn er würde keinen einzigen Biber übrig laſſen, und was den erſtern, den Waſſerausgang, betrifft, ſo würden ſie von der außerordentlichen Kälte des Waſſers ſehr leiden. — Daß ein Thier, das, wenn es aufrecht ſteht, höchſtens drei Fuß Höhe hat, Pfähle, vorgeblich wie ein Mannesſchenkel ſtark, drei bis vier Fuß tief in die Erde treiben ſollte, ſcheint allerdings unwahrſcheinlich

*) Die Dunkelheit und die Unvollſtändigkeit dieſer Stelle hat nicht der Verfaſſer, ſondern der Berichterſtatter zu verantworten, nach deſſen Angaben immer noch Vieles, auch in allen übrigen Stücken, zu fragen übrig bleibt.

(nicht aber jedoch, wenn man einen aufgewühlten Grund annimmt, unmöglich). Daß ſie dieſe Pfähle mit Zweigen durchflechten, die innern Wände der Zimmer mit Schlamm und Stroh austünchen und auslegen, mit Steinen und Schlamm auf dem Schwanze (aber wer hat das Letztere denn auch behauptet?) ſchwimmen, und dieſen Schwanz als Mörtel-Kelle gebrauchen ſollen, mag wohl, zum Theil wenigſtens, lächerlich ſeyn. Dahingegen ſoll der zwiſchen den Beinen vorliegende Schwanz, wenn die Biber aufrecht ſitzen und freſſen, gleichſam als Teller dienen.

Statt Pfähle in der Erde zu treiben, pflegen ſie vielmehr bei ihren Bauen das Holz kreuzweiſe, aber nach horizontaler Richtung, übereinander zu ſchichten, und nur das zu beobachten, daß ſie in der Mitte eine Oeffnung laſſen. Es iſt auch eine irrige Meinung, fährt Hearne fort, daß ſie zuerſt das Holzwerk vollendeten, und dann die Wände überzögen, denn ihre Häuſer und ſelbſt ihre Dämme ſind von unten auf eine Zuſammenſetzung von Holz und Schlamm, und mit Steinen vermiſcht, wenn dieſe zu haben ſind. Den Schlamm holen ſie vom Ufer, oder vom Grunde des Fluſſes, dicht bei ihrer Wohnung, und tragen ihn mit den, dicht unter dem Halſe zuſammengehaltenen, Vorderpfoten. Das Holz ſchleppen ſie immerdar (ſ. vorher) mit den Zähnen fort. (Beim Fällen des Holzes ſetzen ſie ſich, nach Angaben, die nicht von Hrn. Hearne ſind, auf die Hinterfüße, und machen ſehr geſchickt und mit unglaublicher Geſchwindigkeit, 8 Zoll über der Erde, ſehr tiefe Einſchnitte, mit ihren Zähnen. Dies geſchieht zuerſt an der Seite, nach welcher zu der Stamm fallen ſoll. Dann wird an die gegenüberſtehende Seite gegangen, wo etwa 3 Zoll höher eingehauen wird. Wenn der Stamm bald fallen will, halten ſie von Zeit zu Zeit mit Arbeiten inne, ſehen ſorgfältig in die Höhe, und wiſſen ſich vor aller Verletzung zu ſichern.)

Alle Arbeiten, fährt Hearne fort, verrichten ſie zur Nachtzeit, und ſind ſo fleißig, daß des aufgehäuften Schlamms vor ihren Häuſern ſo viel war, daß mehrere Tauſend ihrer kleinen Laſten dazu gehört haben mußten. (Man wiſſe, daß an 300 zuweilen an Einem Bau arbeiten.) Die Vermiſchung des Schlammes mit Gras oder Stroh ſcheint blos zufällig.

Sie ſind ſo klug, daß ſie alljährlich die Außenſeite ihrer Wohnungen mit neuem Schlamm überziehen, meiſtentheils ſpät im Herbſte, ſelbſt wenn es ſchon friert, um ſich vorzüglich gegen den Wolfsbär zu ſchützen. Um die Zeit dieſes Bewerfens ſchlagen ſie häufig mit dem Schwanz auf das Waſſer, woher denn das Vorurtheil entſtanden ſey, daß ſie ihre Schwänze als Mörtelkellen benutzten. Uebrigens haben ſie in der Nähe der Flüſſe und Bäche noch in den Ufern Höhlen und Löcher, als Zufluchtsörter, worin man ſie am gewöhnlichſten fängt. Nächſt dem Menſchen und Wolfsbär iſt ihnen der Vielfraß am gefährlichſten.“

So lautet Hearne's Erzählung, deren Beurtheilung wir in ihrer Unvollſtändigkeit, Ungenauigkeit, und zum Theil in ihrem ſcheinbaren oder wirklichen Widerſpruch unſern Leſern ganz überlaſſen.

Wir bemerken noch:

daß ein Biberdamm oftmals an 100 F. lang, im Grunde 10 bis 12 F., oben aber an 2 bis 3 F. dick ſeyn ſoll; die Wohnung dicht am Ufer in der Nähe des Dammes angelegt wird, die äußerlich eine rundliche Geſtalt, und inwendig einen mit Blättern und Moos belegten Fußboden hat; daß der Biber nur im Herbſt ſich in Geſellſchaften ſammelt, im Sommer ſich aber in die Wälder zerſtreuet; daß das Thier mit der Fiſchotter — wie denn das mit Collegen und Verwandten oft zu geſchehen pflegt — in grimmiger Feindſchaft lebt — ohne Zweifel, weil ſich beide bei ſo gleicher Lebensart ſehr im Wege ſeyn würden — daß er im Kampfe mit der Fiſchotter faſt allezeit Sieger bleibt,

und daß ſeine Zahl durch das unaufhörliche Jagen und Nachſtellen ſich auch in Nordamerika ſehr vermindert hat. Im J. 1745. brachten die Engländer an 27,000 Biberfelle, die Franzoſen aber, die damaligen Beſitzer Kanada's, ſogar 127,000 Biberfelle nach Europa. Jetzt werden ihrer, obwohl das Jagdrevier der Engländer ſich weit über Kanada hinaus erſtreckt, doch lange nicht mehr ſo viel erlangt. Die Felle dienen übrigens in dieſen Gegenden, im Handel mit den Eingebornen, als Geld. So z. B. hat eine Elennhaut den Preis von zwei Biberfellen — eine Elle grobes Tuch gilt drei Biberfelle, vier Quart Rum vier Felle u. ſ. w. — Flüchteten die armen Geſchöpfe nicht immer tiefer in das unbewohnte Land, wären ſie vielleicht ſchon ausgerottet. Freilich koſtet auch ein Pfund Biberhaar an 10 Thaler, zumal das, welches aus Rußland kommt. Man fertigt Hüte daraus, und aus den ganzen Fellen Pelze, Müffe, Mützen u. ſ. w. Das Bibergeil galt ſonſt als krampf- und ſchmerzſtillend weit mehr, als jetzt. Das Fleiſch wird von nordamerikaniſchen Wilden nicht nur gern gegeſſen, ſondern auch in der Faſtenzeit von Katholiken, denn man hat es klüglich zu den Fiſchen, und alſo nicht zur eigentlichen Fleiſchſpeiſe gerechnet.

Jung gefangen, werden die Biber ſehr zahm, und laufen ihrem Herrn, faſt wie ein Hund, nach. Sie entwöhnen ſich leicht des Waſſers. Hearne hielt ſich viele Biber, die höchſt geſellig wurden. Mit Weibern und Kindern der Wilden waren ſie am vertraulichſten, grämten ſich, wenn dieſe weggingen, und waren luſtig und ſchmeichelnd, wenn dieſelben wiederkamen. Sie fraſſen Reis, den bekannten engländiſchen Pudding, und ſelbſt friſches Wildpret. Der Loſung — Auswurfs — entledigten ſie ſich immer im Waſſer, zu welchem Zweck ein großes mit Waſſer gefülltes Gefäß da ſtand. — Ein Biber in Sibirien lief zur Paarungszeit wohl faſt vier Meilen von Hauſe weit weg, brachte ſich ein Weibchen mit, benutzte es, verabſchiedete es, und blieb.

Die Grubenbiber ſind gewiß keine beſondere Art Biber, ſondern haben ſich nur, von alten, ihnen günſtigern Zeiten her, da und dort an unſern Flüſſen (Elbe, Oder, Lippe) noch erhalten; aber da ſie nur paarweiſe, und nicht mehr in größerer Geſelligkeit beiſammen leben können, hat auch ihre Lebensweiſe ſich ſehr abgeändert. Von Dämme aufführen, von Wohnungen erbauen iſt nicht mehr die Rede. Sie bauen, vom Ufer an, einen ſchräg hinaufgehenden, oft 100 Fuß langen Gang oder Bau. — Doch zuweilen hat ſich da und dort die angeborne Natur verrathen, und ſie haben wenigſtens einen Anfang gemacht, eine Art Bau aufzuführen. Sie ſchaden den Bäumen, und werden auch den Dämmen ſehr nachtheilig, daher die Anwohner der Lippe ſie eifrigſt verfolgen. Den kaſtanienbraunen, oder den noch höher geachteten glänzend ſchwarzen Pelz haben ſie freilich nicht, ſondern nur ein ſchmuzig ſtruppiges Haar. — Das macht die Lebensart.

In Anſehung der Farbe gibt es einige Varietäten.

35. b. Die Fiſchotter, Seeotter, Sumpfotter.

Die Fiſchotter.

Dieſes dickköpfige Thier mit platter Schnauze, kurzen Füßen, mit fünf durch eine Schwimmhaut verbundenen Zehen, und mit braunen glänzenden Haaren, die eine noch ſtärkere Elektricität haben, als die Katzenhaare *), iſt faſt in allen, nicht allzukalten, Gegenden wohnhaft. — Unter den hellen braunen Augen liegt das mit 36 ſehr verſchiedentlich gebildeten Zähnen bewaffnete Maul, verſehen mit ſtarken Muskeln. Der Katzenbart (Knebelbart) hat ſilbergraue, zum Theil drei Zoll lange Borſten. Die kurzen Ohren ſind faſt rund, der Körper ge-

*) Selbſt wenn das Thier des Nachts durchs Waſſer ſchwimmt, ſoll der Balg leuchten.

ſtreckt, der Schwanz halb ſo lang, als der Körper, oben dick, und gegen das Ende zu immer ſpitzer zulaufend. Ein kleiner lichter Fleck findet ſich an jeder Seite der Naſe und unter dem Kinne.

Die Fiſchotter wohnt in hohen Ufern unter Baumwurzeln u. ſ. w., wo ſie ſich die von den Strömungen geriſſenen Löcher zu ihrem Aufenthalt erweitert, und darin, obwohl ſie unter dem Waſſer hineingeht, trocken und ſicher wohnt. Solcher Aufenthaltsorte hat ſie mehrere, bezieht aber auch wohl zuweilen ledige Dachs- und Fuchsbaue.

Waſſermäuſe und Fröſche, aber viel lieber Fiſche und Krebſe, ſind ihre Nahrung. Sie ſoll auch zuweilen Baumrinde freſſen, ja ſogar Gras und kleine Vögel. Ihre Hauptnahrung zu erhalten, ſtreifet ſie auf 3 Stunden weit in den Gewäſſern umher, ſchwimmt gegen den Strom, und um Athem zu ſchöpfen, ſteckt ſie von Zeit zu Zeit Naſe und Maul aus dem Waſſer hervor. Oft aber ſitzt ſie auch auf einem Baumſtock oder Stein am Ufer, und ſtürzt ſich auf einen Fiſch herab. Kommt ſie gar in einen Teich, ſo hauſet ſie darin, wie der Marder in Hühnerſtällen. Vier kleine eiförmige Oeffnungen am Herze ſollen es bewirken, daß das Thier eine Zeitlang unter Waſſer bleiben kann. Zwei Bläschen am Maſtdarm, mit widrig riechender Feuchtigkeit — getrocknet aber mit Biſamgeruch, ſind ebenfalls merkwürdig.

Das kleinere Weibchen hat vier Brüſte.

Man nimmt an, daß die Fiſchotter 16 Jahre alt werden könne. Die Höhe iſt, wenn ſie ausgewachſen, 1 Fuß, die Länge, mit Einrechnung des Schwanzes jedoch, an 4 Fuß, und das Gewicht bis auf 40 Pfund.

Der Balg iſt das Köſtlichſte alles inländiſchen Pelzwerks, und wird wohl mit 10 Thalern bezahlt, ja die Hüte von Otterhaaren ſollen die vom Biber noch übertreffen. Der Balg hat aber zweierlei Haare; lange, die wie Silber glänzen, und

kurze, ſo zart wie Seide. Er iſt ſo dicht und feſt, daß nicht leicht ein Hund ihn durchbeißen wird, läßt auch, ſo lange das Thier lebt, kein Waſſer eindringen. In Kloſterküchen wird er zur Faſtenzeit auch, wie der Biber, benutzt; doch mag wohl die Zubereitung das Beſte thun müſſen.

Uebrigens ſonnet ſich dieſes Thier (der Biber thut es auch) gar zu gern; wird, wo man es von Jugend auf gewöhnt, leicht zahm, und ſoll ſelbſt zur Fiſchjagd können abgerichtet werden. Man gewöhnt die Fiſchotter, erſt Milch, nachmals aber jede Hausmannskoſt zu freſſen, und dann entbehrt ſie der Fiſche ſehr leicht. Ohne Falſch ſpielt ſie mit Jedermann beinahe, geht aus Zimmer in Zimmer, Treppe auf, Treppe ab, und lebt mit den Hunden in Eintracht; legt ſich, wenn ſie geliebkoſt wird, auf den Rücken, und kickert ganz fein, läßt ſich aber ihr Freſſen nicht anrühren ohne böſe zu werden. — Eine junge Otter beſonders, iſt eben ſo poſſirlich, als häßlich (ihre ganz ſchwarzen Haare werden erſt nach und nach heller). — In der Wildheit angegriffen, ſuchen ſie, bei vortrefflichem Gehör und Geſicht, ſich bei Zeiten zu retten, vertheidigen ſich aber auch gegen Hunde und Menſchen mit durchgreifenden Biſſen. Im Laufen ſind ſie aber ſchlecht bewandert.

Im Februar ranzen ſie mit durchdringendem Pfeifen. Das Weibchen geht 9 Wochen trächtig und bringt höchſtens vier Junge, die 9 Tage blind ſind.

Die Meerotter — Seeotter.

Iſt faſt ganz, in Größe, Farbe, Bau und Lebensweiſe, einerlei Thier mit dem vorigen, und unterſcheidet ſich faſt nur dadurch, daß es in der untern Kinnlade nur vier Vorderzähne hat. Dieſe Ottern wohnen an den Küſten der nördlichern Meere, beſonders an der Nordweſtküſte Amerika's, wo ſie ihren Bau am Ufer haben, und ſich von Fiſchen, Seekrebſen, Muſcheln und Schnecken nähren. Sie ſind gute Schwimmer, ſollen

aber auch hurtige Läufer ſeyn, und können ſich im Waſſer in aufrechter Lage erhalten. Wenn ſie auf dem Eiſe ſchlafen, rollen ſie ſich dabei, wie ein Hund, zuſammen. Die ganz ſchwarzen Felle, und noch mehr die überaus ſeltenen ſilbergrauen, werden ſehr hoch geſchätzt, und dienen beſonders der Pracht der Vornehmen in China, wo zuweilen ein Fell mit 150 Thalern bezahlt wird. Ihr Fleiſch ſoll zum Eſſen zu zähe ſeyn. Das Thier wiegt an 80 Pfund, und wird auf dem Eiſe mit Keulen erlegt. Sie fangen auch an immer ſeltener zu werden.

Man erzählt von der Seeotter, daß, wenn ſie dem Jäger auf dem Eiſe entgangen ſey, ſie ſodann in einiger Entfernung von ihm ſtehen bleibe, ihm gleichſam zum Hohn ins Geſicht ſehe, die Pfote über die Augen halte, als ob ſie das Licht blende, ſich dann kratze, und, wie ein Affe, die ſeltſamſten und lächerlichſten Gebehrden mache.

Die eheliche und mütterliche Treue dieſer Thiere wird ſehr gerühmt. Mann und Weib bleiben einander lebenslang getreu. Eine beſondere Zeit der Begattung ſcheinen ſie eben ſo wenig zu haben, als der Menſch, denn man findet zu allen Jahreszeiten trächtige Weibchen, die jedesmal nur Ein Junges werfen, welches ſie ſtets im Maule mit ſich herumtragen. Im Schlaf hält die Mutter das Kind zwiſchen den Vorderpfoten, ja ſelbſt ſchwimmend, denn ſie ſchwimmt dann auf dem Rücken. Zuweilen wirft ſie ſpielend das Junge hoch in die Luft, fängt es vorſichtig wieder, drückt es an die Bruſt, und küßt es, ganz wie eine Menſchen-Mutter ihr Kind küßt. Nie läßt ſie ihr junges Kind von ſich, und nimmt man ihr daſſelbe, ſo läuft ſie dem Räuber nach und winſelt wie ein Hund. Steller hatte einigen Seeottern die Jungen genommen, und ſetzte ſich in den Schnee nieder, die Jungen neben ſich auch in den Schnee gelegt. Da kamen die Alten mit winſelndem Geſchrei ganz nahe, und verlangten ihre Jungen. Nach 8 Tagen kam er wieder auf die Stelle, von welcher er die Jungen fortgetragen hatte, wo er

noch eine der Mütter vorfand, die ſich in dumpfer Traurigkeit todtſchlagen ließ. Das zuvor wohlbeleibte Thier hatte ſich in den 8 Tagen zu einem Gerippe abgehärmt. — Man hat oftmals geſehen, daß, im Augenblick der Gefahr, Mütter ihre am Lande ſchlafenden Jungen, die entweder nicht aufwachen, oder nicht entfliehen wollten, mit den Pfoten vor ſich her ins Meer wälzten.

Das Fleiſch der Jungen rühmt Steller als überaus ſchmackhaft und zart.

Die Sumpfotter

iſt ein im nördlichen Europa und Aſien noch in großer Zahl anzutreffendes, und in Nordamerika noch häufiges, aber bei uns in Deutſchland immer ſeltener werdendes und daher faſt unbekanntes Thier, welches nur an Kopf und Hals der Fiſchotter gleicht, in allen übrigen Stücken, an Größe, Farbe, Geſtalt und Lebensweiſe, weit mehr dem Marder und Iltis. Die Länge des Thieres, von der Naſe bis zum Schwanze, beträgt etwa 16 Zoll; das Vordergeſtell 5 Zoll, das hintere 7 Zoll, der Schwanz 6 — 7 Zoll, und das ganze Gewicht des Thieres 1$\frac{3}{4}$ Pfund.

Sie hält ſich gern an Sümpfen und Brüchen und kleinen Flüßchen auf, und liebt Einſamkeit und Stille. An den trocknen und erhöhten Orten ſolcher Brüche wirft es ſeine Jungen, und hat ſein Neſt unter Baumwurzeln, oder in ſelbſt gegrabenen Röhren. Sie ſoll 6 — 7 Junge werfen, von welchen man nicht weiß, ob ſie, wie bei den Katzen und Hunden, 10 oder 9, oder gar, wie bei den Frettchen, 40 Tage blind liegen. Letzteres iſt jedoch nicht wahrſcheinlich.

Das Thier iſt beſtändig in Thätigkeit, alle Winkel zu durchſpähen, ſchlüpft durch ſehr kleine Löcher, ſchwimmt vortrefflich, kann lange unter Waſſer bleiben, läuft aber ſchlecht, und klettert nicht auf Bäume hinauf. Zuweilen ſchleicht es ſich in die Federviehſtälle abgelegener Hütten, wo es dann, wie Marder und

Iltis, ſo lange würgt, als noch etwas Lebendiges übrig iſt. Zwei Drüſen unter dem Schwanze ſchwitzen eine öhlige Feuchtigkeit aus. Wäre dieſes dazu, um die Haare gegen Näſſe zu bewahren (wie man es denn auch bei dem Biber glaubt), ſo müßte wohl viel Feuchtigkeit ausgeſchwitzt werden. Wenn man es reizt, ſoll es einen unerträglichen Geſtank von ſich geben.

Das Fell, oder der Balg, iſt an Farbe und Beſchaffenheit wie bei der Fiſchotter, nur ſind die Haare kürzer. Im Preiſe ſteht es dem Felle des Baummarders gleich.

36. Das Schnabelthier (Ornithorhynchus paradoxus).

Dieſes zwar in neueſten Zeiten entdeckte, aber dennoch faſt völlig unbekannte Thier, von dem es noch ſehr unausgemacht iſt, ob es zu den Säugethieren gehört, hat man bis jetzt nur in Neuholland gefunden. Es iſt merkwürdig, daß die beiden Kiefer einen Entenſchnabel bilden, der Körper aber und der breite Schwanz behaart ſind. Es geht gern in die Tiefe, und vielleicht bis auf den Grund des Landſees, auf welchem es lebt.

Das ſeltſame Thier ähnelt in Allem der Fiſchotter, den Kopf ausgenommen. Dieſer hatte, bei den nach Europa gekommenen Exemplaren, 3½ Zoll, der Schwanz eben ſo viel, der Rumpf aber 10 Zoll. Ueber dem untern ſeidenweichen Wollhaare ſtehen längere glänzende Haare hervor, die auf dem Rükken ſchwarzbraun, am Bauche gelblich, auf den Beinen, wo ſie glatt aufliegen, graulichweiß, auf dem Schwanze ſtraff und faſt borſtenartig ſind. Die fünfzehigen Vorder- und Hinterfüße haben Schwimmhaut, die an den erſtern und kürzern über die Zehen etwas hervortritt. Nur die Hinterfüße ſind bis an die Krallen haarig. Der Schnabel iſt ohne Zähne, der ſchmalere Unterkiefer ſägeförmig eingezähnelt, wie bei den Enten, der obere mit einer weichen nervenreichen Haut umgeben. Der Gaumen iſt gefurcht. Auch im innern Bau finden ſich manche

Seltſamkeiten. Da man keine Zitzen an dem Thiere gefunden, haben Einige daſſelbe für eierlegend halten wollen. — Die Zeit muß Aufſchluß geben.

Waſſerſäugethiere.

Wenn die Naturgeſchichte der Landſäugethiere ſchon ſehr unvollkommen und mangelhaft iſt, ſo iſt es dieſe noch weit mehr, welche die Waſſerſäugethiere betrifft, wiewohl dieſelben nicht zu Tauſenden, ſondern zu Hunderttauſenden von den Menſchen ſeit geraumer Zeit ſind erlegt worden. Hie und da gibt es ſogar noch Namenverwechſelungen, die vielleicht nicht unbedeutend ſeyn mögen.

Man macht mit Recht einen Unterſchied zwiſchen denjenigen dieſer Thiere, die nicht blos im Waſſer, ſondern auch auf dem Lande leben, und alſo wahrhaftige Amphibien genannt werden könnten, und zwiſchen denjenigen, die nur im Waſſer leben.

So wie die Fledermaus die Säugethiere mit den Vögeln verbindet, verbinden dieſe Thiere die Säugethiere mit den Fiſchen.

Zu den im Waſſer und auf dem Lande lebenden gehören die Wallroſſe und die Seehunde, oder Robben, zu den blos im Waſſer lebenden die Wallfiſche, Narwals, Kachelots und Delphine.

Auf dem Land und im Waſſer lebende Säugethiere.

Die Wallroſſe, Manati's (Seeaffen)

haben keine Vorderzähne, aber zwei mächtige Eckzähne oder Hauer in der obern Kinnlade, und in beiden Kiefern an jeder Seite vier Backenzähne. Der kurze glatte Kopf hat keine äuſſeren Ohren, und eine geſpaltene Lippe. Der Körper wird nach hinten zu immer dünner, und endigt ſich in einen Fiſch-

ſchwanz. Die fünfzehigen Vorderfüße ſind faſt mehr Floſſen, und die Zehen durch eine Schwimmhaut mit einander verbunden; die Hinterfüße liegen platt an dem Schwanze, oder ſind auch bei einigen gleichſam mit demſelben verwachſen.

37. Das eigentliche Wallroß.

Dieſe Thiere haben näher dem Nordpol zu ihren Aufenthalt, und ſind träge Fettklumpen. Die Länge beträgt 18 Fuß, die Dicke 6 bis 9 Fuß, und 2 Fuß halten die hervorſtehenden Hauer in der Länge, die ihnen zur Vertheidigung gegen Eisbären oder andere Thiere dienen, aber auch dazu, ſich in die Eisſpalten damit einzuhaken, und den unbehülflichen Körper auf dem Eiſe weiter fortzuziehen, und vielleicht auch Muſcheln und Seepflanzen, namentlich den Seetang, den ſie ſehr lieben, oder auch anderen Fraß, loszukratzen. An den Lippen des kleinen Kopfes hat das Wallroß Barthaare, die faſt ſo dick ſind, als ein Strohhalm. Es bläſt das Waſſer aus, wie ein Wallfiſch, wiewohl freilich nicht mit einem eben ſo ſtarken Getöſe, als dieſer. Seine Stimme iſt wohl kein Wiehern, woher es eben Wallroß iſt genannt worden, ſondern ein eigener Ton, im Niederdeutſchen unter dem Namen Pahren bekannt. Andere haben denſelben mit dem Brüllen eines Ochſen verglichen.

Das Thier iſt ſehr friedlich, wenn es ungereizt bleibt, aber gereizt auch höchſt wüthend. Iſt es auf dem Eiſe, ſo bringt es, im Fall des Angriffs, erſt die Jungen in Sicherheit, und kehrt dann gegen den Feind zurück, den es wüthend bekämpft. Den Booten, die ſie angreifen, folgen ſie erboſt nach, ſchlagen die großen Hauer ein, und verwunden nicht nur die Menſchen, ſondern werfen auch wohl die Schaluppen um, wobei ſie fürchterlich brüllen, und mit den Zähnen knirſchen. Sie ſtehen alsdann alle einander bei, und keins achtet oder ſchont ſeines Lebens. Ein verwundetes Wallroß tauchte unter, kam aber plötzlich mit einer großen Schaar anderer wieder zurück, und

alle griffen das Boot an, in welchem ihre Verfolger waren. — An den Ufern und auf dem Eiſe trifft man ſie in ganz unglaublichen Schaaren; man ſpricht von 70 bis 80,000. Solche Schätzungen mögen freilich ſehr unſicher ſeyn.

Das Thier ſchnarcht im Schlafe, wie der Menſch, welches allerdings ſchon bemerkenswerth wäre, aber weit merkwürdiger iſt die beſondere Einrichtung des Augapfels, den das Wallroß tief in die Augenhöhlen zurückziehen kann, wozu es mit ſtarken Augenmuskeln verſehen iſt. Der Hintergrund des Augapfels wird dadurch flacher und der Kriſtalllinſe näher gebracht. So kann das Thier im dichtern Waſſer, und in der weit weniger dichten Luft, je nachdem es die verſchiedene Brechbarkeit des einen oder andern Elements erfordert, gleich gut ſehen. Seehunde, und wahrſcheinlich noch mehrere ähnliche Thiere, haben eine gleiche oder ähnliche Einrichtung.

Ein einziges Wallroß gibt oft eine Tonne Thran; ſein Zahn wird pfundweiſe verkauft, und ſeiner größern Feſtigkeit und dauerhaftern Weiße wegen höher faſt als Elfenbein gehalten. Ein ſolcher Zahn hat zuweilen an der Wurzel 8 Zoll im Umfang. Eine große Haut wiegt an 400 Pfund, und gibt treffliches Riemenwerk.

In der Regel erlegt man dieſe Thiere mit einem ſtarken Harpune.

Eine andere Art Wallroß, der Dugung, iſt uns faſt völlig unbekannt. Die obere Kinnlade hat zwei aneinander ſtehende Eckzähne und vier Backenzähne; die untere nur drei Backenzähne. Er wohnt im Meer ums ſüdliche Afrika, und im indiſchen Meere.

Noch größer, als dieſe Art Wallroß, iſt

38. Der rundſchwänzige oder wallfiſchſchwänzige Manati, oder die Seekuh *).

Es gibt vorzüglich zweierlei Verſchiedenheiten — einen ſehr großen und einen kleinern (Lamentin); der letztere lebt noch in wärmern Himmelsſtrichen, der erſtere große hat ſich bereits zu den eiſigen Gegenden des Nordpols hinaufgezogen. Einer von dieſen größern maß 29½ Fuß Länge, und hielt im größeſten Umfang 24⅓ Fuß. Das Gewicht betrug 8000 Pfund.

Dem Manati fehlen die Hinterbeine, und die Vorderfüße ſind nur als Floſſen anzuſehen, die man, nur der daran ſitzenden rothbraunen und glänzenden Nägel wegen, als eine Art vierfingriger Hand betrachten kann. Der Mund iſt voller Borſten. Nicht nur die Eckzähne fehlen, ſondern ſelbſt die Backenzähne. Dafür vertreten zwei Knochen im Ober- und Unterkiefer die Stelle dieſer Zähne. Der größere Manati hat 60 Wirbelbeine (der kleinere 10 weniger), und die Gedärme maßen bei Einem dieſer Thiere 597 Fuß.

Der Manati überhaupt lebt monogam, und in großer ehelicher Treue, ſo wie auch die Aeltern ihre Jungen ſehr lieben; zwei Eigenſchaften, die auch den übrigen Wallroſſen nicht fehlen. Ein großer weiblicher Manati ward erlegt. Der Mann verfolgte die Tödter bis ans Ufer, obgleich er die heftigſten Keulenſchläge erhielt; und als die Gehülfin ſchon ſeit zwei Tagen getödtet war, ſchoß er noch mehreremale pfeilſchnell zum todten Körper hin. Selbſt noch den dritten Tag fand man den Mann bei ſeinem Weibe. **)

Die Thiere begatten ſich ganz wie die Menſchen, nach vielen vorhergehenden Liebkoſungen und Tändeleien.

*) Er wird zwar hier aufgeführt, es iſt aber die Frage, ob er hieher gehört, denn er ſoll nicht ans Land gehen können, welches auch, ſeinem Baue nach, faſt zu vermuthen iſt.

**) Sonach ſcheinen ſie denn doch auf dem Lande leben zu können.

Man fängt den Manati, indem man ihm einen ſtarken eiſernen Hacken in den Leib wirft, an welchem ein Ring befeſtigt iſt, durch den ſtarke Taue gehn, mittelſt deren er ans Schiff gezogen, und dann mit vielen Hieben und Stichen getödtet wird, wozu wohl dreißig Menſchen erforderlich ſind. Das Thier ſchlägt mit dem Schwanze und Floſſen entſetzlich um ſich, und erliegt mit einem einzigen Seufzer, dem einzigen Ton, welchen man von ihm hört.

Das Fleiſch der Thiere iſt wie grobfaſeriges Rindfleiſch, und widerſteht der Fäulniß ſehr lange; das ausgekochte, dem Mandelöhle ähnliche, Fett wird der Butter vorgezogen; das Fleiſch der jungen Thiere iſt wie Kalbfleiſch, ihr Fett wie friſches Schweinefett; der Schwanz derſelben ſoll ein Leckerbiſſen ſeyn. Die Haut, die doch noch einmal ſo dick als Ochſenhaut ſeyn ſoll, wird zu Baidaren (Kähnen) von Koräken und Tſchuktſchen benutzt, auch macht man Schuhſolen und Riemenwerk daraus.

Ein Manati (Lamentin), den ein Statthalter in Amerika ſoll in einem See gehalten haben, ſoll ſehr zahm geweſen ſeyn, und mit Kindern und Bedienten geſpielt haben.

39. Robben, Seehunde.

Seehund, Seebär, Seelöwe.

In der obern Kinnlade ſechs und in der untern vier ſpitze Vorderzähne, und einzeln neben denſelben ſtehende noch einmal ſo lange Eckzähne; der Backenzähne ſind auf jeder Seite gewöhnlich fünf, und theilen ſich in drei Zacken. Der mit einem Schnurrbart verſehene hundsähnliche Kopf hat entweder nur kurze oder auch gar keine äußern Ohren. Unter Waſſer wird der Gehörgang mit einer dreifachen Klappe verſchloſſen, und die Naſenlöcher werden zuſammengezogen. Die fünfzehigen bekrallten Füße ſind unter der Haut verborgen, und mit Schwimmhäuten verſehen. Die hintern liegen unter dem Schwanze und ſind mit ihm oft ganz verwachſen. Die vordern Füße ſind kurz

und dienen auf dem Eiſe fortzukommen, und auf Klippen hinauf, wo ſie ſich ſonnen und ſchlafen. Ihr übler Gang auf dem Lande iſt ein Fortſchleppen mit den Vorderfüßen, wobei der Schwanz, breit und platt, wie beim Biber, auf der Erde liegt; ſie ſpringen aber tüchtig mit den Hinterfüßen. Unter Waſſer können ſie nur eine Viertelſtunde aushalten. Die Zunge iſt geſpalten. Man zählt etwa 12 Arten.

Fiſche und Seegewächſe ſind ihre Nahrung; im Schlafe ſchnarchen ſie. Sie ſind neugierig, muthig und beherzt, und vertheidigen ſich tapfer. Auf der Flucht ſollen ſie einen gelben ſtinkenden Unrath den Verfolgern entgegenſpritzen, aber auch ſtets Waſſer aus dem Maule ſpeien, um ſich den Weg ſchlüpfrig zu machen. Erſteres iſt — doch wohl nur eine durch Angſt bewirkte unwillkührliche Entladung, wie man ſie bei andern Thieren, und ſelbſt bei Menſchen findet. Die Stimme der Alten iſt das Bellen eines heiſeren Hundes. Die Jungen miauen wie die Katzen. Die Männchen haben mehrere Weibchen, um welche ſie ſich oft gewaltig ſtreiten. Dieſe werfen auf dem Eiſe meiſtentheils nur Ein Junges.

Das Fleiſch ſoll dem Fleiſche des wilden Schweins ähnlich ſeyn; aus dem dicken Speck wird Thran bereitet, der Gebrauch der ſtarken Häute iſt bekannt.

Man tödtet ſie mit Harpunen, fängt ſie in Gruben, erſchlägt ſie mit Knütteln, indem Ein einziger Schlag auf die Naſe ihnen tödtlich iſt. Wenn ſie gefangen werden, und ſich nicht mehr helfen können, vergießen ſie häufig Thränen. Ihr Aufenthalt ſind die nördlichen Meere.

Jung gefangen werden ſie leicht zahm.

Der eigentliche Seehund (Meerkalb).

Die Größe deſſelben beträgt gegen 6 Fuß in der Länge; die Farbe iſt braun, und weißlich geſprengt, und auf dem Rücken am dunkelſten. Die 18 obern Zähne ſind ſo geſtellt, daß ſie

in die Fugen der ſechszehn untern paſſen, und ſollen ſo ſpitz und ſcharf ſeyn, daß ſie einen armsdicken Stock ohne Mühe (??) in Stücken beißen. Sie bewohnen die nördlichſten Gegenden des Meeres und der darin mündenden Flüſſe.

Es ſind muntere Geſchöpfe, die häufig miteinander ſpielen, oft aber wird aus dem Scherz der heftigſte Ernſt, und aus dem Spiel ein Kampf.

Das Junge wird ſitzend, oder im Waſſer aufrecht ſtehend an zwei Eutern geſäugt. Die Mutter bringt meiſtentheils nur Ein Junges.

Im Winter ſind ſie am fetteſten und geben an 60 Pfund Speck, im Sommer aber kaum halb ſo viel. Die am See Baikal werden im Herbſte zu einem unförmlichen Fleiſch- und Fettklumpen. Das Fett junger Seehunde ſoll wie Baumöhl gebraucht werden. — Was würde aus den armen Bewohnern der nördlichſten Länder werden, hätten ſie den Seehund nicht, der ſie nährt und bekleidet.

Die Seebären

ſind bedeutend größer als die vorigen (das Männchen 9 F. Länge, das Weibchen viel kleiner), und leben in dem Meere um Kamtſchatka, der Aleuten und Kurilen in Familien beiſammen, denn ein Männchen hat bis 8 Weibchen. Der Kopf ſoll dem Bärenkopfe ähnlich ſehen, und das Zottenhaar iſt viermal länger als am Seehunde. Die dicken und langen Bartborſten ſind weiß, die ſtarke Haut hat ſchwärzliches, beim Weibchen grauliches Haar.

Sie ſind höchſt kühn, und gehen nicht nur den Feinden unerſchrocken entgegen, und unterſtützen ſich dabei, ſondern kommen auch, im Kampfe untereinander ſelbſt, dem ſchwächern Theil zu Hülfe. Dieſe ihre Kämpfe endigen ſich oft mit dem Tode des einen Theils, und ſind, der Weiber wegen gehalten, am heftigſten. Dieſe folgen, wie bei vielen Thieren, nur den

Siegern. Im Kampfe geben ſie ein Brummen von ſich, wie der Bär; beim Siege ein Schwirren, wie bei den Grillen, und beſiegt ein Katzenmurren und Miauen. Wird ihnen ihr Junges geſtohlen, ſo weinen ſie Thränen.

Wie groß auch die Liebe des Seebärs zu ſeiner Frau iſt, behandelt er ſie doch oft wie ein Baſſa, erboſt ſich, und behandelt ſie mit großer Strenge, namentlich, wenn ſie ſich ein Junges hat nehmen laſſen, das ſie im Maule hätte können forttragen; er erfaßt ſie bei den Ohren, ſchüttelt ſie, ſtößt ſie ſo heftig an Klippen, daß ſie faſt ohnmächtig wird. Dennoch kehrt ſie in demüthig bittender Stellung wieder zum Deſpoten zurück, kriecht ihm zu Fuße, liebkoſt ihn, und weint, — indeſſen dieſer hin- und hergeht, mit den Zähnen knirſcht, die Augen verdreht, und mit dem Kopfe von einer Seite zur andern wiegt; kommt aber das Junge dennoch nicht wieder, ſo fängt er ebenfalls ſo heftig an zu weinen, daß ſeine Bruſt von ſeinen Thränen benetzt wird. — So wird, wahrſcheinlich mit etwas ſtarker Verſchönerung, erzählt!

Mit Schlägen, wie der eigentliche Seehund, iſt dieſes Thier nicht zu erlegen. Iſt auch ſchon ein Theil des Gehirns weggeſchlagen, wehrt es ſich dennoch; ja es ſoll noch fortbeißen, wenn ſchon die Haut abgezogen, und ein Theil des Specks ausgeſchnitten iſt. Ein Seebär, dem das Gehirn ausfloß, und die Zähne eingeſchlagen waren, lebte noch 14 Tage.

Uebrigens haben dieſe Thiere, wie die Seehunde, auch das Eigene, Züge, wahrſcheinlich unter Anführern, vorzunehmen, und im Winter andere Gegenden zu beſuchen. Gegen den Sommer kehren ſie zur erſten Gegend zurück.

Der Seelöwe, der glatte und der zottige

Zwei große Thiere in den ſüdlichern Theilen des ſtillen Meeres, 20, ja 25 Fuß lang; jedoch ſind die Weibchen viel kleiner.

Der glatte hat unweit der Bruſt 15 Fuß Umfang, und iſt durch ſeltſame Geſtalt ſowohl, als durch eigene Lebensweiſe gleich merkwürdig.

Der Mann iſt durch die kammähnlich aufgeblaſene Naſe, oder vielmehr Naſenhaut, ausgezeichnet, die ſelbſt etwas, ja auf 6 Zoll ſogar, über die Vorderlippe herabfällt, und eine Art Rüſſel bildet, weshalb er in Chili der Seeelephant genennt wird. Das Weibchen ſoll doch auch eine Spur von dieſem Kamme haben.

Er hat ein ſchrecklich ſtarkes Hundegebiß, und die Hundszähne unterer Kinnlade treten um 4 Zoll hoch hervor. — Der kurzhaarige Pelz iſt meiſtens braun, doch mit verſchiedentlichen Schattirungen. Die Ohren, genau betrachtet, ſind 4 und 5 Linien hoch, und alſo immer kurz genug, um ſie ſo ganz zu überſehen, daß man das Thier für unbeohrt halten könnte. Die fünf Zehen haben Nägel, und die Hinterfüße, auslaufend mit dem Schwanze, berühren die Erde nicht.

Das Thier gibt, eben wie der Seebär, gar verſchiedene Töne von ſich — Grunzen, Wiehern, Pfeifen, und bei den Jungen ein Blöken.

Die Liebe zu den Jungen, der heftige Kampf um die Weiber, bei welchem die letztern ruhig zuſehen, und dem Sieger alsdann in Mehrzahl folgen, ſind wie bei den vorigen Robbenarten. — Ein ſolcher Kämpfer lag, umgeben von ſeinen Frauen, und kein anderer Mann durfte ſich nähern. Aber ſeine vielen vernarbten Wunden bewieſen, was ihm ſeine Ehre und ſein Vergnügen gekoſtet hatten.

Die Weibchen kommen in Chili zu Anfang des dortigen Winters ans Land, und gebären, höchſtens, zwei Junge. — Ein Matroſe zerlegte ein getödtetes Junges. Plötzlich überfiel ihn die Mutter, und zerbiß ihn ſo heftig am Schädel, daß er, aller Sorgfalt ungeachtet, in wenigen Tagen ſtarb.

Ein männlicher verwundeter Seelöwe gab in einer Viertelſtunde dreißig Kannen Blut — und ein anderer erlegter 500 Pariſer Kannen Thran.

Der zottige Seelöwe iſt ſattſam von dem vorigen durch die Mähne des Mannes, durch noch ſtärker hervorſtehende Zähne, und eine weniger plumpe Geſtalt unterſchieden, und iſt noch größer. Er wiegt bei 25 Fuß Länge an 1600 Pfund. — Das Weibchen ſcheint 9 Monat zu tragen.

Beide Arten Löwen ſcheinen friedlich. Wenigſtens erzählt man von dem glatten, daß ſie mit dem Menſchen überaus zutraulich thäten, und ein Reiſender will ſechs Tage, mitten unter dieſen Thieren, in einer Hütte gelebt haben. Sie legten ſich neben ihn hin, und ließen ihn mit ihren Jungen ſpielen. — Wohl möglich, wenn dieſe argloſen Geſchöpfe noch nicht des Menſchen Argliſt und Gewaltthätigkeit erfahren hatten. — Wir wiſſen, daß die Vögel unbewohnter Inſeln, die mit dem Menſchen noch unbekannt waren, weder Furcht noch Mißtrauen hatten.

Es kämpften einmal zwei Männchen drei Tage hintereinander, ohne Zweifel um ein Weibchen; aber die übrigen miſchten ſich nicht darein.

Sie ſollen zwei Monate lang hintereinander, faſt unausgeſetzt, ſchlafen können.

Anmerk. Von mehrern andern, meiſtentheils kleineren, Robbenarten kann hier die Rede nicht ſeyn.

40. Blos im Waſſer lebende Säugthiere.

Die Wallfiſche.

Man begreift, wenn man die Kunſtſprache nicht zu ſehr berückſichtigt, meiſtentheils alle nachzubeſchreibende, von ſo vielen Seiten noch ſehr unbekannte Thiere unter dieſem Namen.

Es ſind wahrhaftige Säugthiere mit rothem, warmen Blut, nicht, wie die Fiſche, durch Kiemen, ſondern durch Lungen ath-

mend; mit einem Herzen, wie bei andern Thieren und bei Menſchen, in Kammern und Vorkammern getheilt, lebendige Junge gebährend, und an den milchhaltigen Brüſten ſäugend. — Nicht durch den Mund, ſondern durch zwei auf dem Kopfe ſich öffnende Röhren, ziehen ſie zum Athemholen die Luft ein. Die glatte Haut iſt haarlos, oder nur ſparſam mit Haaren beſetzt; die den Floßfedern ähnlichen Vorderfüße ſind ſehr kurz, und die hintern Füße oder Floſſen ſchlagen und ſtreichen mit der breiten Seite auf das Waſſer auf. — Sie haben tüchtige, gewaltige Knochen; auf dem Rücken iſt ein Stück oder Lappen Fleiſch, den man als Rückenfloſſe betrachten könnte.

Der eigentliche Wallfiſch (grönländiſcher) hat ſtatt der Zähne ein eigenes hornartiges Weſen, aber nur im Oberkiefer, dahingegen die Narwals Zähne haben, die, Hörnern gleich, vor dem Kopfe hervorſtehen. — Man hat ihrer an den Mündungen der Elbe und Oder gefangen, denn ſie ſcheinen überall umherzuſtreichen.

Der Wallfiſch mag in ältern Zeiten wohl über 100 F. lang geworden ſeyn, da jetzt Thiere von 70 und 80 F. Länge und in der Mitte etwa 50 F. Dicke ſchon Seltenheiten ſind. Man fing an den Küſten von Korſika 1620 einen Wallfiſch, deſſen Länge 100 Fuß, und deſſen Gewicht 135,000 Pfund betrug. — Und ſolch ein ungeheures Thier überwältigt der Menſch in einem ihm unbekannten Elemente!

Da man durch ewiges Jagen das Thier ſehr vermindert hat, trifft man ſo große Wallfiſche nicht leicht mehr irgendwo an. Wäre die Natur blos der Kunſt der Menſchen unterthan, ſo hätten Unverſtand und Habgier längſt die Natur zur todten Einöde gemacht. *)

*) Dergleichen iſt ſchon öfters erwähnt worden, aber ſchwerlich ſo oft, als es Noth gethan hätte.

Der Kopf des Thieres macht beinahe den dritten Theil ſeines Körpers, und in den aufgeſperrten Rachen deſſelben kann man mit einem Kahn fahren, und mit 8 Mann arbeiten. Statt der Zähne liegen dieſer Art, die man auch der Farbe wegen den ſchwarzen Wallfiſch nennt, und den verwandten Arten blos im Oberkiefer, und in einer bogenförmigen, dieſem Oberkiefer anpaſſenden Richtung, dicke hornartige Lagen oder Blätter, mit der breiten Seite nebeneinander. Man zählt ihrer oft ſiebenhundert, an jeder Seite 350. Die mittelſten ſind die längſten, und halten zuweilen 20 Fuß. Vorn und in den Mundwinkeln ſitzen die kürzeſten. Dieſe Hornlagen paſſen genau in eine Vertiefung der Unterkinnlade, und ſind am Rande und an den Spitzen mit feinen Borſten beſetzt, oder gleichſam in eine Menge Zotten geſpalten, ohne Zweifel, damit die Würmer und Inſekten darin hängen bleiben mögen. Dieſe Lagen heißen Barten oder Barden, und geben, wenn ſie geriſſen ſind, das bekannte Fiſchbein. Man erhält von einem großen Wallfiſch tauſend Pfund Fiſchbein, obwohl man die kürzeſten Barten nicht benutzt.

Die Augen dieſes Thierrieſen ſind doch nicht größer als beim Ochſen, und haben Lieder, Brahnen und Wimpern. Das Maul iſt einigermaßen gebogen, wie ein lateiniſches S. Die Kehle iſt höchſt enge, und bei einem Thiere von faſt 50 Fuß hielt ſie nur 4 — 5 Zoll Durchmeſſer. Zum Verſchlingen größerer Thiere iſt ſie alſo gar nicht gemacht. — Die Zunge beſteht aus einer einzigen Fett- oder Speckmaſſe, und liefert oftmals allein an 5 Tonnen Thran. Auf dem Hinterkopfe ſtehen die beiden Oeffnungen, oder Bläſer, jedes von etwa einem Fuß Durchmeſſer. Die Mündungen deſſelben kann das Thier verſchließen. Es kann höchſtens eine Stunde unter Waſſer bleiben — dann kommt es herauf und ſchöpft Luft, oder Athem, wobei ſich ein dumpfes Brauſen und Blaſen hören läßt. Die Waſſerſäulen, die es aus dieſen Mündungen hervortreibt, ſind

baumsdick. Wenn mehrere dieſer Thiere beiſammen ſind, mögen dieſe Springbrunnen ein angenehmes Schauſpiel machen. — Das äußere Ohr hat nur den Durchmeſſer einer Federſpule — dennoch hört das Thier ſehr fein. Die Floßfedern an der Bruſt, von 10 F. Länge und eben ſo viel Breite, ſtellen die Hände vor, die in fünf Finger getheilt ſind. Die Hinterfüße ſind in den wagerechten Schwanz verwachſen.

Der Schwanz des Wallfiſches iſt das Hauptwerkzeug ſeiner Vertheidigung und ſeiner Bewegung, und er theilt damit die Wellen höchſt ſchnell, fährt in die Tiefen hinab, und in die Höhe hinauf, und zertrümmert Fahrzeuge mit den Schlägen deſſelben. Je näher dem Nordpole zu, deſto mehr iſt er mit Speck umgeben, und alſo deſto mehr gegen die Kälte geſchützt.

Die Begattung ſoll aufrecht ſtehend im Waſſer geſchehen, und der Schwanz dabei den Stützpunkt ausmachen. Das männliche Glied ſoll 6 — 8 F. lang, und an der Wurzel 7 Zoll dick ſeyn. Die Weibchen bringen eins, höchſtens zwei Junge, die in der Größe eines Stieres zur Welt kommen, und an 2 kleinen 6 bis 8 Zoll langen, in der Nähe des Geſchlechtsgliedes liegenden, Brüſten geſäugt werden, wobei die Mutter auf der Seite liegt, und ihr Kind mit den Floſſen, wie mit einer Hand an ſich drückt. Niemand weiß, wie lange die Mutter trächtig iſt. Manche vermuthen, aber wohl ohne Grund, 9 Monat, andere 10, andere 18 Monat, andere wohl noch anders. — Das Weib iſt übrigens größer als der Mann.

Die Nahrung des Thieres ſind Würmer und Inſekten, und inſonderheit zwei kleine Arten Krebſe, wovon die eine, etwa ſo groß wie eine Erbſe, das Wallfiſchaas genannt wird. Es verſchlingt auch junge Heringsbrut. Wie viel Tonnen derſelben mag er auf einmal verſchlucken! — Mit erſtern Thieren, und mit manchem andern Gewürm, iſt das Meer bei Grönland und Spitzbergen gleichſam bedeckt, und der große Rieſe darf nur den Rachen öffnen und tonnenweiſe hineinſchlürfen. Die

Liebe der Thiere zu ihren Jungen iſt ſehr groß. An Braſiliens Küſten ſtürzte ein Wallfiſch, alles Geſchreies der Seeleute ungeachtet, wüthend ein Fahrzeug um, und rettete glücklich das gefangene Junge.

Man nimmt, wegen des Eiſes, ſehr ſtarke Schiffe zum Wallfiſchfang, welche mit 6 — 7 Schaluppen, mit großen Speckfäſſern, und mit Proviant für etwa 50 Mann auf 6 Monat verſehen ſind, wie mit allem Uebrigen, was der Fang erfordert. — Erblickt man einen Wallfiſch, ſo nähert man ſich dem ſcheuen Thiere, von der Seite oder von hinten, ſo ſtill als möglich, und wirft ihm das unter dem Namen Harpun bekannte, pfeilförmige, mit zwei ſchneidenden Widerhaken verſehene Eiſen in den Leib. Der Harpun iſt an einem Strick von beſtem Hanf, und an dieſen ein Tau befeſtigt.

Der Harpun, 2¼ Fuß lang, dringt ſelten tiefer als ins Speck, und wäre alſo wohl nicht tödtlich, aber das erſchrockene Thier macht ihn tödtlich durch ſeine heftigen Bewegungen *), und eilt in die Tiefe, oder unter das Eis. Aeußerſt ſchnell müſſen dann die um Rollen oder Winden gewickelten Stricke nachgelaſſen, und zur Verhütung der Entzündung mit Waſſer begoſſen werden. Der Fiſch kommt von Zeit zu Zeit wieder über das Waſſer, unter dem heftigſten Blaſen, der Luft wegen herauf — empfängt immer neue Harpunen, ſtößt viel Blut aus, und ſchwimmt zuletzt, nachdem man ihm, wenn er müde geworden iſt, und ſich oben hält, lange Lanzen in den Leib geſtoßen hat, verblutet und todt oben auf. Oft fährt er ſo gewaltig auf den Grund, daß er dadurch ſchon umkommt. — Geht aber der Fiſch unter die großen Eisfelder, dann iſt er für die Wallfiſchjäger oftmals verloren. — Eben während der letzten Angriffe, wo er aus Müdigkeit ermattet auf der Oberfläche ſchwimmt, ſtößt man

*) Wie ſoll das zugehn? — Aber es wird einmal ſo angegeben.

ihm die Lanzen in den Leib, wodurch er eigentlich erſt getödtet wird. Wehe auch in dieſem Zuſtande noch der Schaluppe, die er jedoch mit den furchtbaren Schlägen ſeines Schwanzes trifft.

Die Schaluppen bringen den todten Fiſch an das Schiff. Mit großen Stiefeln, unten gegen das Herabgleiten mit Stacheln beſchlagen, treten die Speckſchneider auf das Thier, ſchneiden den Speck, hauen die Barten aus, nehmen auch wohl die Kinnbackenknochen zur Seltenheit, oder auch, weil ſie als Pfähle dauerhaft ſind, mit.

Aus dem Speck wird Thran geſotten. Ein tüchtiger Wallfiſch gibt bis 100 Quartelen Speck, die etwa 90 Quartelen Thran geben. Da ein Quartel 60 Gallonen, oder 240 Pariſer Pinten (Maaß) beträgt, ſo iſt der Ertrag an Thran alſo leicht zu berechnen. — Das Uebrige der ungeheuren Maſſe, was das Schiff nicht mitnimmt, alſo die ganze Fleiſchmaſſe, verbleibt den Haien, Eisbären u. ſ. w.

Sonſt war der Wallfiſchfang vorzüglich in Hollands Händen, in neuern Zeiten aber ſendete Großbrittannien allein einmal 280 Schiffe, mit 10,000 Matroſen bemannt, auf denſelben aus. Ins große Südmeer gehen 50 Schiffe, denn in dieſem Meere iſt jetzt die größeſte Ausbeute dieſes Fanges. — Indeſſen werden auch Wallroſſe und Robben mit eingerechnet ſeyn.

Nach freilich nur ungefährem Ueberſchlag beſchäftigt der Wallfiſchfang — den Fang der Portugieſen an Braſiliens Küſten nicht eingerechnet — 20,000 Seeleute, nur 40 Mann aufs Schiff gerechnet. Ein tüchtiger Wallfiſch wird zu 6000 Thaler geſchätzt.

Den Unrath der großen Wallfiſche benutzt man noch zum Rothfärben. Er ſoll einen ambraähnlichen Geruch haben.

Der Narwal,

welcher 20 bis 60 Fuß lang und 8 bis 12 Fuß breit werden ſoll, bekannt unter dem Namen Meereinhorn, iſt kenntlich durch

den graden, aber ſpiralförmig gewundenen, oft 18 Fuß langen, inwendig hohlen Zahn *). Junge Thiere haben zwei ſolcher Zähne, ältere höchſt ſelten. Es ſollen die Alten in ihren Kämpfen den einen Zahn abgebrochen haben. Da müßte denn der eine Zahn viel unhaltbarer als der andere ſeyn, denn warum ſonſt bräche nicht auch dieſer oft ab? Der Grund liegt wohl wo anders.

Das Thier ſchwimmt ſehr gut, und häufig in Scharen beiſammen, wobei die hinterern den vordern die Zähne auf den Rücken legen.

Das Thier wird zwar nicht mehr zu den eigentlichen Wallfiſchen gerechnet, hat aber Blaslöcher, wie dieſer, ſäugt ſeine Jungen auf gleiche Art, gibt Speck und Thran, obgleich weniger, und wird zuweilen an 60 Fuß lang. Der Zahn iſt ohne Zweifel ſeine Waffe, und wird, wie Elfenbein, verarbeitet. Man jagt es nicht häufig.

Der Finnfiſch

iſt ſo lang, aber nicht ſo dick, wie der eigentliche Wallfiſch, und zeichnet ſich durch eine Finne, oder Floſſe, auf dem Rücken aus, die bei einigen Varietäten mehrere Fuß hoch aufgerichtet ſteht, welche daher den Namen Maſtfiſch (von Maſtbaum) bekommen haben. Er lebt von Schollen und Lachsarten, und von kleinern Fiſchen, iſt ſchneller und heftiger als der Wallfiſch, und da er ohnedies weniger Thran gibt, verfolgt man ihn auch weniger. Er ſoll ebenfalls 100 Fuß Länge erreichen. Sein Fleiſch wird von den Grönländern höher geſchätzt, als das vom Wallfiſch.

*) Man will auch deren mit glattem Zahn getroffen haben; aber wer bürgt uns? Ausgegraben hat man hie und da glatte Zähne oder Hörner — aber waren ſie denn vom Narwall? — Freilich will man am Strande Norwegens und Islands, wo dieſe Thiere ſich doch ſelbſt nicht aufhalten, häufig deren Zähne gefunden haben. Aber wer verbürgt uns auch das? —

Der Nordkaper (Eiswallfiſch),

oder das Breitmaul, zeigt ſich häufig am Nordcap in Norwegen, kommt häufiger in die Oſtſee, hat 40 breite Zähne, eine Unterkinnlade, die größer iſt als die obere, und iſt dem vorigen ſehr ähnlich, aber dünner. In dem Rachen eines ſolchen Thieres hatten 14 Menſchen Platz zum Sitzen; ſeine Zunge war 15 Fuß lang und eben ſo breit. Er erreicht auch eine Länge von 30 Fuß, wird aber, des geringen Thrangehalts wegen, wenig gejagt. Er hat eine große Finne, wohl an 6 Fuß hoch, auf dem Rücken, womit er andere Fiſche tödtet, die er dann frißt, z. B. Dorſche. Mit ſeinem gewaltigen Schwanze treibt er die Heringe, von welchen er vorzüglich lebt, zu ganzen Heeren zuſammen, und verſchluckt ſie tonnenweiſe auf Einmal.

Einige andere Arten Wallfiſche ſind den vorigen mehr oder minder ähnlich, aber geringen Werthes wegen ſtellt man ihnen eben nicht ſehr nach.

Der Kachelot,

oder Pottfiſch, iſt ſo wenig ohne Zahn, daß er vielmehr in der untern Kinnlade 24 bis 40 Zähne hat, die in glatte Höhlungen der weit größern obern Kinnlade paſſen, welche ſelbſt nicht ohne kleine Zähne iſt. Die erſtern Zähne werden an 7 Zoll lang und 2 Pfund ſchwer, ſind in der Mitte am dickſten, und halten an der Wurzel 7 Zoll Umfang. Einige haben auch Backenzähne; bei andern verhält es ſich wieder anders. Mittelſt dieſer Waffen iſt er ſelbſt dem ſtärkſten Hai, dem Menſchenfreſſer, ſo furchtbar, daß dieſer ſich vor ihm bis auf die ſteilſten Meeresfelſen flüchtet, wo er nicht ſelten umkommt. Selbſt den todten Leichnam eines Pottfiſches mag der Hai nicht anrühren. — — Das Thier wird 40 bis 70 Fuß lang.

Nicht nur im Hirn dieſes Thieres (in einer eigenen ungeheuren Kammer) *), ſondern ſelbſt auch wohl in dem Körper findet ſich die bekannte Flüſſigkeit in Geſtalt eines weißlichen Oehles, die an der Luft erhärtet, zu Lichtern, die beſſer ſind als Wachslichter, gebraucht, und Wallrath genannt wird, und in den Gedärmen findet ſich der eben ſo bekannte koſtbare und höchſt wohlriechende graue Ambra, der ſich nicht in den Gedärmen dieſes Thieres erzeugen, ſondern nur von demſelben verſchluckt ſeyn ſoll.

Der Ambra iſt alſo ungewiſſen Urſprungs. Nach einigen Angaben ſoll er in beſondern Beuteln liegen, die mit den Nieren zuſammenhangen. Man findet ihn am beſten an den Küſten Madagaskars und Sumatra's, ſchwimmend auf dem Meere, oder an Felſen hangend, oder durch die Wellen ans Ufer geworfen, mit einer Haut überzogen, und unter derſelben grau mit Flecken und Streifen. (Der ſchwarze Ambra wird für nachgemacht gehalten.) Er wurde ſonſt als nervenſtärkend gebraucht, jetzt dient er blos zum Wohlgeruch.

Uebrigens wird das Thier an 60 Fuß, ja eine Art mit 52 Zähnen an 100 Fuß lang, hat Luftröhren, wie der Wallfiſch, keine Rückenfloſſen, einen überaus großen Kopf, der faſt halb ſo lang als der Leib iſt (ohne den Schwanz mitzurechnen), und eine Zunge, ſo dick wie ein Bierfaß (wie welches? wird nicht angegeben).

41. Die Delphine,

von welchen es mehrere, größere und kleinere Arten, in verſchiedenen Meeren, gibt, haben Zähne in jeder Kinnlade, und eine Blaſe oder Luftloch, wie der Wallfiſch, ſo wie auch der größeſte dieſes Geſchlechts die Länge eines kleinen Wallfiſches

*) Man muß nicht denken, der Wallrath ſey das Gehirn ſelbſt. Man hat zuweilen an zwanzig Tonnen dieſer Materie von einem einzigen Fiſch bekommen.

zuweilen erreicht. Das Weibchen hat 2 Säugwarzen. Man harpunirt die kleinern Arten nicht, ſondern fängt ſie in ſtarken Netzen.

Das Meerſchwein, oder langſchnauziger Delphin, iſt eine Delphinenart, deren Körper einen breiten Rükken mit einer dicken mondförmigen Floſſe, und eine Art Rüſſel hat. Jede Kinnlade iſt mit 46 Zähnen bewaffnet. Das Thier ſchwimmt gern hinter den Schiffen her, um aufzufangen, was herausgeworfen wird, und ſchwimmt ſehr gut. Es wird 8 Fuß lang.

Zwei dieſer Delphine, und einige kleinere Delphinenarten treten nur dann häufiger an die Oberfläche des Meeres herauf, wenn eine Witterungsveränderung eintreten, und beſonders ein Sturm losbrechen will. — Das Fleiſch des Meerſchweins wird gegeſſen, und ſein Speck gibt einen guten Thran.

Man ſpricht auch von ſtumpfſchnäuzigen, dicken, ſäbelfinnigem Delphin (letzterer hat eine ſäbelförmige, faſt aus lauter Fett beſtehende Floſſe, wird bis 30 Fuß lang, und ſoll die Wallfiſche anfallen, die ſich ſehr vor ihm fürchten ſollen).

Anhang.

Seeaffe — Seeſchlange — Kraken.

Man hat öfters viel Dinge und Sagen, friſch von der Hand weg, als unvernünftig verworfen, die dennoch einen guten Grund hatten. Wie lange iſt es denn her, daß man die alte Sage vom Steinregen (Meteorſteinen) recht vornehm als baaren Unſinn verwarf, an deren Richtigkeit jetzt Niemand mehr zweifelt, und deren Wahrheit ſich im Verlauf des letzten Jahrzehntes allein ſo vielmals bewieſen hat. — Doch dies ſoll nicht das wirkliche Vorhandenſeyn dieſer hier zu beſchreibenden räthſelhaften Thiere etwa beweiſen, ſondern uns nur im Urtheil behutſam

machen. Das Ganze hat wirklich das Ausſehn eines alten Mährchens, wenigſtens in Anſehung der beiden letztern Thiere. Uebrigens haben die Leſer ein Recht, eine Beſchreibung derſelben zu erwarten, gleichviel, ob die Erzählung davon ganz Fabel, oder vielleicht nur Halbfabel ſey, der etwas Wirkliches zu Grunde liegt, was aber verunſtaltet und übertrieben wurde. Es läßt ſich darüber nichts ausmachen; und die alte Sage muß irgend Einen Platz haben, wenn ſie auch hier grade ihre rechte Stelle nicht hätte. — Aber bei welcher Klaſſe von Thieren wäre denn überhaupt eine ſchickliche Stelle für dieſelbe?

---

42. Der Seeaffe.

Von Waſſermenſchen, und namentlich von Meerweibchen, hat man ſchon hie und da mancherlei Dinge gehört, die höchſt fabelhaft klingen, doch aber wohl irgend einen Grund in der Wirklichkeit haben mögen.

Ein portugieſiſcher Schriftſteller ſagt, daß es namentlich in der Bai Aller Heiligen, an Braſiliens Küſten, Seethiere gäbe, die dem Menſchen höchſt ähnlich ſeyen, langes Kopfhaar hätten, und durch ihre allzuheißen Umarmungen die an die Mündungen der Flüſſe kommenden Neger oftmals erdrückten. Das Geſicht dieſer Thiere unterſchiede ſich vom menſchlichen nur durch die tiefer liegenden Augen.

Ein Meermann, der ſich unweit Martinique bei einem Felſen ſehen ließ, und eine für die Beobachtung hinreichende Zeit über den Wellen aufrecht blieb, iſt von mehreren Männern geſehen worden, die ihre Ausſage eidlich bekräftigten.

Andere Nachrichten von ſeltſamen Seegeſchöpfen, die an verſchiedenen Küſten ſollen geſehn ſeyn worden, fehlen auch in neueſten Zeiten nicht. Vielleicht wären dieſe Nachrichten dennoch nur wenig zu beachten, hätten wir nicht auch eine Nachricht von dem höchſt glaubwürdigen und genau beobachtenden Steller,

der ein ſeltſames Seethier, 1741 im Auguſt, nicht weit von Amerika's nordweſtlichſten Küſten länger als zwei Stunden ſahe, das er den **Seeaffen** nennt, und wovon er folgende Beſchreibung gibt, deren Aehnlichkeiten oder Unähnlichkeiten mit jenen vorigen beiden, und mit dem was der Name: **Meermenſch** ſcheint andeuten zu wollen, wir willig unſern Leſern überlaſſen. Wir wählen meiſtentheils Stellers eigene Worte.

— „Es war 2 ruſſ. Ellen lang, der Kopf dem Hundskopf ähnlich, mit aufgerichteten Ohren. Zu beiden Seiten der Ober- und Unterlippe hingen Bärte herab; die Augen waren groß; der Leib lang, ziemlich dick und rund, gegen den Schwanz hin allmählig abnehmend, die Haut ſchien mit Haaren bedeckt, die auf dem Rücken grau, am Bauche weißröthlich waren, im Waſſer aber ſahe das Thier röthlich, wie eine Kuh aus. Der Schwanz war in zwei Finnen (Floſſen) geſpalten, die obere doppelt ſo lang, als die untere. Es waren weder Vorderfüße, noch auch an deren Statt Floſſen zu ſehen. — In Rückſicht ſeiner Geſtalt kommt es mit Conrad Geßners Seeaffen (Simia marina danica) ſehr nahe. *) Wenigſtens verdient unſer Seethier, ſowohl wegen ſeiner Aehnlichkeit in der Geſtalt, als wegen ſeiner wunderbaren Sprünge, Bewegung und Anſtand dieſen Namen. Es ſchwamm über zwei Stunden lang um unſer Schiff, und ſahe bald den Einen, bald den Andern mit Verwunderung an, und kam zuweilen ſo nahe, daß man es mit einer Stange hätte erreichen können, aber ſobald ſich Jemand rührte, entfernte es ſich. Es konnte ſich über ein Drittheil ſeiner Länge, gerade wie ein Menſch, aufrichten, und blieb auch wohl zuweilen 2 Minuten lang in dieſer Stellung. Da wir es etwa eine halbe Stunde lang betrachtet hatten, ſchoß es, wie ein Pfeil unter unſerm Schiffe durch, und kam an der andern Seite wieder zum Vorſchein; dann tauchte es abermals unter, und

*) Welches denn wenigſtens nicht in Anſehung der Menſchenarme gelten kann, mit welchen dieſer Affe beim Geßner abgebildet iſt.

zeigte ſich wieder auf der erſten Stelle. Dies wiederholte es wohl dreißigmal. Da das Meer ein Seegewächs herbeitrieb, welches an einem Ende kolbig wie eine Flaſche, und hohl war, gegen die Spitze aber dünne, ſo ſchoß das Thier ſogleich darauf zu, ſchnappte es mit dem Maule auf, und kam damit gegen unſer Schiff geſchwommen, wobei es ſolche Wendungen und Affenſtreiche machte, daß man ſich nichts poſſirlicheres denken konnte. Es ſchoß endlich in die See, und kam zwar für jetzt nicht wieder zum Vorſchein, nachmals aber ſahe man es dennoch wieder an verſchiedenen Orten des Meeres. *)"

Es ließen ſich hier viele Reflexionen machen, die aber doch alle darauf hinauslaufen würden, daß es in ſolchen Dingen nicht auf das Klügeln vorgefaßter Meinungen, ſondern auf richtige Beobachtung und treue Erzählung ankomme, gegen welche alles Vernünfteln Nichts vermag. — Uebrigens, wer erkennt die Tiefen des ungeheuren Meers, das einen dreimal größern Flächenraum einnimmt, als das Land! Wohl möglich nicht nur, ſondern höchſt wahrſcheinlich ſogar, daß wir grade noch die allerwenigſten von den Bewohnern deſſelben kennen, und daß die Tiefen deſſelben deren vielleicht weit mehrere verbergen, als wir in ſeinen oberſten Fluthen gewahr werden. Hat doch auch das Land noch ſo manches Geheimniß für uns. — Und, zu dem Allen, warum könnte nicht das Meer auch ein etwas menſchenähnliches Thier haben, wie ſie das Land in manchen Affenarten hat?

43. Die norwegiſche Seeſchlange — der Kraken.

Beide ſollen ſich an Norwegens Küſten ſehen laſſen, und ſind oft als Ein, öfterer als zwei Thiere angeſehen worden. Ein

*) Ohne Zweifel nicht Ein und daſſelbe Thier, ſondern etwa andere der nämlichen Thierart.

gelehrter Biſchof in Norwegen, und ein bekannter norwegiſcher Gelehrter daſelbſt vor ihm, haben beide beſchrieben.

Die Seeſchlange

hat nur in den nördlichen Meeren ihre Heimath, und nur in den unterſten Tiefen dieſer Meere (wer kann das aber gewußt haben?), aus welchen ſie nie als zur Laichzeit *) heraufkommt, und auch dann nur, wenn das Meer ganz ſtill iſt. Alle, die dieſes Thier wollen geſehen haben — freilich nur in großer Entfernung, indem ſie klüglich ihrer Haut wahrnahmen — verſicherten, es habe die Länge eines Ankertaues, und alſo 600 Fuß, und der Umfang des Leibes 15 — 18 Fuß gehabt; der Kopf ſey breit und platt, am Obertheil ein wenig hoch, und die Schnauze ſpitz geweſen. — Bei einigen dieſer Schlangen aber waren die Schnauzen platt wie bei Kühen, und hatten große mit ſtarken Haaren beſetzte Naſenlöcher, welche wie Zwickelbärte ſollen hervorgeſtanden haben. Die Augen der Seeſchlange waren funkelnd, groß und blau, (wie blau? müſſen ſie geweſen ſeyn, um das Blaue in großer Entfernung zu ſehen?) und der drei bis vier Fuß dicke Schwanz derſelben lief nicht wie beim Aal, oder wie bei der Landſchlange, allgemachſam etwas zu, ſondern trat mit einemmale aus dem ungeheuren Rumpf hervor, ungefähr, wie wenn man dem Froſche hinten einem Schwanz anſetzen wollte. Bewegt ſich das Ungeheuer, ſo ragen Theile ſeines Rückens wie Tonnen aus dem Waſſer hervor, die in einiger Entfernung daher ſchwämmen. Der Grund der Haut iſt dunkelbraun, mit vielen Scheckflecken, Streifen und lichten Stellen beſäet, und glänzt wie Schildkrötenſchale, am dunkelſten iſt ſeine Farbe um die Augen, und um die Kehle herum. Nicht ſpritzte dieſe Schlange, wie die Wallfiſche Waſſer aus den Nüſtern empor, ſetzte aber das Waſſer in ſo große

*) Laichzeit? da müßten ſie ja wohl in größerer Menge zu ſehen geweſen ſeyn. — Und wo hätten ſie denn den Laich abgeſetzt?

Bewegung, daß es wie Mühlenbäche daherbrauſte. Um den Hals hatte es Mähnen wie Meerſchilf hangen, welches vorzüglich ein Unterſchied der Norweger Seeſchlange, von andern ähnlichen Schlangen (von welchen jedoch Niemand Nachricht gibt) ſeyn ſoll, und wie ſich alljährlich die Erdſchlange häute, ſo häute ſich auch dieſe und bekomme einen neuen Balg. [Aber Wer? mag das beobachtet haben?]

Kommen Fahrzeuge der Schlange zu nahe, ſo bäumt ſie ſich hoch auf, legt ſich queer über eine Schaluppe, ja ſelbſt über ein Schiff von 100 Tonnen [Schiffslaſten] hin, und zieht es in den Abgrund hinab. Oft ſoll ſie auch einen Menſchen aus einem Fahrzeuge hinwegſchnappen, ja ſogar ſich dergeſtalt um daſſelbe mit ihrem ungeheuren Körper herumwinden, daß keiner davon kann.

Sie ſcheint größeſtentheils krumme Linien zu beſchreiben, wenn ſie ſich oben auf, oder nur eben unter Waſſer befindet. Die Schiffer hüten ſich vor derſelben, und werfen Steine oder Holz, oder was ſie ſonſt haben, auf dieſelbe zu, worauf dann das Thier ſogleich tiefer geht, und einen andern Weg nimmt. — Von andern Seefahrern heißt es jedoch, daß ſie mit allen Kräften davon ruderten, wenn ſie ein ſolches Ungeheuer erblickten, und ſich an die Küſten oder in einen Buſen zu retten ſuchten. Das Biberfleiſch ſolle das Thier durch ſeinen Geruch entfernen, eben ſowohl als der Sonnenglanz, den es nicht ſoll ertragen können. Dem Vorgeben nach gebährt es lebendige Jungen *]; ſeine Ausleerungen ſollen höchſt giftig ſeyn, und im Sommer wie fetter Schlamm auf dem Waſſer ſchwimmen. Selbſt eine bloße Berührung dieſes Schlammes mit der Hand ſoll zuweilen eine Ablöſung derſelben nöthig machen.

Man ſieht, wie Alles aufs Blaue hineingeſtellt iſt. Aber eben dieſe Widerſprüche in den Angaben werden den denken-

*) ſ. vorher: Laichzeit.

den Leſer zu manchen Gedanken, wenn auch zu keinem Reſultat führen.

Der Kraken, oder Seeteufel, oder Seekrabbe ſoll einen runden, und doch platten Leib haben, und Scheeren und Fühlhörner, wie Krabbe und Krebſe. Die Fiſcher Norwegens ſagen, daß das Meer an Stellen, wo es 80 oder 100 Klafter halten ſolle, auf einmal nur 20 oder dreißig Klafter hielte, weil unten auf dem Grunde der Kraken ſäße. Dann aber fingen ſie auch alle Arten Fiſche, am häufigſten den Stockfiſch. Man ſucht ſolchen Zufall zu benutzen, aber doch mit Vorſicht, daß, wenn die Tiefe immer mehr abnimmt — ein Zeichen daß der Kraken in die Höhe ſteigt, — ſich die Fiſcher ſchleunigſt zu retten ſuchen. Sind ſie zu ihrer Sicherheit weit genug entfernt, ſo ſehen ſie, daß das nun heraufgekommene Ungeheuer einen unglaublichen Raum einnimmt, z. B. ſein Obertheil den Umfang einer halben Meile. — [Will auch ein Auge dazu gehören, es zu taxiren, zumal wenn man in Angſt iſt!]

Kaum iſt der Kraken einige Augenblicke mit der Oberfläche des Waſſers in gleichem Stand, ſo iſt das Meer wie von einer Menge ſchwimmender Inſeln bedeckt: kleine Hügel bemerkt man auf dem Rücken des Thieres, auf welchem eine große Zahl Fiſche ſich regen, die von dem Rücken des Kraken ins Waſſer herabrollen. Sodann erhebt er eine Menge ſchuppiger Spitzen, die immer dicker werden, je mehr ſie aus dem Meere hervorkommen; ja wenn ſie nicht ſo glänzten, könnte man ſie wohl für Maſtbäume halten.

Nachdem der Kraken einige Zeit oben auf dem Waſſer geblieben iſt, geht er wieder zu Grunde, welches einen ſo heftigen Strudel macht, daß Alles mit herabgeriſſen wird, was in dem Umkreiſe des Wirbels liegt, ſelbſt Schiffe nicht ausgenommen.

Aus Naturtrieb ſoll der Kraken zu gewiſſen Zeiten einen heftigen Geruch verbreiten, und dadurch Scharen Fiſche an ſich locken, die er denn einige Monate hintereinander auffrißt, dahingegen er in andern Monaten nichts thut, als — ausleeren. Der Geruch dieſer Ausleerung, welche eine Art Schlamm auf dem Meere verurſacht, lockt aufs Neue Fiſche in unglaublichen Scharen von allen Seiten herbei, die das Ungeheuer dann mit ſeinen weitgeöffneten Scheeren packt, und hierauf verſchlingt, um ſie in neuer Verdauung in neue Lockſpeiſe zu verwandeln.

Wenn ein neuerer Schriftſteller ſagt, man müſſe dieſes Thier wohl in die Klaſſe der Polypen ſetzen, und die aus dem Rücken hervorragenden Hörner für Fühlfaden halten, die ſowohl als Mittel der Bewegung, als auch der Erhaltung dienten ſo mag es derſelbe auch verantworten. — Es iſt leicht, um Nichts und wieder Nichts, ehe man über die Wirklichkeit ins Reine iſt, ſo auf Gutdünken und Vermuthen zu klaſſifiziren. —

Im Jahre 1680 ſoll ein noch junger Krake in einen Schlupfhafen mittelſt der Fluth hineingetrieben, und daſelbſt umgekommen ſeyn. Sein todter Leichnam füllte beinahe die Bucht aus, und als derſelbe in Fäulniß ging, war der tödtliche Geruch ſo groß, daß die Gegend umher lange nicht konnte beſucht werden. [Wer bürgt?]

Einmal ſollen ſogar Schiffer auf dem Rücken des Kraken geſeſſen haben.

Dieſes Alles, mit ſeinen großen Unwahrſcheinlichkeiten, und wirklichen und ſcheinbaren Widerſprüchen, ſtellt der Verfaſſer dem Leſer anheim, und dieſer mag ſuchen einig zu werden, ob und was etwa an der Sache ſeyn könne. — Erzählt mußte es jedoch werden.

Das aber iſt merkwürdig, daß ſchon einer der älteſten und achtungswertheſten Naturforſcher, Plinius, von einem ſolchen Thiere ſpricht. In den neuern Zeiten hat uns eben Olaus Magnus, ſelbſt ein Norweger, darüber Nachricht ertheilt; aber auch Pontoppidan.

Staatliche Bibliothek Bamberg

Verbeſſerungen.

Seite 10. Zeile 4. ſtatt Wahrnehmungen lies Wahrnehmungen in Einem Worte,
— 22. — 19. ſtatt geringſten lies gierigſten
— 215. — 5. ſtatt Baheleirer lies Bakeleier
— 317. — 4. ſtatt Jama lies Jamaika.
— 320. — 7. ſtatt Kernhaufen lies Kornhaufen.

93 Abbildungen

zu der

gemeinnützigen und vollſtändigen

Naturgeſchichte

von

J. A. C. Löhr.

Erſter Band.

Die Säugethiere.

Verzeichniß

der

in dem erſten Bande enthaltenen Abbildungen.

No.		Seite
1.	Der Orang-Utang.	1
2.	Der langarmige Affe.	1
3.	Der gemeine Affe.	2
4.	Der Magot.	2
5.	Der Choras.	3
6.	Der grüne Affe.	3
7.	Der Predigeraffe.	4
8.	Der Quato.	4
9.	Der Sagoin.	5
10.	Der Ai.	5
11.	Das bärenartige Faulthier.	5
12.	Der große Ameiſenfreſſer.	6
13.	Das Armadill mit 9 Gürteln.	6
14.	Das Schuppenthier.	6
15.	Der Elephant.	7
16.	Das Rhinozeros.	7
17.	Das Flußpferd.	8
18.	Der Giraffe.	8
19.	Der Tapir.	9
20.	Das Dromedar.	9
21.	Das Trampelthier.	10
22.	Das Lama.	10
23.	Die Vicunna.	11
24.	Das Zebra.	11
25.	Der Biſon.	12
26.	Der grunzende Ochſe.	12
27.	Der Büffel.	12
28.	Der Argali.	13
29.	Die Angoraziege.	13
30.	Der Steinbock.	14
31.	Die Gemſe.	14
32.	Der Nil-ghau.	15
33.	Der Bezoarbock.	15
34.	Der Rothhirſch.	16
35.	Der Damhirſch.	16
36.	Das Reh.	17
37.	Das Elenn.	17
38.	Das Rennthier.	17
39.	Das Moſchus-Thier.	18
40.	Der Löwe.	18
41.	Der Tiger.	18
42.	Der Panther.	19

No.		Seite
43.	Der Leopard.	19
44.	Der Luchs.	19
45.	Die Angorakatze.	20
46.	Der Neufoundländiſche Hund.	20
47.	Der Wolf.	20
48.	Der Fuchs.	21
49.	Die Hyäne.	21
50.	Der Landbär.	21
51.	Der Eisbär.	22
52.	Der Dachs.	22
53.	Der Vielfraß.	22
54.	Der Waſchbär.	23
55.	Der Steinmarder.	23
56.	Der Iltis.	23
57.	Das große Wieſel.	24
58.	Der Zobel.	24
59.	Das Stinkthier.	24
60.	Die Zibethkatze.	25
61.	Der Ichneumon.	25
62.	Der gemeine Haſe.	25
63.	Das angoriſche Kaninchen.	26
64.	Der Jerboa oder Springhaſe.	26
65.	Der Babyruſſa.	26
66.	Das Biſamſchwein.	27
67.	Der Sürmülot.	27
68.	Die gemeine Spitzmaus.	27
69.	Der Marſupial.	28
70.	Die Buſchratte.	28
71.	Der Känguruh.	29
72.	Das Meerſchweinchen.	29
73.	Das Stachelſchwein.	30
74.	Der Billich.	30
75.	Das gemeine Eichhorn.	30
76.	Das fliegende Eichhorn.	31
77.	Der Vampyr.	31
78.	Der Hamſter.	31
79.	Das Murmelthier.	32
80.	Der gemeine Maulwurf.	32
81.	Der Biber.	32
82.	Die Fiſchotter.	33
83.	Das Schnabelthier.	33
84.	Das gemeine Wallroß.	33
85.	Der Manati oder die Seekuh.	34
86.	Der gemeine Seehund.	34
87.	Der Seebär.	34
88.	Der glatte Seelöwe.	35
89.	Der zottige Seelöwe.	35
90.	Der gemeine Wallfiſch.	35
91.	Der Narwal.	36
92.	Der Kachelot.	36
93.	Das Meerſchwein.	36

1. *Der Orang-Utang.* Seite 144

2. *Der langarmige Affe.* S. 154

3. *Der gemeine Affe.* S. 155

4. *Der Magot.* S. 155

5. *Der Choras.* S. 160

6. *Der grüne Affe.* S. 164

7. *Der Predigeraffe.* S. 164

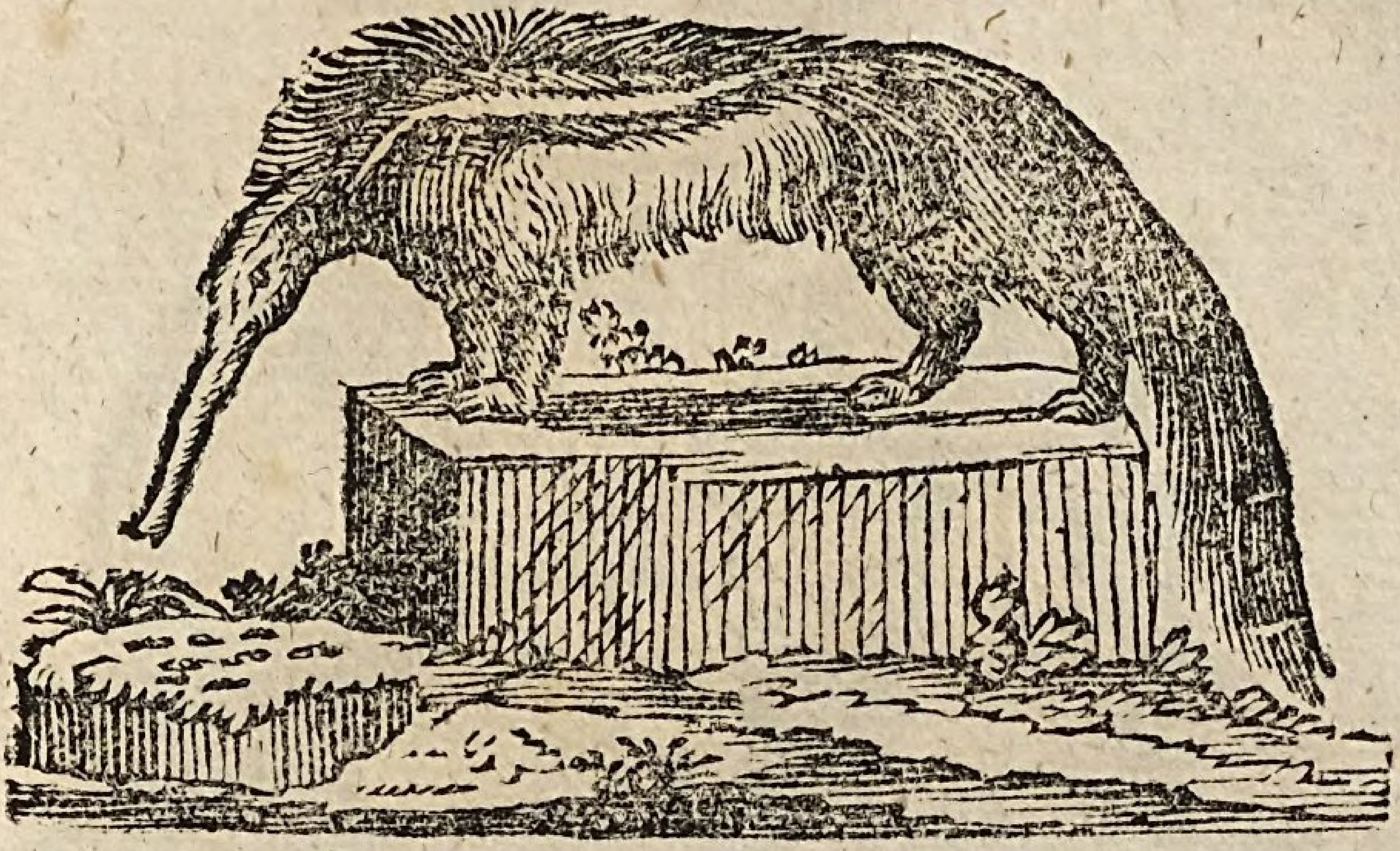
8. *Der Quato.* S. 165

9. *Der Sagoin.* S. 166

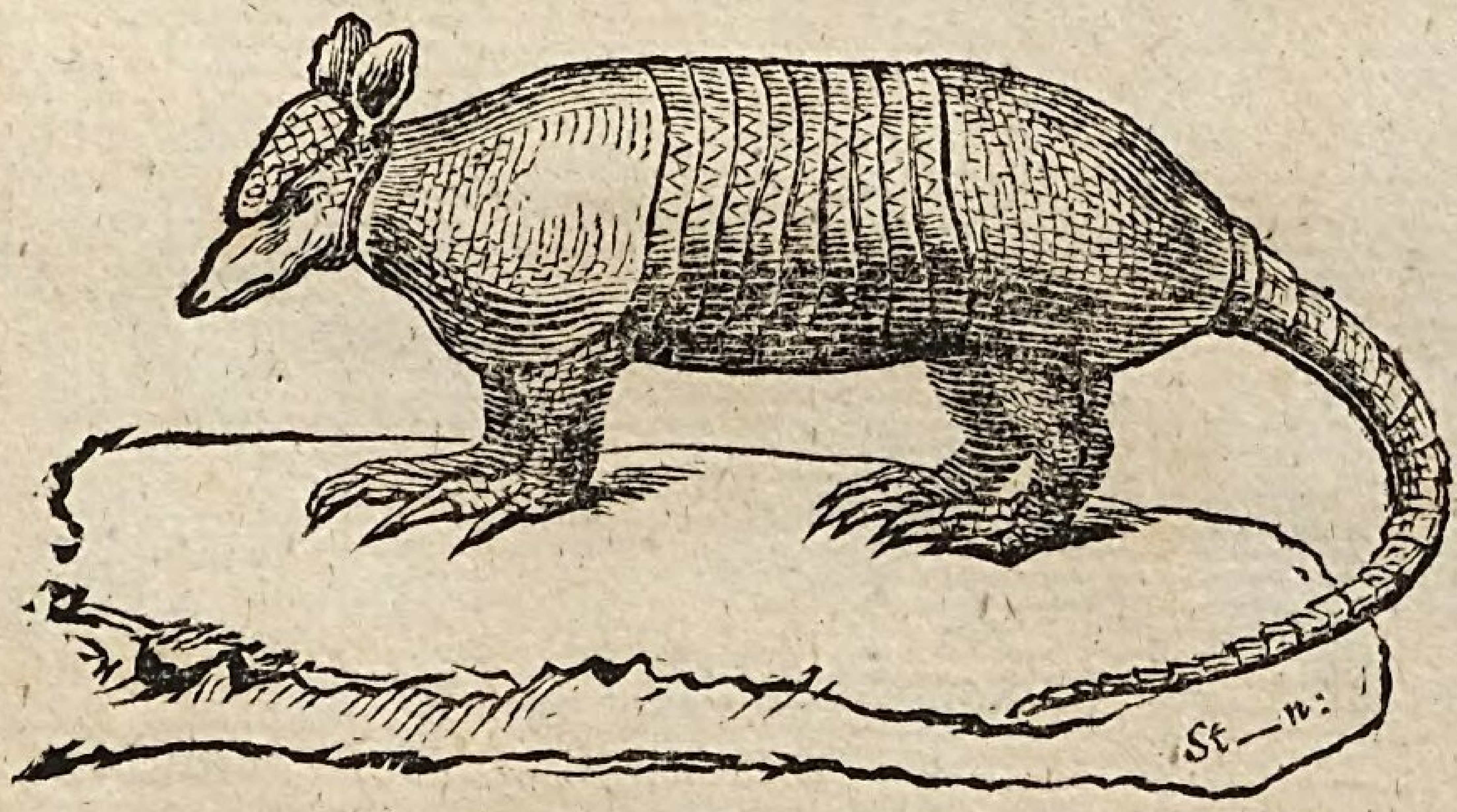
10. *Der Ai.* S. 170

11. *Das bärenartige Faulthier.* S. 170

12. *Der groſse Ameiſenfreſſer.* S. 172

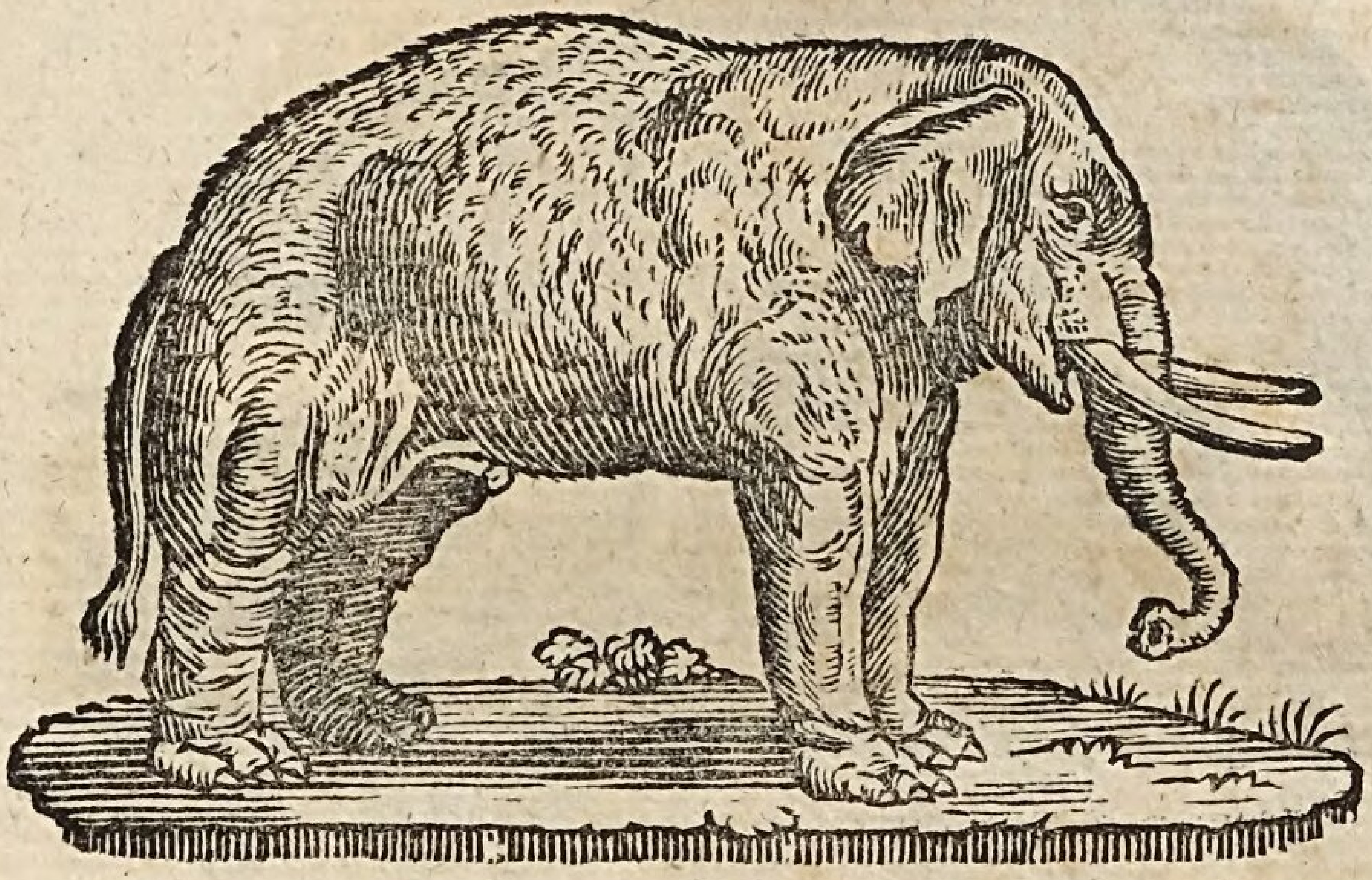


13. *Das Armadill mit 9 Gürteln.* S. 172

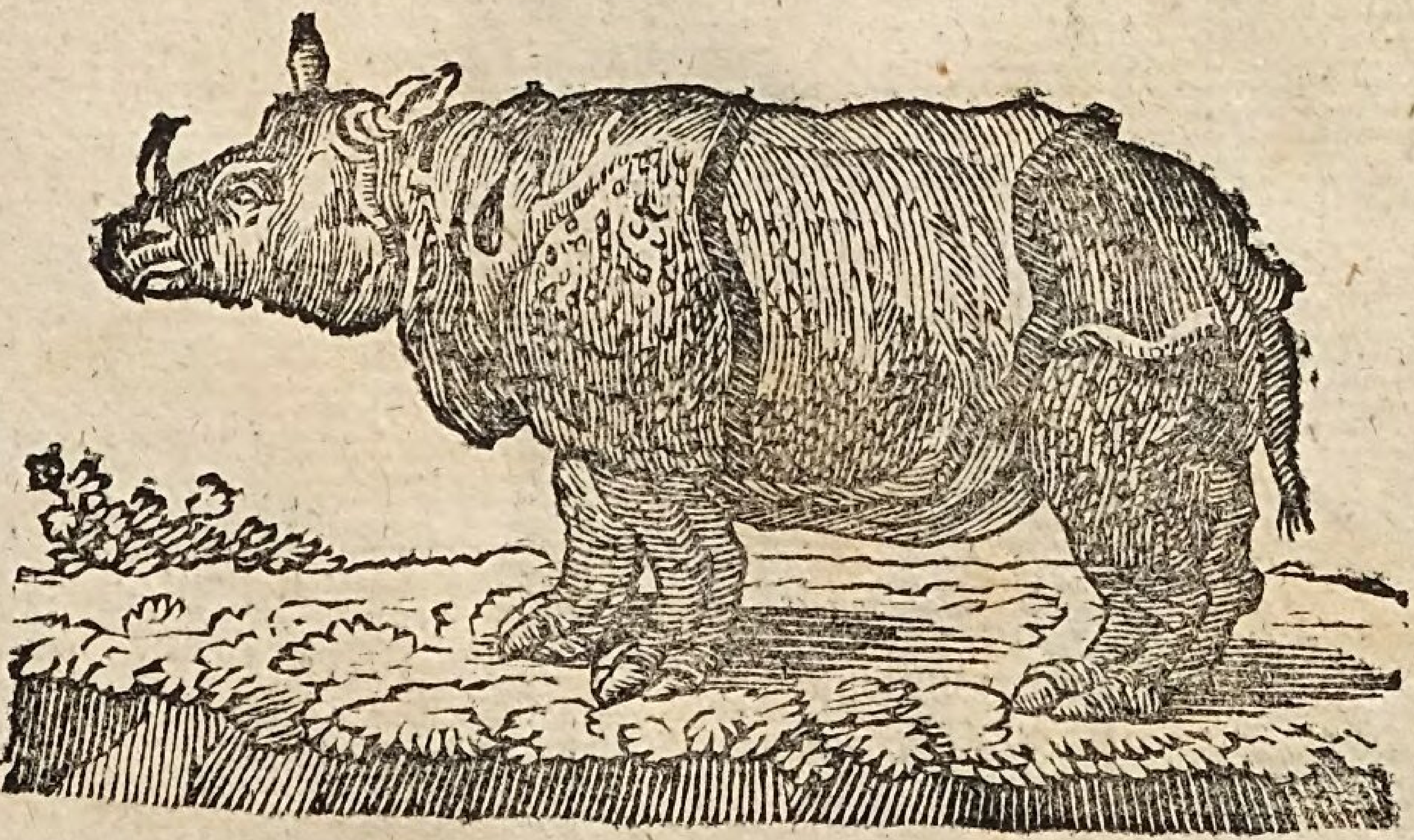


14. *Das Schuppenthier.* S. 173

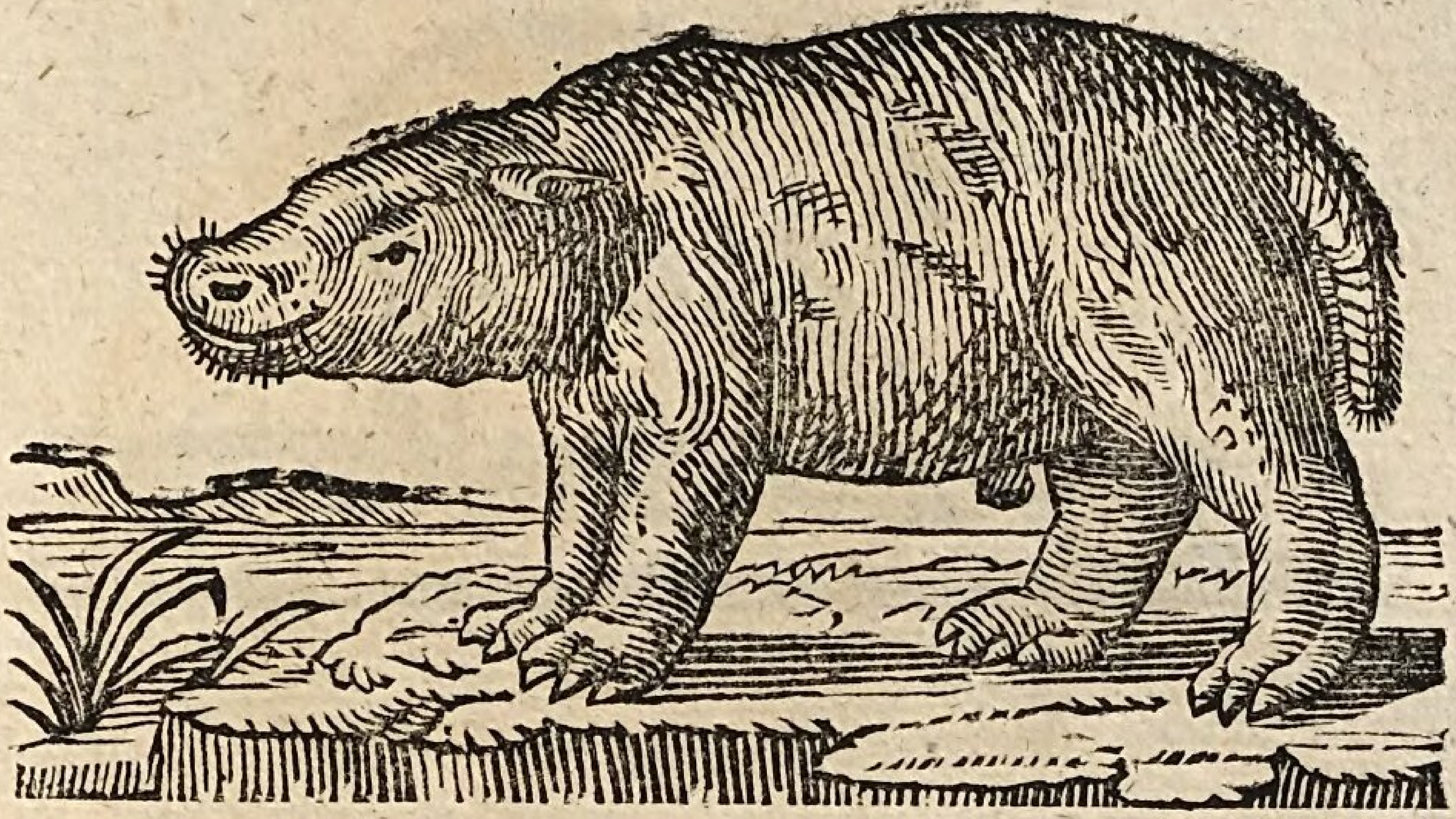
15. *Der Elephant.* S. 173



16. *Das Rhinozeros.* S. 188

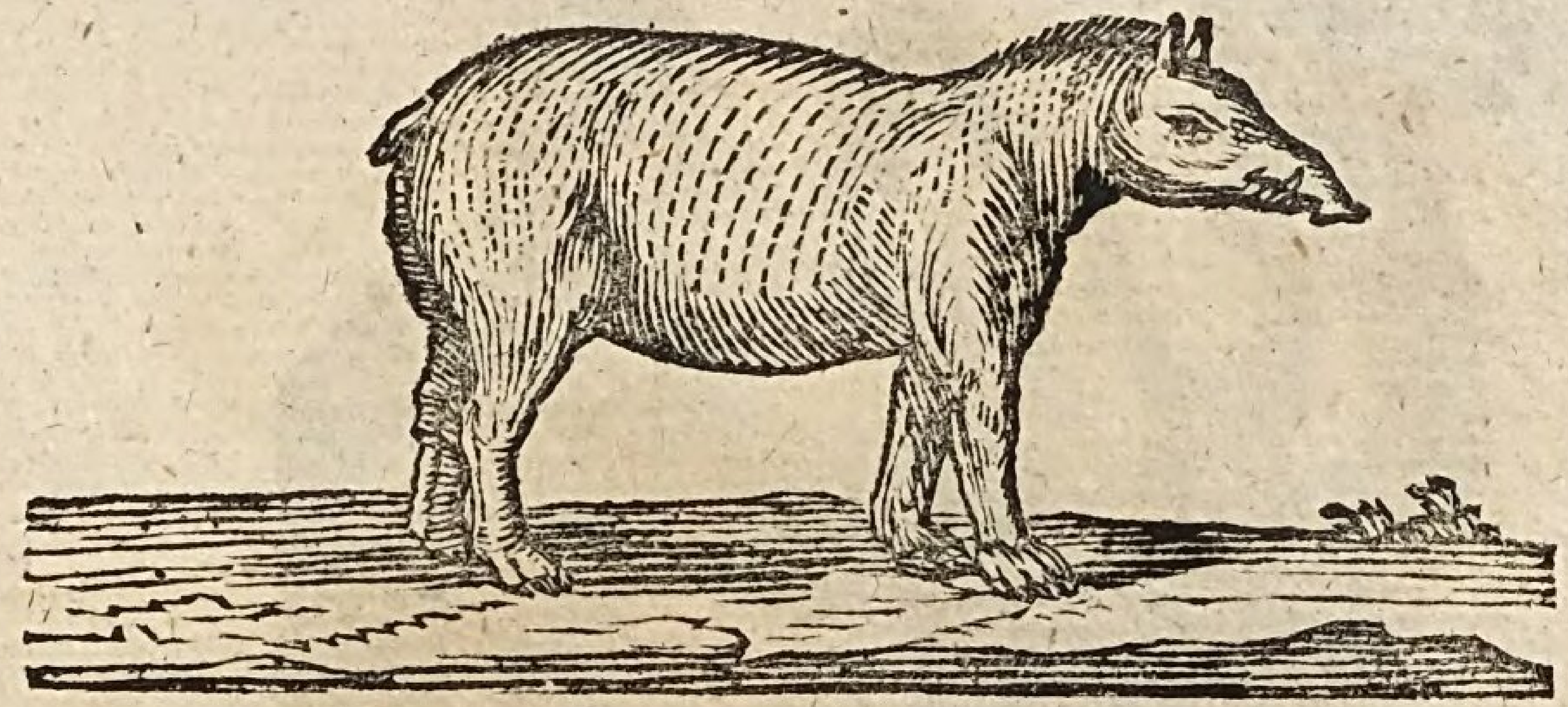


17. *Das Flusspferd.* S. 191



18. *Der Giraffe.* S. 192

19. *Der Tapir.* S. 193



20. *Das Dromedar.* S. 194

21. *Das Trampelthier.* S. 194

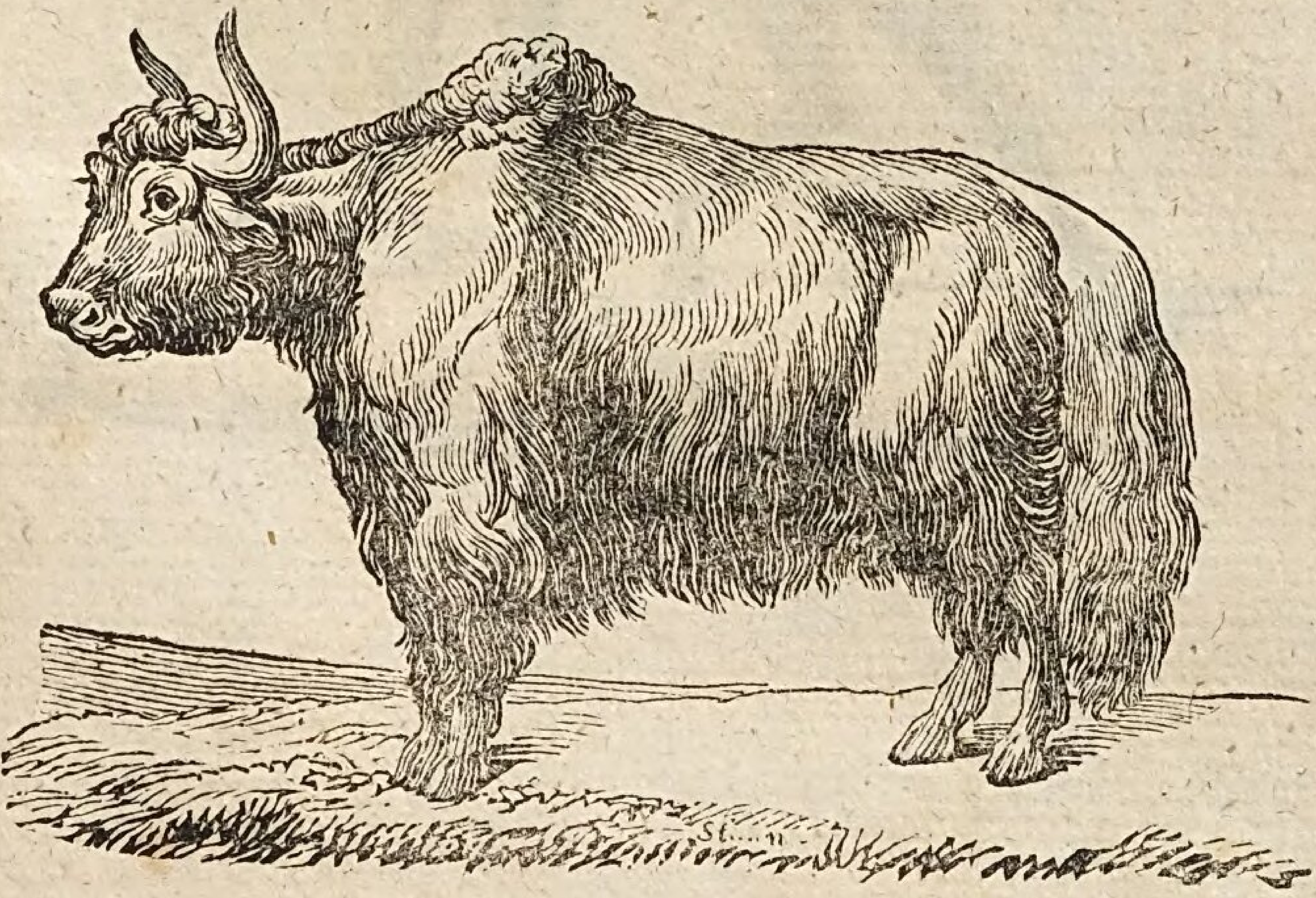
22. *Das Lama.* S. 202

23. *Die Vicunna.* S. 203

24. *Das Zebra.* S. 213

25. *Der Bison.* S. 217

26. *Der grunzende Ochse.* S. 218



27. *Der Büffel.* S. 218

28. *Der Argali.* S. 219

29. *Die Angoraziege.* S. 226

30. *Der Steinbock.* S. 227

31. *Die Gemse.* S. 229

32. *Der Nil-ghau.* S. 232

33. *Der Bezoarbock.* S. 233

34. *Der Rothhirsch.* S. 234

35. *Der Damhirsch.* S. 237

36. *Das Reh.* S. 239

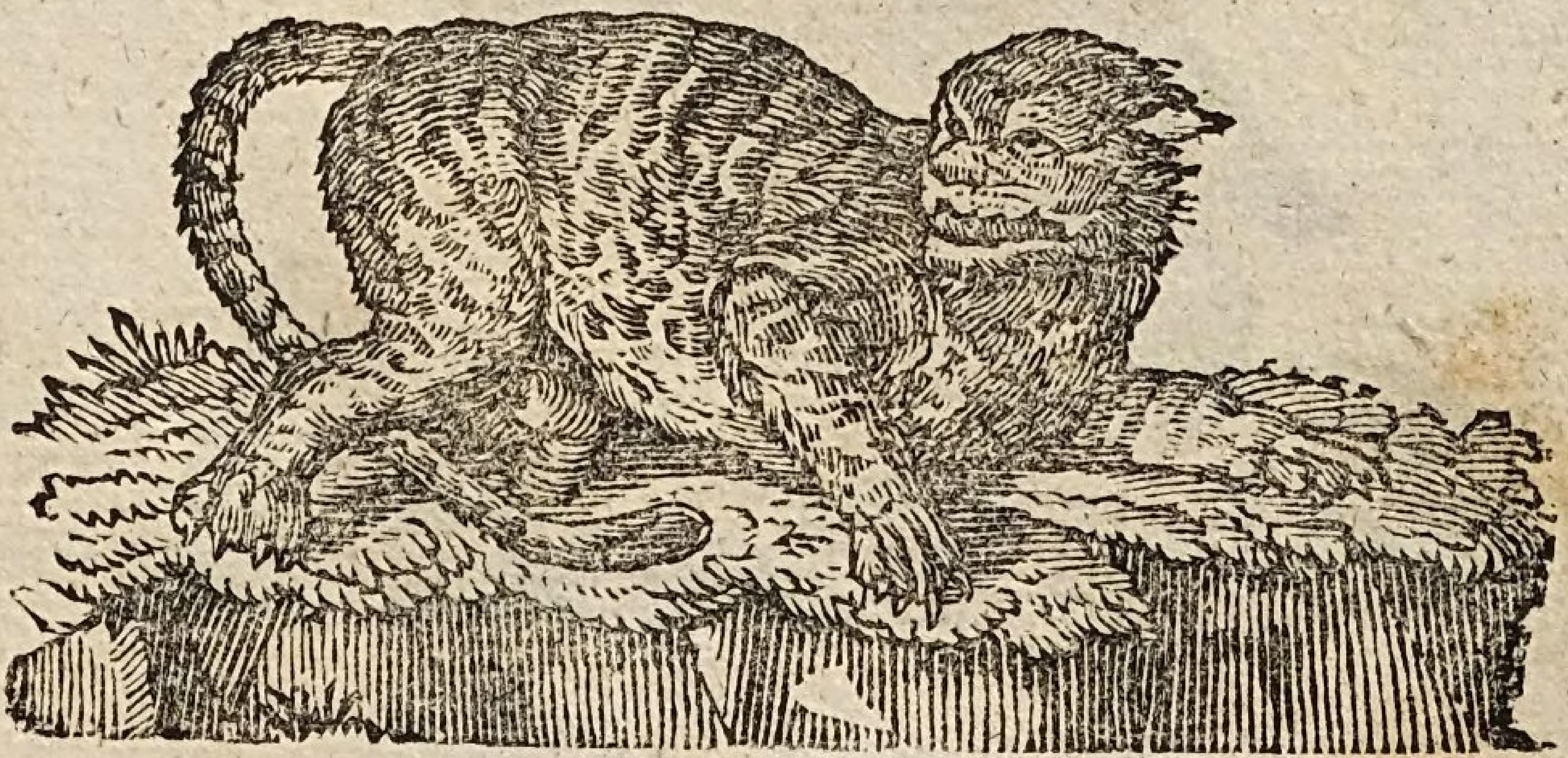
37. *Das Elenn.* S. 240

38. *Das Rennthier.* S. 242

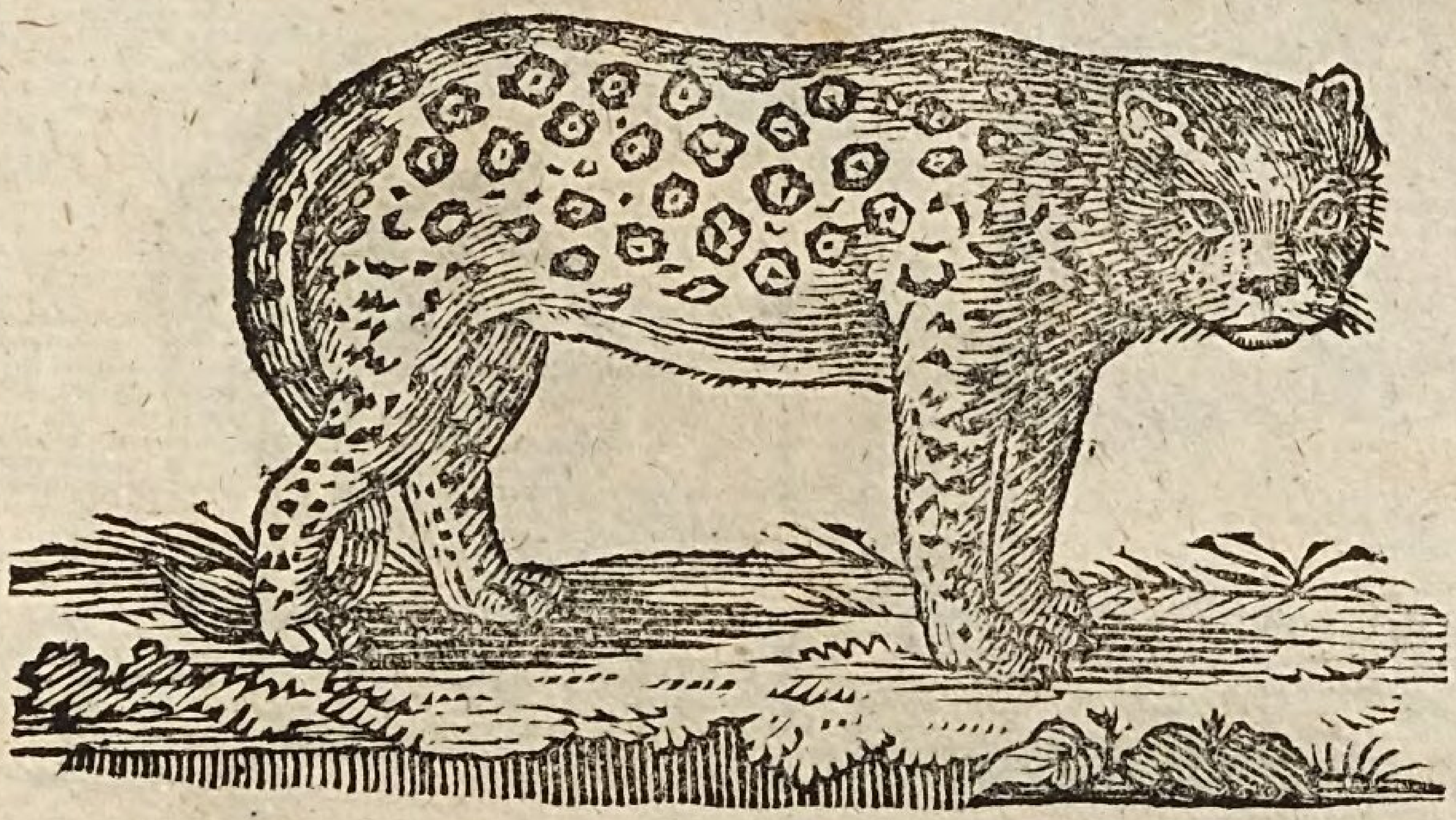
39. *Das Moschus-Thier.* S. 244

40. *Der Löwe.* S. 246

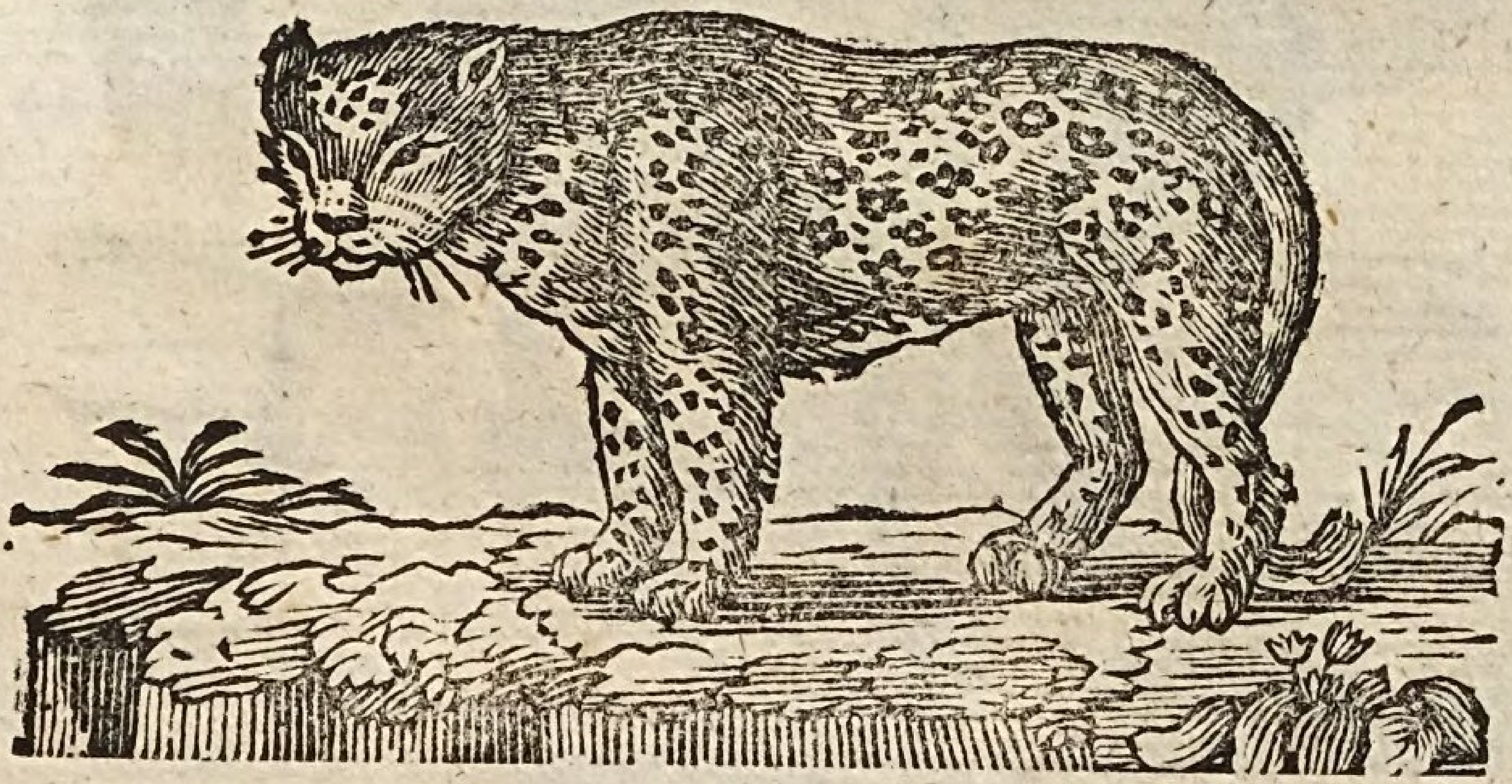
41. *Der Tiger.* S. 249



42. *Der Panter.* S. 251



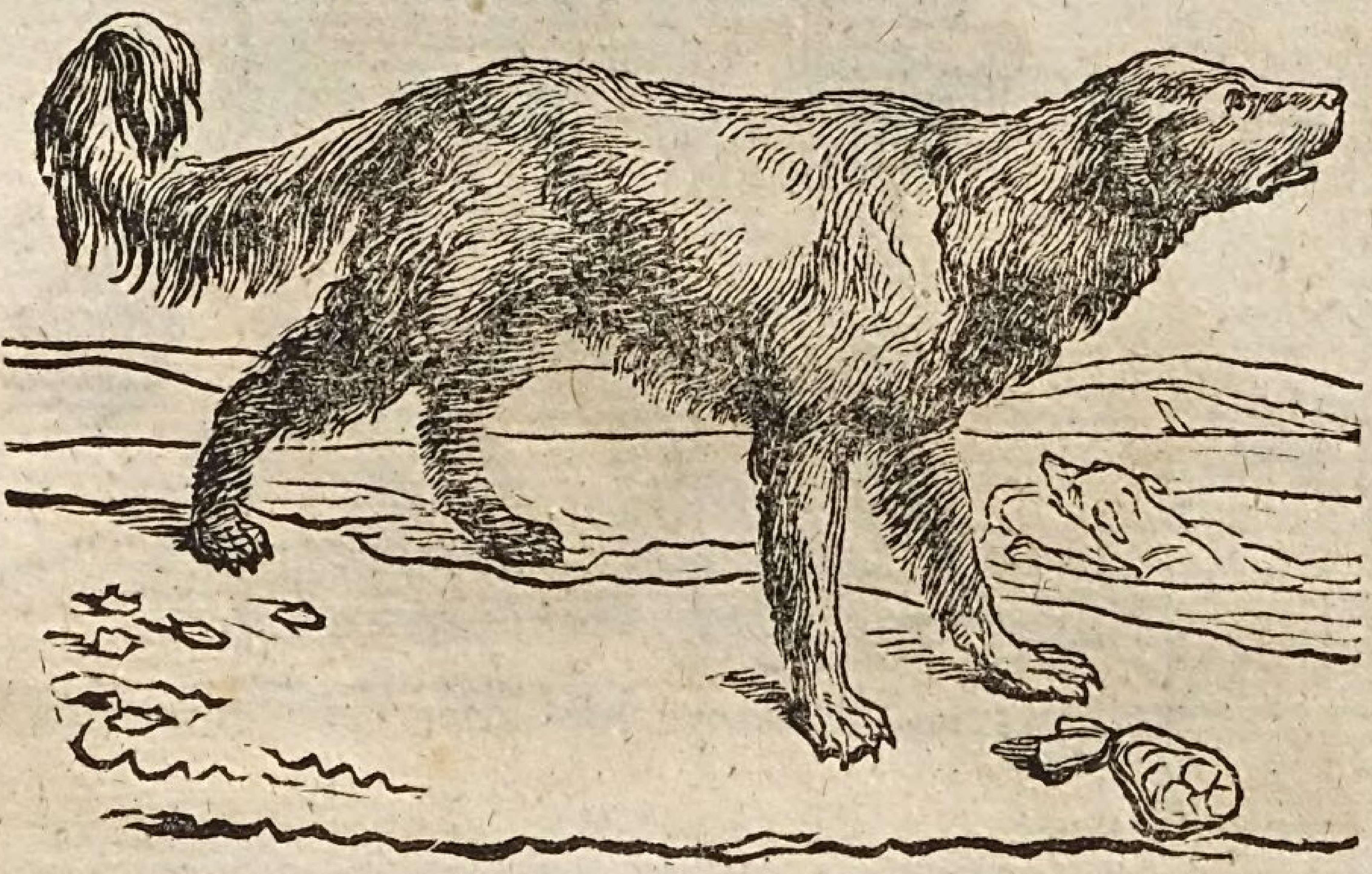
43. *Der Leopard.* S. 251



44. *Der Luchs.* S. 253

45. *Die Angorakatze.* S. 258

46. *Der Neufoundländische Hund.* S. 260



47. *Der Wolf.* S. 266

48. *Der Fuchs.* S. 269

49. *Die Hyäne.* S. 273

50. *Der Landbär.* S. 275

51. *Der Eisbär.* S. 278

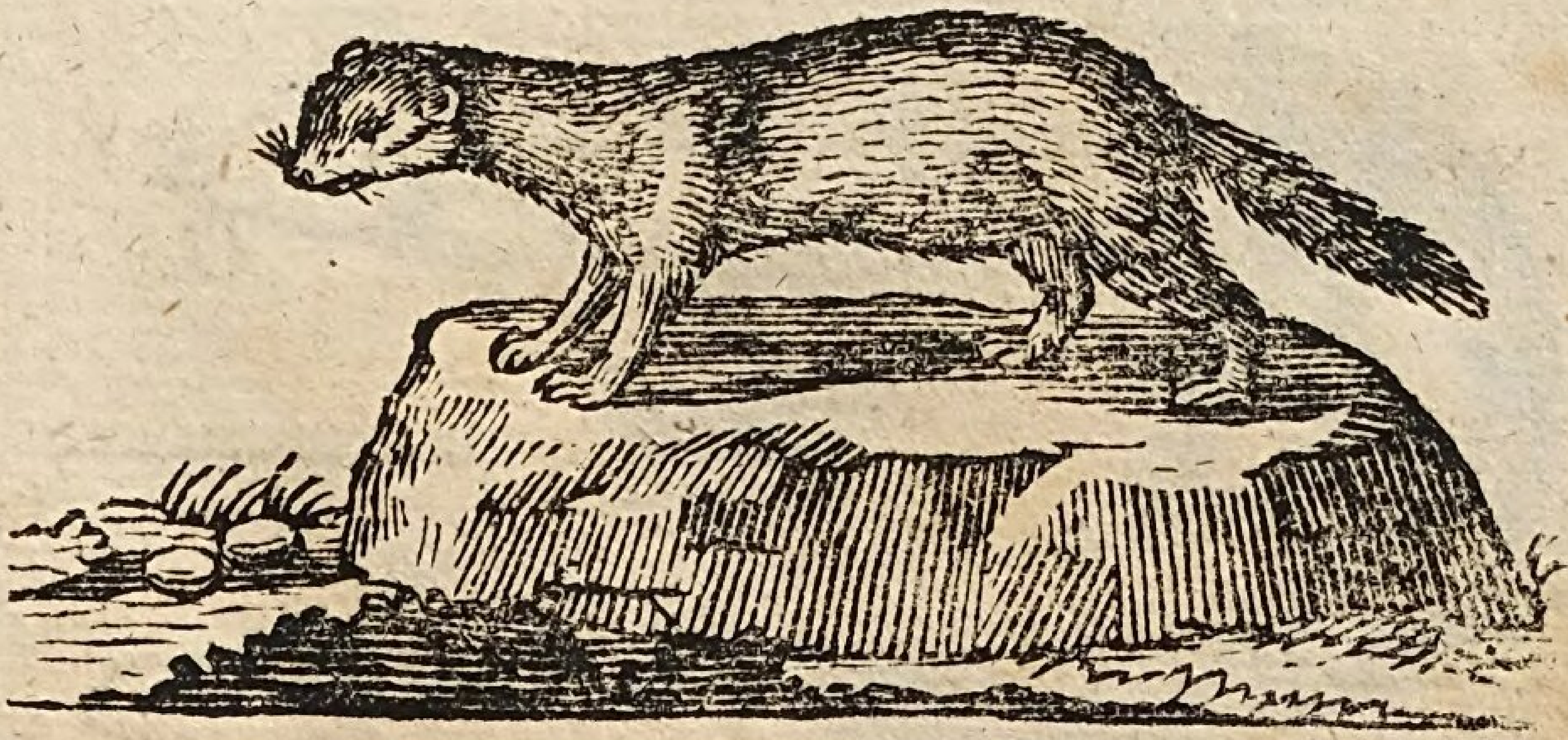
52. *Der Dachs.* S. 280

53. *Der Vielfraſs.* S. 281

54. *Der Waschbär.* S. 282

55. *Der Steinmarder.* S. 284

56. *Der Iltis.* S. 286



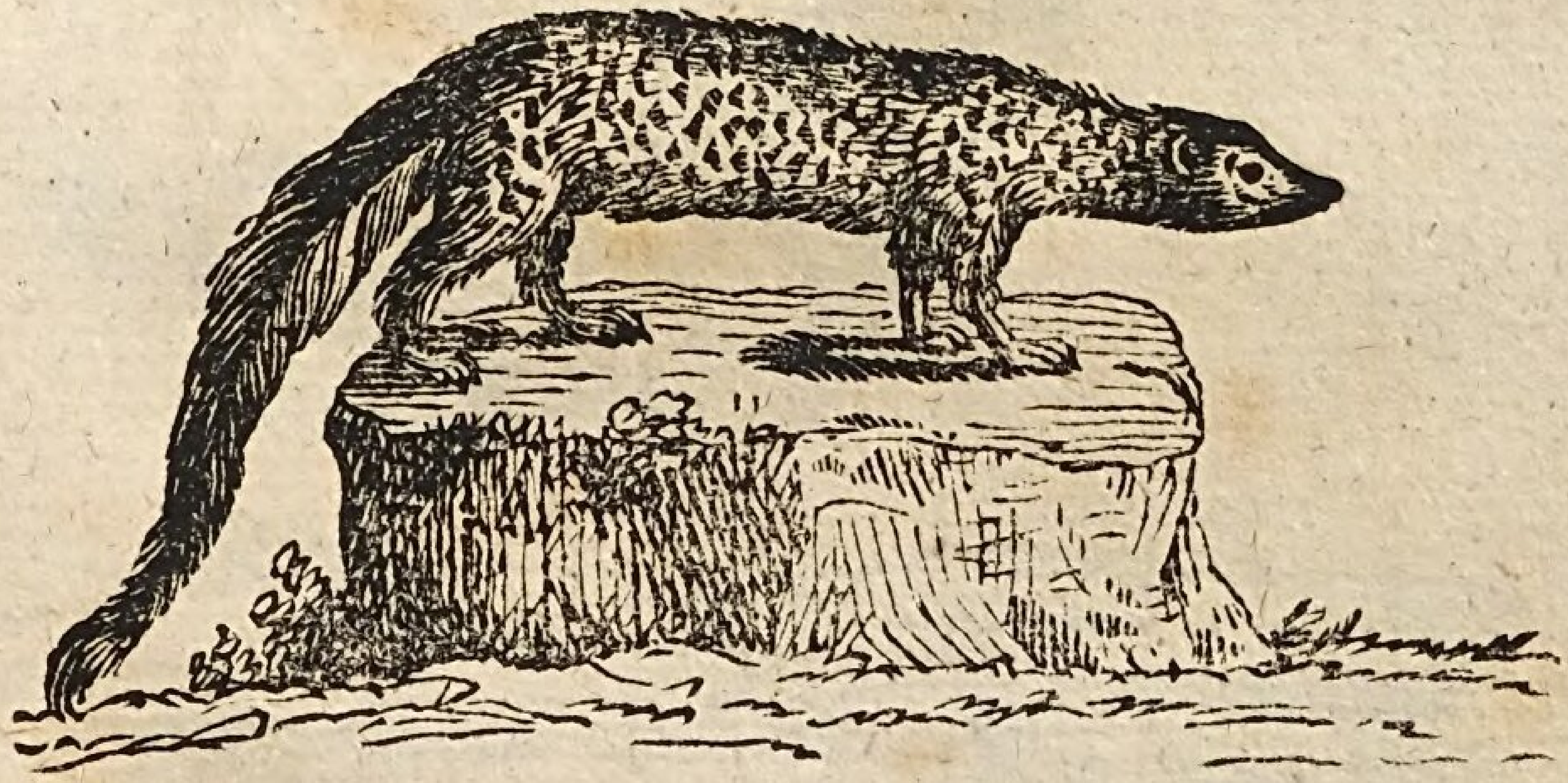
57. *Das grosse Wiesel.* S. 287

58. *Der Zobel.* S. 290

59. *Das Stinkthier.* S. 295

60. *Die Zibethkatze.* S. 296

61. *Der Ichneumon.* S. 297



62. *Der gemeine Hase.* S. 300

63. *Das angorische Kaninchen.* S. 305

64. *Der Jerboa oder Springhase.* S. 306

65. *Der Babyrussa.* S. 312

66. *Das Biſamſchwein.* S. 314

67. *Der Sürmülot.* S. 324

68. *Die gemeine Spitzmaus.* S. 329

69. *Der Marsupial.* S. 337

70. *Die Buschratte.* S. 338

71. *Der Känguruh.* S. 339

72. *Das Meerſchweinchen.* S. 341

73. *Das Stachelschwein.* S. 344

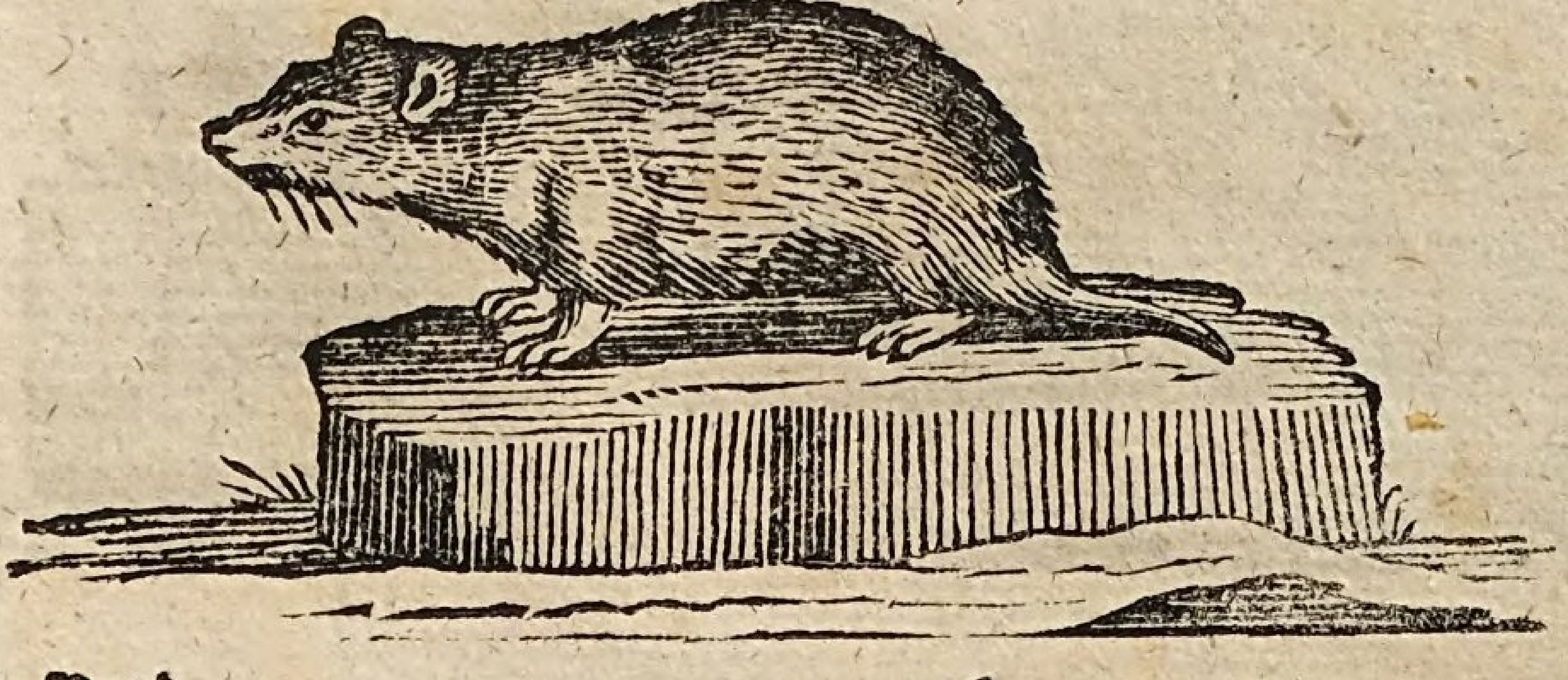
74. *Der Billich.* S. 347

75. *Das gemeine Eichhorn.* S. 549

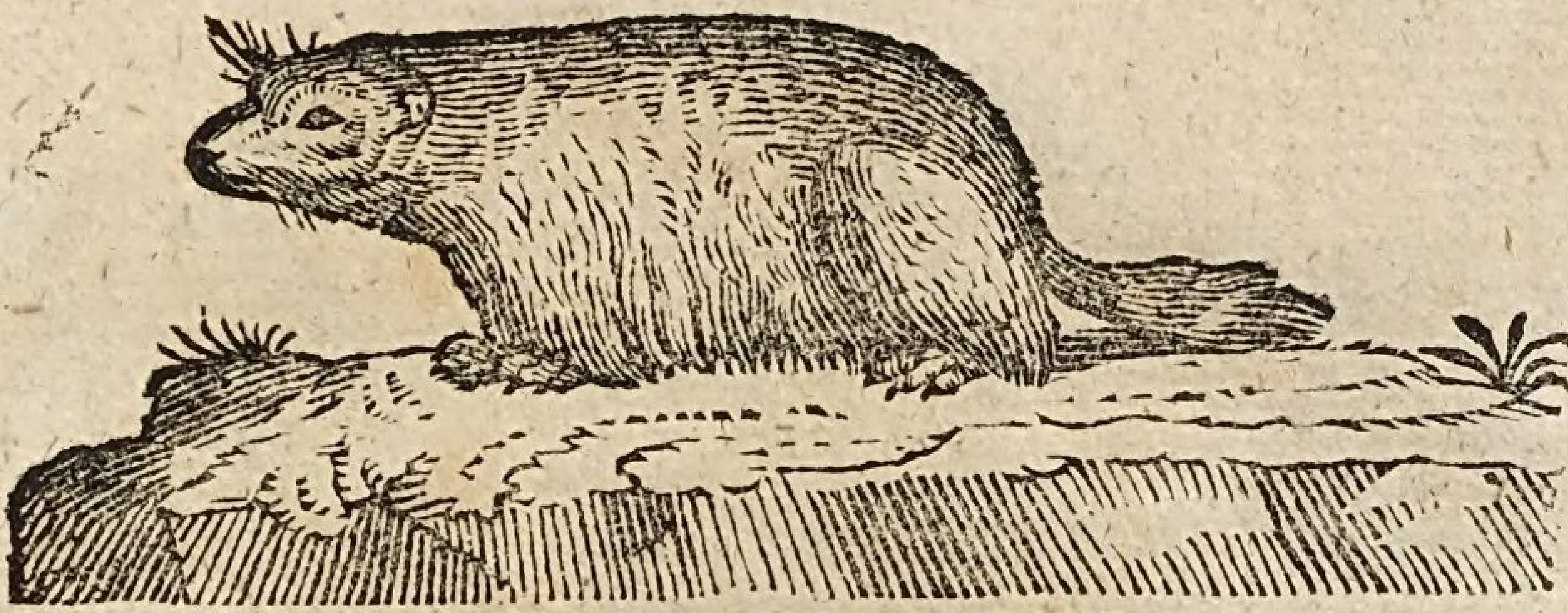
76. *Das fliegende Eichhorn.* S. 353

77. *Der Vampyr.* S. 359

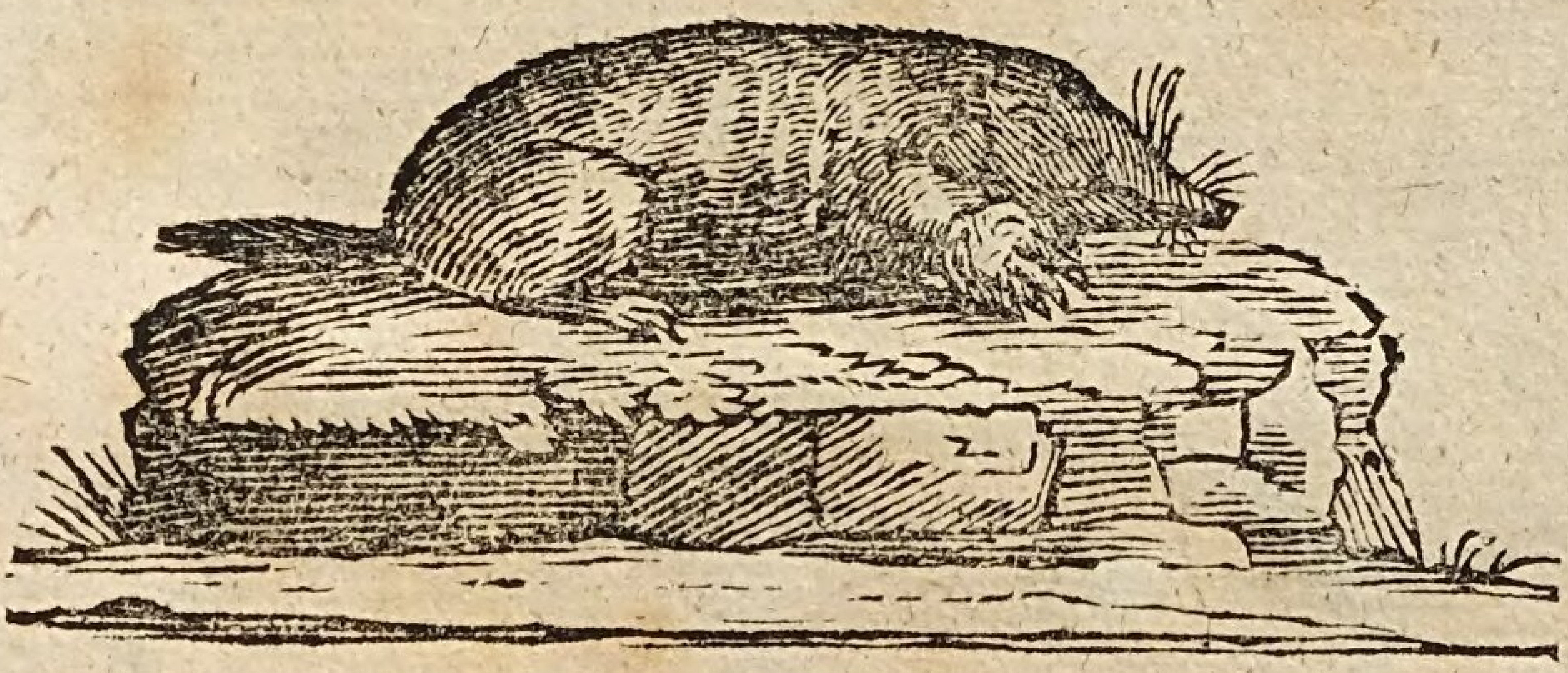
78. *Der Hamster.* S. 361



79. *Das Murmelthier.* S. 365



80. *Der gemeine Maulwurf.* S. 370

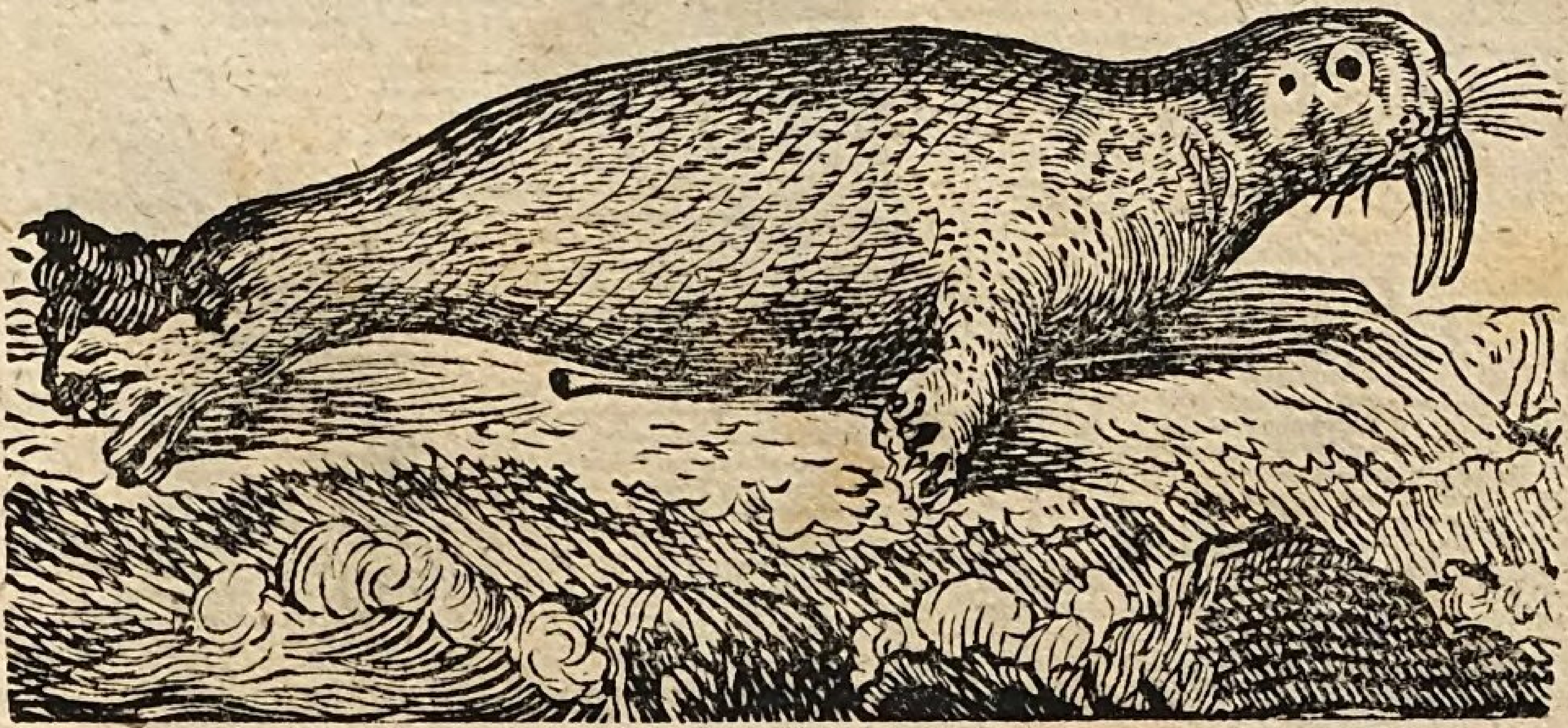


81. *Der Biber.* S. 372

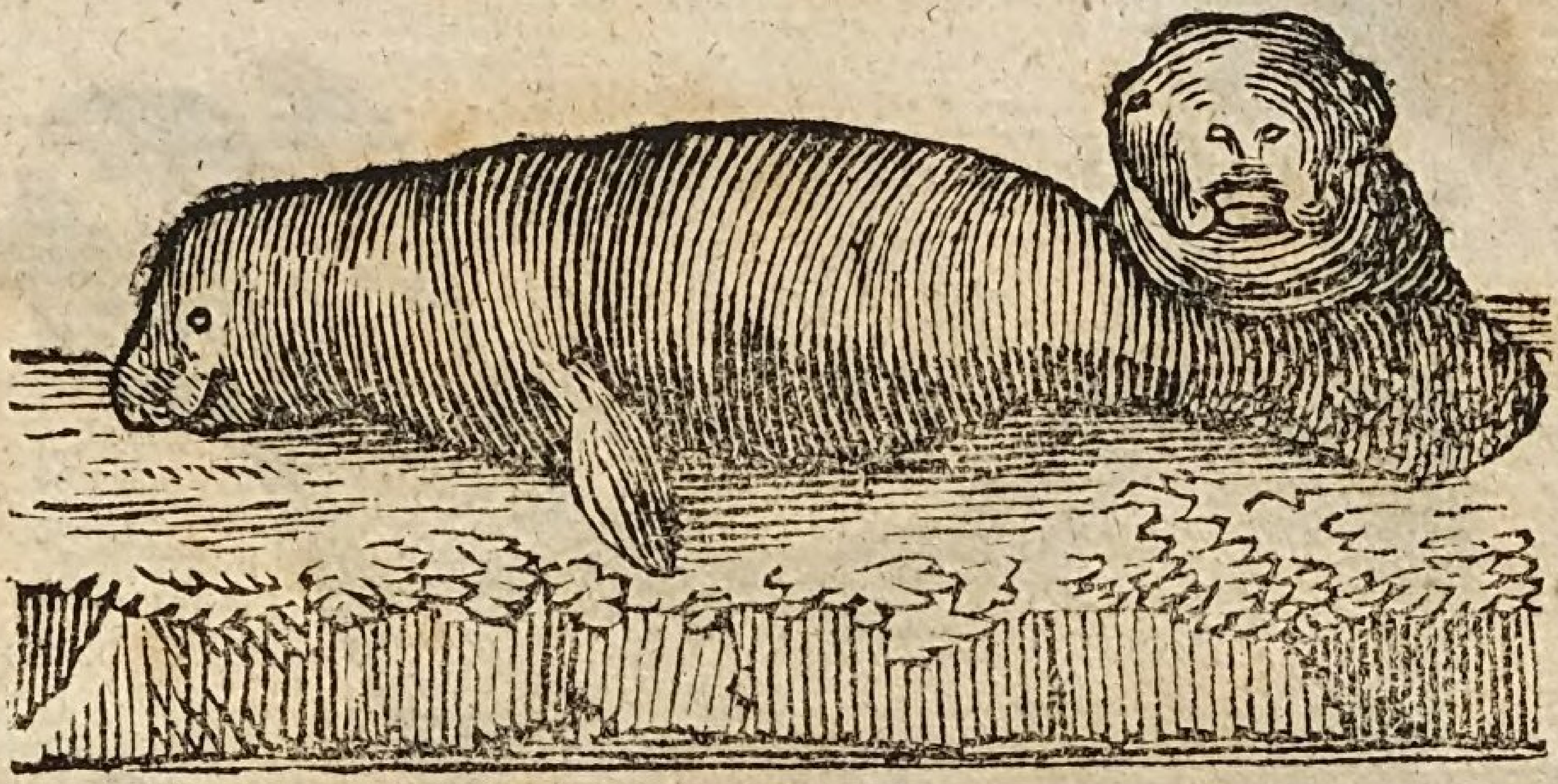
82. *Die Fischotter.* S. 380

83. *Das Schnabelthier.* S. 385

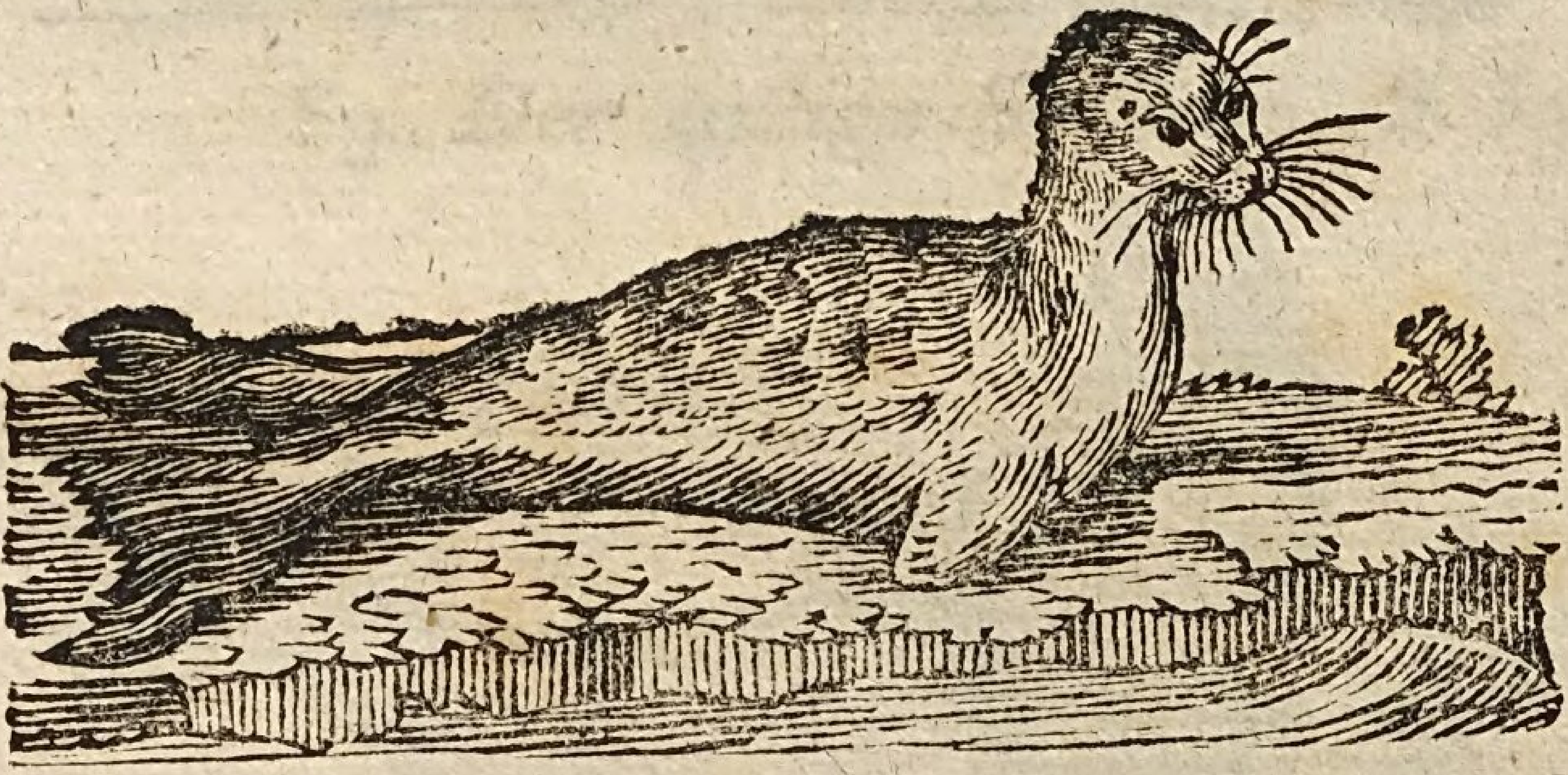
84. *Das gemeine Wallross.* S. 387



85. *Der Manati oder die Seekuh.* S. 389

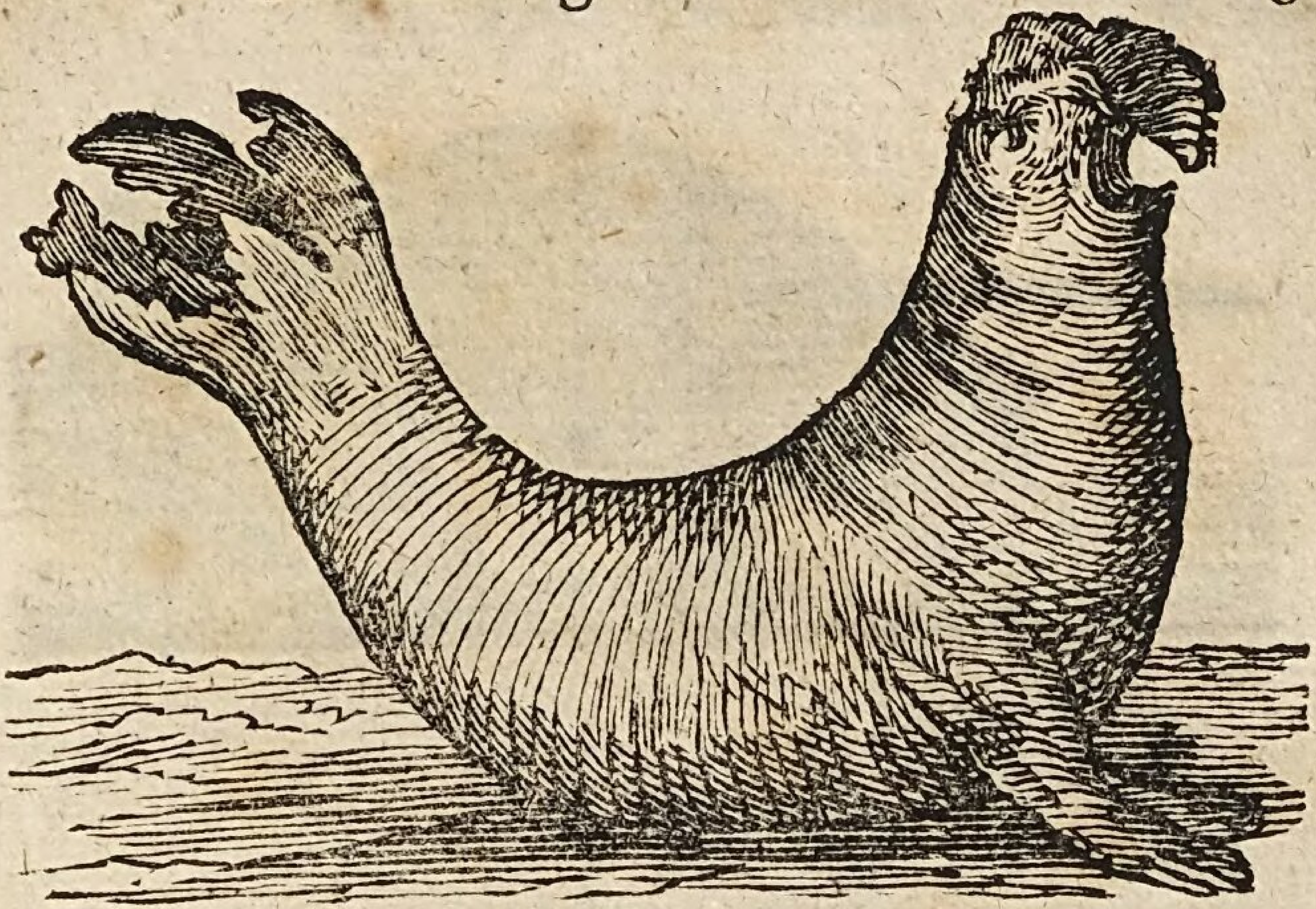


86. *Der gemeine Seehund.* S. 391



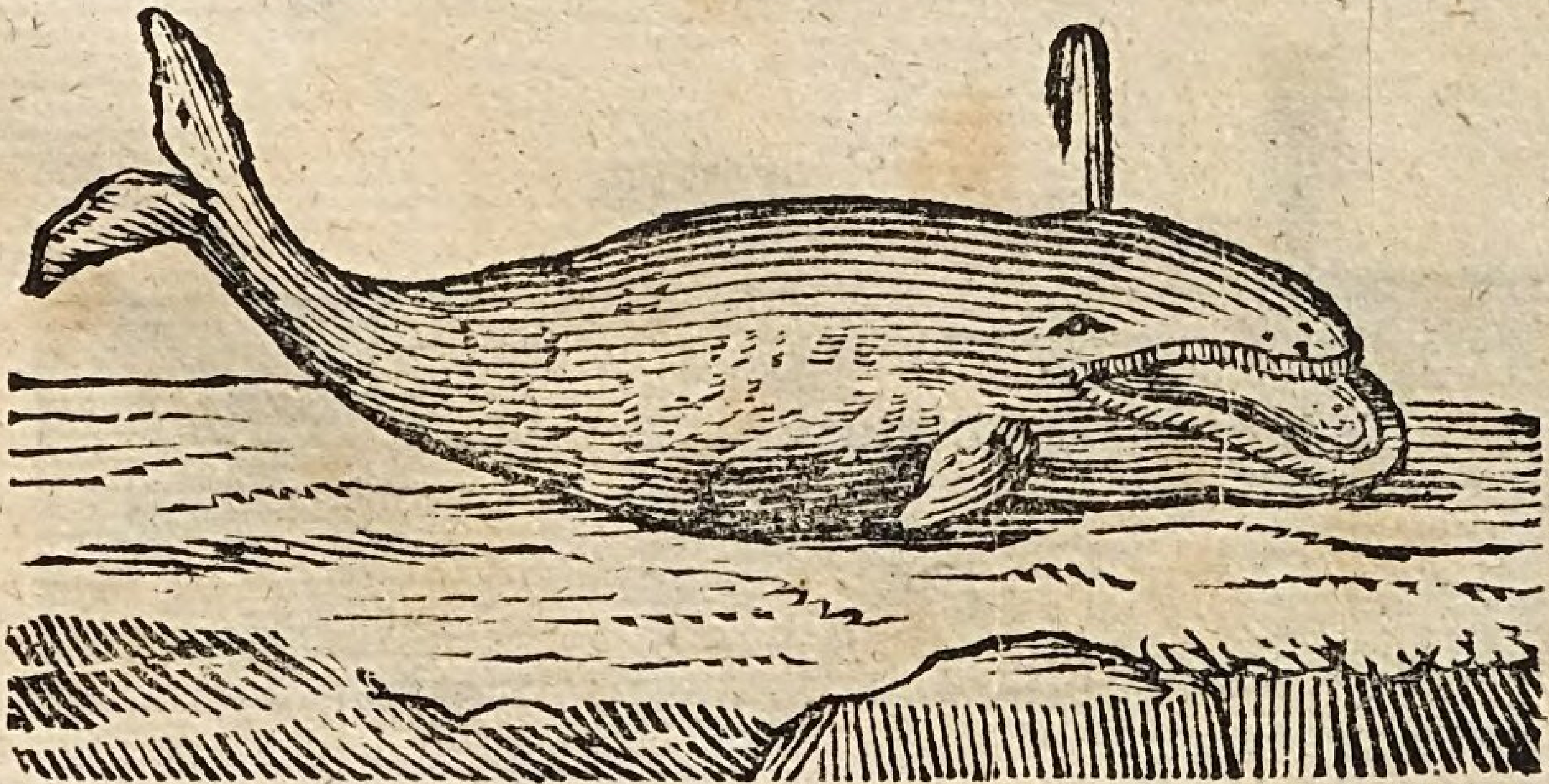
87. *Der Seebär.* S. 392

88. *Der glatte Seelöwe.* S. 393



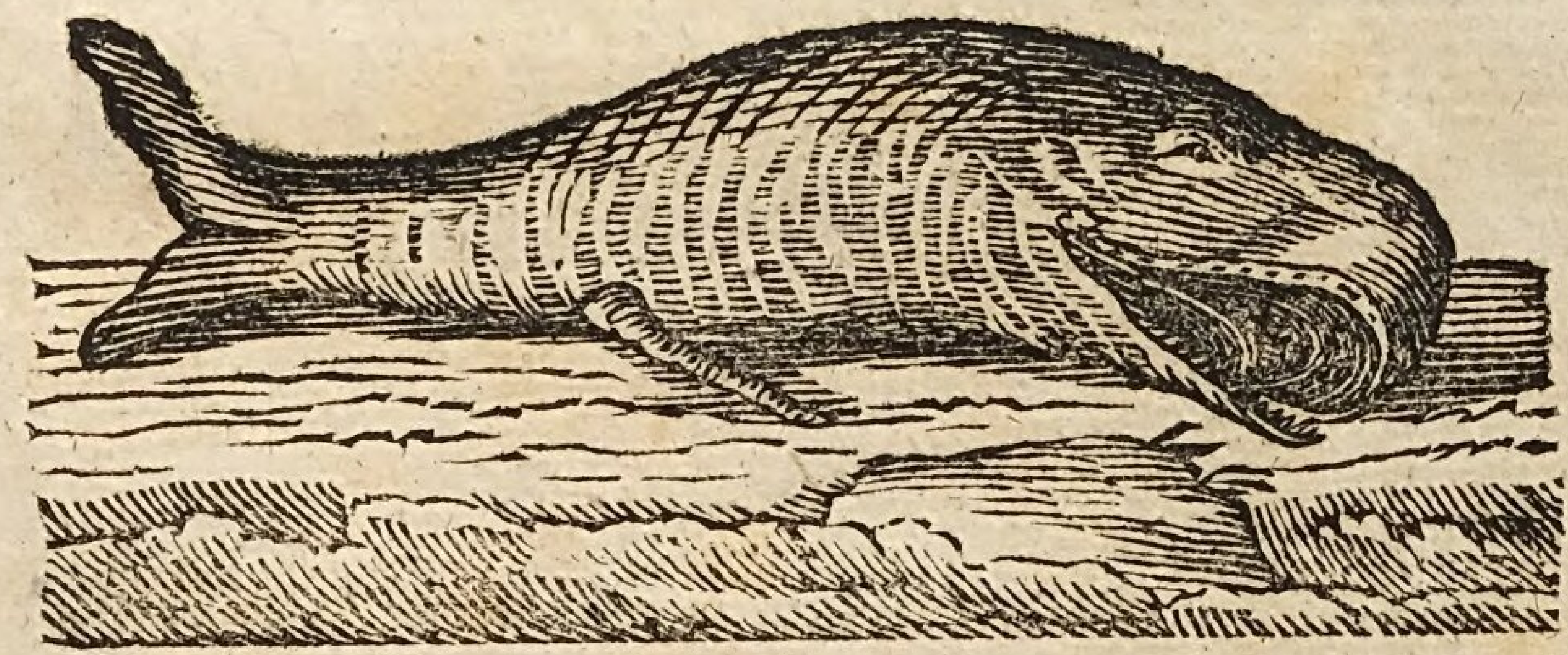
89. *Der zottige Seelöwe.* S. 393

90. *Der gemeine Wallfisch.* S. 396

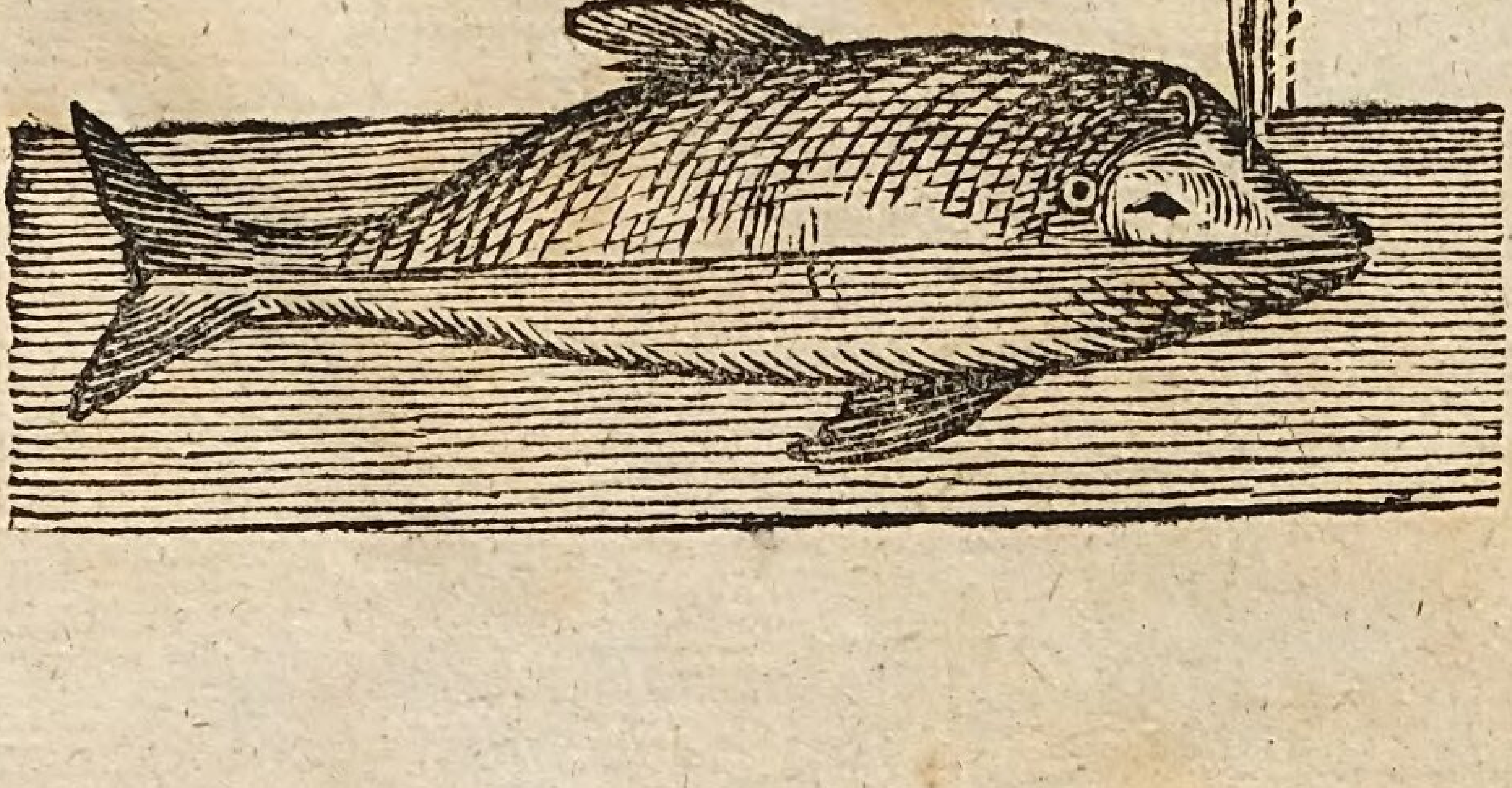


91. *Der Narwal.* S. 400

92. *Der Kachelot.* S. 402



93. *Das Meerschwein.* S. 404



Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Löhr, Johann Andreas Christian,

Gemeinnützige und vollständige Naturgeschichte für Liebhaber und Lehrer

Bd.: 1

1816

Bamberg, Staatsbibliothek -- AGB R 7(1

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11421556-2